

Dr J. Wiese:

Gustav
Nachtigal



LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

916.24

N11g



Gustav Nachtigal



Dr. Gustav Nachtigal
geb. 23. Februar 1834 — gest. 20. April 1885

„Er war getreu — bis in den Tod“

Gustav Nachtigal

Ein deutsches Forscherleben im dunklen Erdteil

Mit Unterstützung
der Nachtigal-Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von

Dr. J. Wiese

Mit einem Titelbild, 45 Abbildungen und einer Karte



Berlin 1914
Verlagsbuchhandlung Alfred Schall
Kgl. Preuß. u. Herzogl. Bayer. Hofbuchh.
Verein der Bücherfreunde

Alle Rechte,
namentlich das der Übersetzung, vorbehalten.

916.24

N 11 g

Sr. Exzellenz dem Herrn Staatssekretär
des Reichskolonialamts

Dr. Solf

ehrerbietigst gewidmet

vom

Verfasser.

111111

Einleitung.

In dem an Entdeckungen, Forschungen und Umwälzungen reichen 19. Jahrhundert gehört die Erschliessung von Zentralafrika sicher zu den denkwürdigsten und ruhmreichsten Ereignissen. Die Entschleierung dieses Teiles des dunklen Afrika hatte lange Zeit hindurch die Gedanken und die Phantasie der Gelehrten und Forscher beschäftigt und ist oft genug in heissem Ringen vergeblich versucht worden. Gewissermassen schrittweise haben kühne Männer die Lösung des Problems auf gewaltigen, oft unter den schwierigsten Umständen durchgeführten Reisen gefördert und ermöglicht. Unbeschreiblichen Mühen haben sie sich unterzogen, Opfer an Gut und Blut sind gebracht worden, ehe allmählich der europäische Kulturgeist über die Gefahren des Klimas und den Fanatismus der Bewohner Innerafrikas siegte und, in allmählicher Erweiterung und Vertiefung der Kenntnisse der bis dahin in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllten Länder Innerafrikas, das grosse Werk der Erforschung jener Landstriche zu einem erfreulichen Abschlusse brachte.

Unter den grossen Pfadfindern und Bahnbrechern, die namentlich seit den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts zielbewusst und energisch die Aufgabe der Erforschung Innerafrikas in die Wege leiteten und förderten, ragen verschiedene Deutsche ganz besonders hervor. Die Namen Barth, Overweg, Vogel, Beumann, Rohlf s werden für immer in der Geschichte der deutschen Entdeckungsreisen mit Ehren genannt werden. Aber so gross ihre Verdienste, so bewundernswert ihre Taten sind — sie alle überragt ohne Zweifel der altmärkische Pfarrersohn Gustav Nachtigal, dessen Lebenswerk den Inhalt des vorliegenden Buches bildet. Und so gross die Verdienste Nachtigals um sein Vaterland im Dienste des Reichs während der letzten Jahre seines Lebens gewesen sein mögen, so liegt doch seine eigentliche Bedeutung in der Forschungsarbeit, die er auf seinen mehrjährigen Entdeckungszügen durch Innerafrika geleistet hat. Hier hat sich der deutsche Forscher unter der glühenden Sonne der Tropen, in den sandigen Wüsten, unter dem Einflusse eines mörderischen Klimas, in stetem Verkehr mit fanatischen Völkern vom Tode be-

droht, als ein Bahnbrecher und Bannerträger deutscher Kultur erwiesen, dessen Name auf immer verknüpft ist mit der Geschichte deutscher Afrikaforschung und deutscher Kolonisation.

Gustav Nachtigal hat selbst über die Erlebnisse und Ergebnisse seiner mit überaus geringen Mitteln durchgeführten Unternehmungen in seinem, durch das Gewicht des Inhalts wie durch die Schönheit der Form gleich ausgezeichneten Werke „Sahara und Sudan“ — dessen dritter Band allerdings von ihm selbst nicht mehr fertiggestellt werden konnte, sondern von Dr. Groddeck herausgegeben wurde — genaue Rechenschaft abgelegt. Das Werk Nachtigals gehört zu den hervorragendsten Erscheinungen der geographischen Literatur überhaupt. Eine staunenswerte Fülle von wissenschaftlichem Material ist in ihm niedergelegt, dramatische Schilderungen von Vorgängen und Ereignissen unterbrechen die Darstellung von Land und Leuten, naturwissenschaftliche, linguistische, historische, archäologische Studien sind an passenden Stellen eingestreut, kurz, das Werk ist nicht nur von hohem Wert für den Fachgelehrten, sondern auch für denjenigen, der sich auf breiter Basis über die von Nachtigal besuchten Länder orientieren will. Aber naturgemäss dringen solche Werke über einen weiteren Kreis, über den Kreis der gelehrten Welt, kaum hinaus.

Ein Auszug aus diesem Werke von Dr. Fränkel enthält leider nur einige Andeutungen über die Wadai- und die Dar-For-Reise, ist also, so vortrefflich es an sich ist, nicht vollständig. Auch Ruhle bietet in seiner Sammlung der Afrikaforscher ein im ganzen wohlgelungenes Lebensbild Nachtigals, in dem aber naturgemäss die Ergebnisse der neueren Forschung nicht berücksichtigt werden konnten.

Auf der anderen Seite erschien es dem Verfasser des vorliegenden Werkes als eine Pflicht, das Andenken an den grossen Forscher in dem deutschen Volke und besonders in der deutschen Jugend zu erneuern, zu beleben und wach zu halten. Das hat der grosse Reisende unbedingt verdient! Natürlich bildete das Werk Nachtigals die Hauptquelle und Grundlage des vorliegenden Werkes. Es entrollt vor den Augen der Leser ein wahrheitsgetreues Gesamtbild der Länder und Völker, die zum Teil bis dahin noch von keinem Reisenden studiert worden waren. Es schildert die inneren und

äusseren Schwierigkeiten, mit denen dieser Mann im dunklen Erdteil zu kämpfen hatte. Fremdartige Volkssitten, geheimnisvolle Persönlichkeiten, eigentümliche Kulturzustände, wechselvolle Naturbilder begegnen uns auf den verschiedenen Etappen des riesigen Weges, denen der Forscher in den langen Jahren seiner kühnen Fahrten begegnet ist. Der geographisch gebildete Leser wird dem Verfasser aber auch die Anerkennung nicht versagen dürfen, dass auch die neuere Literatur über jene Länder und Völker von ihm berücksichtigt worden ist.

Das Werk will aber noch etwas mehr bezwecken. Es will dem deutschen Volke und der deutschen Jugend in erster Linie zwar den kühnen Helden, den mutigen Forscher, den unermüdlichen Gelehrten vor Augen führen, aber es will ihnen auch den Menschen näher bringen, indem es seinen edlen Charakter, seine von Herzen kommende Liebenswürdigkeit, seinen unerschöpflichen Humor schildert, kurz, ein Charakterbild des Mannes entwirft, der auch unter Barbaren ein Sohn der Zivilisation blieb und Eigenschaften des Herzens und des Gemütes offenbarte, die geradezu bezaubernd wirken und ihn uns noch bewundernswerter machen, als seine geniale Persönlichkeit es vermag. Freilich wäre der Versuch, nach dieser Seite ein völliges Charakterbild zu liefern, ohne weiteres gescheitert, wenn es dem Verfasser nicht durch das liebenswürdige Entgegenkommen der Frau Geheimrat Professor Berlin vergönnt gewesen wäre, in dem Werke die herrlichen Briefe Nachtigals an die ihm befreundete Familie Berlin veröffentlichen zu können. Gerade diese Briefe betrachtet der Verfasser als einen wertvollen Bestandteil seines Buches, und Frau Professor Berlin an dieser Stelle besonderen Dank abstaten zu können, ist ihm daher eine angenehme Pflicht.

So möge denn das Buch an seinem Teile dazu beitragen, das Lebensbild des grossen Forschers und edlen Mannes im deutschen Volke und in der reiferen deutschen Jugend zu erhalten, das Wissen über Afrika zu vermehren und die weitesten Kreise für die mutigen Taten zu begeistern, die Nachtigal die Krone der Unsterblichkeit gesichert haben.

Berlin, im November 1913.

Dr. J. Wiese.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort	Seite
Gustav Nachtigals Jugend und Studienzeit	1
Nachtigal in Algier und Tunis	7
Reise nach Fessan	30
Land und Leute von Fessan	43
Reise nach Tibesti	51
Reise nach Bornu	85
Bornu — Land und Leute	104
Die Aulâd Solîmân und die Reise nach Kanem	118
Bewohner von Kanem	133
Die Bewohner des Tsade	153
Reise nach Borku	161
Aufenthalt in Borku und die Dattelernte	175
Reise in das südliche Kanem	182
Sieben Wochen in Kuka	188
Reise nach Bagirmi	196
Logon	207
Reise durch Bagirmi	221
Audienz bei Abu Sekkin	236
Auf der Menschenjagd mit Abu Sekkins Scharen	246
Auf dem Schlachtfeld von Koli	253
Bagirmi — Land und Leute	272
Reise nach Wadai	278
Beim König Ali	289
Wadai — Land und Leute	299
Reise von Wadai nach Dar For	329
Dar For — Land und Leute	344
Die große Paukenfeier und Truppschau in Dar For	351
Ein Schatten	359
Rückkehr in die Heimat	368

Verzeichnis der Abbildungen.

Titelbild.

Tafel 1. Pfarrhaus zu Eichstädt. — Kirche zu Eichstädt.

„ 2. Gustav Nachtigal. — Der Forschungsreisende und seine Schwester.

„ 3. Tibbukinder mit Frauen bei einer Quelle.

„ 4. Ruheplatz unter der Akazie.

„ 5. Unter dem wilden Feigenbaum während des Sturmes.

„ 6. Der Scheich Omar zu Pferde mit seiner Eskorte.

„ 7. Quelle von Meschrün. — Anblick von Gatrun.

„ 8. Anblick der Karawane.

„ 9. Wohnungen am Markte. — Marktszenen.

„ 10. Schöpfbrunnen in der Thadsegegend. — Haus eines Bornugrossen.

„ 11. Ankunft in Bugoman.

„ 12. Afadé — der Thron des Königs. — Afadé — das Haus des Königs.

„ 13. Panzerreiter. — Besuch der Musiker.

„ 14. Anblick von Logon von der Flußseite. — Tanz der Logonfrauen.

„ 15. Ein Blick auf den Schari.

„ 16. Schnabelweib (am Logone). — Alte Banafrau (Heide) aus der Gegend von Bongar am Logons.

„ 17. Einzug in die Hauptstadt Logone.

„ 18. Die Reiter Mbang's.

„ 19. Beratung vor dem Zelte. — Eine Elite-Eskorte.

„ 20. Halt in Tille.

„ 21. Ermordung kranker Sklaven. — Mühsale der Reise.

„ 22. Sturm auf eine befestigte Stellung. — Der Reisende im Begriff, sein Gepäck aufzuladen.

„ 23. Episode aus der Belagerung.

„ 24. Anblick des Schlachtfeldes.

„ 25. Der kranke Doktor im Begriff, den König zu besuchen. — Der König schickt dem Doktor eine seiner Frauen als Geschenk.

„ 26. Plündernde Krieger.

„ 27. Mohammedu hält eine Truppenschau ab.

„ 28. Professor Dr. Berlin. — Frau Professor Berlin.

„ 29. Nachtigal im afrikanischen Prunkgewand.

„ 30. Nachtigal-Denkmal in Kamerun. — Nachtigal-Denkmal in Stendal.

„ 31. Karte von Afrika mit Reiseroute Nachtigals.



Gustav Nachtigals Jugend und Studienzeit.

Gustav Nachtigal, der grosse Afrikaforscher, wurde am 23. Januar 1834 in dem unscheinbaren, aus leichtem Fachwerk einstöckig erbauten und mit Stroh gedeckten Pfarrhaus zu Eichstädt bei Stendal in der Altmark geboren. Früh schon verlor er den Vater, und der armen Predigerswitwe lag es nun ob, den körperlich schwachen, schüchternen, fast ängstlichen Knaben zu erziehen. Eine ältere Schwester unterstützte die Mutter in ihrem schweren Werke, und innigste Freundschaft verband Gustav mit seinem jüngeren Bruder Theodor, der im Alter von zehn Jahren starb und dessen Heimgang das junge Gemüt Gustavs aufs heftigste erschütterte. Um so inniger schloss sich nun der Knabe an die Schwester, und besonders an die Mutter; noch als Mann erinnert er sich, wie er selbst oft erzählt hat, in dankbarer Liebe der sorgenden Mutter, wie sie „als arme Predigerswitwe sich Tag für Tag und Stunde um Stunde mühte, ihn und seine Geschwister aufzuziehen; wie manche Sorge der lebenskräftige Uebermut des Knaben der gottvertrauenden Frau bereitete“. Aber ihr Segen sollte wunderbar aufgehen in den Werken des Sohnes fort und fort bis zum letzten Atemzuge.

Auf dem Gymnasium zu Stendal, wohin die Witwe 1840 übersiedelt war, zeichnete er sich zunächst durch nichts vor den übrigen Schülern aus. Allmählich erstarkte seine Gesundheit, aber erst mit dem fünfzehnten oder sechzehnten Jahre entwickelte er sich körperlich und geistig mehr, und es traten zugleich jene herzugewinnenden und glänzenden Eigenschaften hervor, durch die er sich später so sehr auszeichnete. Seine Schwester schildert ihn aus jener Zeit als einen bildhübschen Jungen, der sich überall Freunde

erwarb, denen er dann durchs ganze Leben treu anhing, der sich auf der Schule auszeichnete und Pläne für zukünftige, in ferne, unbekannte Länder zu unternehmende Reisen schmiedete. Er selbst spricht in seinem Buche davon, dass sich seit der ersten Geographiestunde durch den Anblick einer sehr unvollkommenen Karte von Afrika mit dem unförmlich gezeichneten Tsadsee der Gedanke bei ihm festgesetzt habe, dass er diesen einstmals mit eigenen Augen schauen müsse. Eigentümlicherweise baute er auch schon damals Luftschlösser für die Zeit, wenn er Leibarzt des Bey von Tunis sein würde.

Nachdem Nachtigal im Herbst 1852 das Gymnasium zu Stendal mit bestem Erfolg absolviert hatte, bezog er die Universität zu Berlin, um Medizin zu studieren. In Berlin gehörte er dem König-Friedrich-Wilhelms-Institut an, auf dem bekanntlich junge Leute zu Militärärzten ausgebildet werden. Aber die militärische Zucht und die streng geregelte Lebensweise sagten seinem ungestümen Sinne wenig zu, und er erhielt auf sein Drängen von der Mutter die Erlaubnis, andere Universitäten besuchen zu dürfen. Zur Fortsetzung seiner Studien ging er nach Halle, Würzburg und Greifswald. Besonders die beiden letztgenannten Universitäten waren für seine Ausbildung von grösster Bedeutung. Führt ihn in Würzburg der bekannte Professor Virchow in das später für seine Reisen so wichtige Studium der Anthropologie ein, so schloss sich der junge Student in Greifswald ganz besonders an den Professor Niemeyer an, der ihm ein väterlicher Ratgeber und Freund wurde. Ein Brief, den der letztere an Nachtigals Mutter richtete, kennzeichnet den wohlwollenden Lehrer und ist zugleich ehrend für den Schüler. „Ihr Sohn,“ so heisst es darin, „wird Ihnen bereits geschrieben haben Lassen Sie mich hinzufügen, dass er fleissig ist, und dass er verspricht, ein äusserst tüchtiger Arzt zu werden. Ich glaubte, dass Ihnen das Vertrauen, das der Lehrer in denselben setzt, die Hoffnungen, die er sich von seinen glänzenden Erfolgen macht, wohl tun würden.“

Auf der Universität spross auch jener innige Freundschaftsbund auf, der erst mit Nachtigals Tode ein Ende fand und dem wir überaus wichtige Aufschlüsse über des Forschers Leben und Anschauungen danken. Denn Nachtigal war in Würzburg Mitglied des Korps „Nassovia“ geworden, dem auch der spätere Professor Dr. Berlin angehörte. Die Gattin Berlins, die die Erinnerungen an

Gustav Nachtigal geschrieben und die ausserordentlich wertvollen Briefe des Forschers veröffentlicht hat, berichtet über die entstehende Freundschaft wie folgt: „Nachtigal pflegte gewöhnlich später auf der Kneipe zu erscheinen, weil er zu Hause sein bescheidenes Abendessen einnahm. Er trat, nach Gewohnheit, leise zur Tür herein und drückte sich möglichst unscheinbar und unbemerkt nach seinem Platz herum. Meinem Mann fiel der hübsche, charakteristische Kopf auf, und er fragte seinen Nachbar, wer das sei? „Das ist ein ganz famoser Kerl,“ war die Antwort, „das ist Nachtigal von den Hallenser Altmärkern, den wirst du schon noch kennen lernen.“ Kaum sass Nachtigal auf seinem Platze, so bildete er auch schon den Mittelpunkt der Gesellschaft, und es tönte von seiner Seite des Tisches allgemeines Gelächter zu meinem Mann herüber. Sie machten nun bald Bekanntschaft, und vom ersten Tage an datierte ihre Freundschaft, die im Laufe der Jahre einen immer intimeren Charakter annehmen sollte.

Mein Mann schildert ihn als einen äusserst intelligenten, zart-sinnigen Menschen, voll der nobelsten Gesinnung, als den anregendsten Gesellschafter, den er je kennen gelernt habe. Dazu besass er die Gabe der Rede in ganz aussergewöhnlichem Masse. Mit Vorliebe schwang er sich zu einer sogenannten Bierrede auf, das heisst, in vorgerückter Stunde pflegte er, wenn er besonders aufgelegt war, ums Wort zu bitten, und hielt dann in der glänzenden Diktion unvorbereitet einen Vortrag über imaginäre Reisen in Afrika — auf dieses Thema liebte er immer und immer wieder zurückzukommen —; bald sprach er als Abgesandter von irgend einem Stamm, dessen Trachten, Sitten, kriegerische Gewohnheiten er anzubringen wusste, bald sprach er als Vertreter der ebenfalls kriegerischen „Nassovia“ oder „Paläomarchia“ irgend einen Häuptling eines solchen Stammes als Kartellträger an und wusste die wenigen bekannten ethnographischen Tatsachen, die Tagesereignisse des Studentenlebens, namentlich aber die Figuren seiner schrankenlosen Phantasie mit einer Lebhaftigkeit und einer solchen Redegewandtheit durcheinanderspielen zu lassen, dass er wohl eine halbe Stunde lang von unausgesetztem Beifallssturm gehoben und getrieben, weiter sprechen konnte, ohne die Zuhörer einen Augenblick zu ermüden.

Seine genialen Einfälle spielten sich aber nicht bloss in harmlosen Reden ab, sein übersprudelnder Humor betätigte sich auch

zuweilen im praktischen Leben; wenngleich diese übermütigen Lebensäusserungen für ihn selbst nicht immer von unmittelbar angenehmen Konsequenzen waren. Einen dieser genialen Streiche möchte ich hier mitteilen, weil derselbe wohl als ein Unikum in den Annalen des deutschen Studententums dastehen dürfte:

Am Ende des Sommersemesters 1855 nahm Nachtigal von seinen Würzburger Kameraden Abschied, um sich in Gemeinschaft mit zweien seiner Freunde, R. und K., nach Bonn zu begeben und dort das naturwissenschaftliche Examen, das sogenannte Physikum, zu absolvieren. Die Reise von Mainz, den schönen Rhein hinunter, ging etwas langsamer vonstatten, als man in Rechnung genommen hatte; die Reisenden konnten an Rüdesheim, Asmannshausen nicht vorbeikommen; weiter unten winkte der Drachenfels wieder so verlockend, und als sie endlich eines Abends in Bonn angelangt waren, bemerkte Nachtigal zu seinem Kummer, dass sein Barvorrat lange nicht mehr ausreichte, um die 10 Taler Gold betragenden Examensgebühren zu entrichten. Er verliess sich auf seine Freunde. Sein Vertrauen auf ihre Mittel wurde aber bitter getäuscht. Bei ihrer Zusammenkunft am nächsten Morgen bat er den einen höchst unbefangen, er möge ihm doch zehn Taler leihen; derselbe sprang entsetzt empor und rief erschrocken: „Ich habe nichts, ich habe mich ganz auf Euch verlassen!“ Der dritte verhielt sich ganz schweigsam, und als Nachtigal ihn anredete: „Nun, K., wie ist es denn mit dir?“ sagte derselbe ganz ruhig: „Ich habe natürlich auch nichts mehr.“

Es wurde nun beraten, auf welche Weise schnell Geld anzuschaffen sei, denn am nächsten Tage sollte das Examen gemacht, respektive die Gebühren hinterlegt werden. Man beschloss, die in Bonn weilenden, näheren Freunde aufzusuchen und bei diesen eine Anleihe zu machen. Dieser Versuch scheiterte an der augenblicklichen gänzlichen Mittellosigkeit der Bekannten; es war auch, am Ende des Semesters, von vornherein ein aussichtsloses Unternehmen gewesen. In der zweiten Beratung warf Nachtigal die Frage auf, ob es nicht am Ende möglich sei, das Examen auf „Pump“ zu machen; es würde sich ja nur darum handeln, dem Dekan der Fakultät die Sachlage im richtigen Lichte darzustellen. Er selbst erbot sich, die Unterhandlungen mit dem Dekan zu führen, und stattete demselben sofort einen Besuch ab. Die Unterredung hatte leider kein befriedigendes Resultat. Nachtigal kam ziemlich klein-



Pfarrhaus zu Eichstädt.



Kirche zu Eichstädt.

laut zu seinen wartenden Kameraden zurück, und es wurde nun beschlossen, zunächst einen Frühschoppen zu nehmen. Beim Bezahlen desselben bemerkte Nachtigal zu seiner Befriedigung, dass er doch noch einige Taler in seinem Portemonnaie besass. Er leerte den Inhalt des letzteren auf den Tisch und wandte sich an seine Freunde mit der Frage: „Wie viel haben wir denn eigentlich zusammen? Schüttet einmal euer Geld hierher.“ Die Zählung der gemeinschaftlichen Kasse ergab etwa 12 Taler. „Das reicht ja gut zu einem Examen!“ rief Nachtigal. „Kellner, bringen Sie einmal den Würfelbecher. Drei Heidelberger, wie sie fallen, der Höchste gewinnt, muss aber das Examen machen! R. wirft an!“ R. gewann auch, musste das Examen machen und bestand es. Dann reisten sie alle drei in die Ferien.

Nachdem der junge Mediziner am 2. November 1857 in Greifswald zum Doktor promoviert worden war, legte er ebendasselbst im Winter 1857/58 die grosse Staatsprüfung ab. Bald darauf wurde er als Unterarzt bei dem 30. Infanterieregiment in Köln angestellt, 1859 zum Assistenzarzt befördert und in das, ebenfalls in Köln garnisierende 33. Infanterieregiment versetzt.

Es ist gewiss nicht ohne Interesse, von den Aussprüchen seiner Vorgesetzten aus jener Zeit Kenntnis zu nehmen. Durch das Entgegenkommen des Generalstabsarztes der Armee ist seinem Freunde Güssfeldt* ein Einblick nach dieser Richtung hin gewährt worden. Der Qualifikationsbericht über den jungen Assistenzarzt, dem die nachgesuchte Entlassung aus dem aktiven Dienst am 31. August 1861 gewährt wurde, enthält die Stelle: „Als durchaus wissenschaftlich gebildeter Arzt besitzt Nachtigal ein reges Streben und zeigt grosse Vorliebe für sein Fach. Seine besonnene Ruhe, sein klarer Verstand, im Verein mit taktvollem Benehmen, lassen ihn ganz besonders geeignet zu höheren militärärztlichen Stellen erscheinen.“

Leider zeigten sich aber schon sehr bald die Vorboten einer beginnenden Lungenkrankheit. Dennoch lag der junge Arzt gerade in dieser Zeit mit besonderem Eifer dem eingehenderen Studium der Augenheilkunde ob. Aber die Frage einer etwaigen Niederlassung als Arzt zu gleicher Zeit wurde jäh abgeschnitten durch verschiedene Blutstürze, die er erlitt. Sofort stand es bei ihm fest, dass

* Vgl. Güssfeldts glänzende Trauerrede auf Nachtigal, gehalten am 17. Mai 1885 in der „Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“.

er Gesundheit nur in einem südlichen Klima finden werde, und so reiste er denn im Oktober 1862 nach Algier ab. Seine Mutter, die tief ergriffen ihn beim Abschied weinend in die Arme schloss, tröstete er mit den Worten: „Es ist ja nur für ein halbes Jahr!“ Doch ihre Ahnung, dass sie ihn nicht wiedersehen würde, sollte sich erfüllen; sie durfte nicht mehr die Früchte ihrer Selbstaufopferung ernten, sich nicht mehr an dem Glück und Ruhm ihres Sohnes erfreuen, denn im Jahre 1866, zwei Jahre vor seiner Rückkehr nach Deutschland, starb sie. Nachtigal empfand ihren Tod aufs tiefste! Welch dankbarer, liebevoller Sohn er gewesen, geht aus allen seinen Briefen an seine Mutter hervor. Er kann sie nicht genug bitten und ermahnen, sich zu schonen, sich ihm zu erhalten, bis er einst in der Lage sein würde, ihr alle Liebe und Aufopferung zu vergelten, und die traurige Tatsache, dass ihm dies nicht mehr vergönnt war, liess ihn den Schmerz um so herber empfinden!

Gustav Nachtigal gehörte zu jenen seltenen Männern, die auch das Unglück nicht beugen, sondern zu höheren Zwecken führt; denn seine Krankheit wurde ihm der Anlass, seinen phantastischen Taten-durst zu stillen. Am Rande des märchenhaften Kontinentes entzündete sich seine Phantasie; das grosse Vorbild Heinrich Barths schwebte ihm vor der Seele; es ergriff ihn die Vorahnung der eigenen Grösse: er wollte sie in die Tat umsetzen.

Aber bei all seiner edlen Schwärmerei verliess ihn doch nie seine besonnene Klugheit. Er wollte nichts unternehmen, was nicht auch gelänge; — und so warb er fast sieben Jahre lang um Afrika, wie einst Jakob um Rahel geworben hatte. Da erst gelangte er in den Besitz der Mittel, ohne die auch der Beste ein gefesselter Mann bleibt.

„Es muss doch,“ sagt Güssfeldt, „für jeden Deutschen ein erhebendes Gefühl sein, dass unseres Heldenkaisers allwaltende Fürsorge und königlicher Sinn den Anlass gab, dass Nachtigal ins Weite zog. Sie wissen alle, um was es sich handelt. Seine Majestät der König hatte befohlen, dass dem Scheich Omar von Bornu Geschenke überbracht würden, in Anerkennung für sein menschenfreundliches Verhalten gegen die deutschen Reisenden Barth und Overweg, Vogel, v. Beurmann und Rohlf.

Diese Mission übernahm Gustav Nachtigal im Anfange des Jahres 1869. Er stand also im 35. Lebensjahre, als er seine grosse Reise antrat, hatte bereits mehr als ein Lustrum im arabischen

Afrika zugebracht, kannte Sprache und Sitte und war für seine Aufgabe besser vorbereitet, als je vielleicht ein Vorgänger. Wenn man liest, dass er seine Vorbereitung und seine Ausrüstung mit wissenschaftlichen Instrumenten für mangelhaft erklärt, so drängt der Rückblick auf seine Leistungen ein ganz anderes Urteil auf. Denn wahrlich: die beste Ausrüstung, die Nachtigal auf seine Reise mitnahm, war er selbst und seine grossen Eigenschaften der Energie und Entsagung, der Menschenfreundlichkeit und Geduld, des Beobachtens in Freud und Leid, der Wahrheitsliebe, der Verachtung von Lüge und Ruhmredigkeit.“

Nachtigal in Algier und Tunis.

Gegen Ende März 1862 verliess Nachtigal Köln, um nach Algier überzusiedeln. Obwohl er dort hauptsächlich seiner Gesundheit leben musste, so verbrachte er dennoch seine Tage nicht mit Nichtstun. Hauptsächlich beschäftigte er sich mit dem Erlernen der arabischen Sprache und dem eingehenden Studium von Land und Leuten. Auch naturwissenschaftlichen Studien lag er ob, und bei zahlreichen, weiten Fusstouren sammelte er, als erklärter Tierliebhaber, Getier aller Art, das er in seiner beschränkten Wohnung einquartierte.

Allein seine Hoffnung, durch Ausübung ärztlicher Praxis den Lebensunterhalt verdienen zu können, schlug fehl; dies drückte seine Gemütsstimmung herab. Auch sein Leiden wollte sich nicht bessern. Da lernte er zufällig den englischen Pastor Fenner kennen, der als Judenmissionar in Tunis wirkte und in letzterer Eigenschaft nach Algier gekommen war. Nachdem Nachtigal Erkundigungen durch diesen und durch dessen Vermittelung eingezogen und zum Zweck eigenen Urteils einen Ausflug nach Tunis gemacht hatte, kündigte er den Seinen den Entschluss an, nach dort überzusiedeln. Dies geschah am 3. Juni 1863.

Wenige Tage später begann er seine ärztliche Praxis. Freilich bildeten, abgesehen davon, dass er seinen geringen Vorrat an Medikamenten umsonst abgeben musste, seine einzigen Einnahmen „ein halbes Dutzend Läuse, die er alle Tage mit nach Hause brachte, bisweilen in Exemplaren von ausserordentlicher Schönheit und Grösse“. Doch sollten sich diese Verhältnisse bald zum Bessern

wenden. Sehr bald bekam er auch noch anderen Lohn, als allein das Küssen der Hände, des Rockes und der Beine. Der Ruf seiner guten und opferwilligen Behandlung, die er seinen Kranken angedeihen liess, gewann ihm die Sympathien weiter Kreise, namentlich auch der ersten Aerzte des Gouvernements. Schwierigkeiten boten allerdings die sprachlichen Verhältnisse, so dass er gezwungen war, sich einen Dolmetscher zu halten. Hierüber schreibt er an seine Angehörigen: „Im Arabischen kann ich die gewöhnlichen Fragen, die man an Kranke tut, schon ausdrücken und einen Teil der Antworten verstehen. Doch ist die Sprache von nichtswürdiger Schwierigkeit, und bei meinem kurzen Aufenthalt in diesen Ländern ist es kaum der Mühe wert, das Studium zu beginnen. Die Sprache ist von unglaublichem Reichtum, jedes Ding hat eine Reihe von Bezeichnungen und Ausdrücken, die je nach dem augenblicklichen Zustand desselben oder seiner Bedeutung variieren. Für Kamel gibt es je nach Alter, Benutzung, Stamm, Herkunft usw. z. B. mehr als hundert Wörter. Zwischen den Ausdrücken der Mauren (Araber der Städte) und der Beduinen (landbewohnende Araber) herrscht oft eine unergründliche Verschiedenheit. Mein Dolmetscher und Domestik kennt natürlich alle und spricht mit Leichtigkeit arabisch, spanisch, italienisch, englisch, malthesisch und hebräisch. Im Französischen drückt er sich nur mangelhaft aus, ahnt jedoch durch die Kenntniss der genannten Sprachen alles, was man von ihm will. Er selbst spricht manchmal alle Sprachen auf einmal, um sich recht eindringlich verständlich zu machen; er kann sich recht gut ausdrücken, ohne ein Wort von sich zu geben. Ich habe ihn zu meiner grössten Belustigung sich, ohne den Mund zu öffnen, auf grosse Entfernungen hin unterhalten sehen. Alles spricht dann an ihm, seine Hände, sein ganzer Kopf, seine Ohren, seine Augen, seine Nase. Es ist dies eine Kunst, die nur von den Bewohnern dieser Länder verstanden wird, und für den Bewohner des Nordens, der nur die Sprache kennt und selten seine Zuflucht zu lebhaftem Geberdenspiel zu nehmen gewohnt ist, ist dies unendlich komisch.“

Höchst unzulänglich sind, wie er in seinen Briefen klagt, Klima und Wohnungen: „Es ist ein sehr gefährlicher Aufenthalt für Leute, die sich nicht in acht nehmen. Die Feuchtigkeit der Atmosphäre ist eine so bedeutender, dass es fast unmöglich ist, die Erdgeschosse zu bewohnen, ohne krank zu werden, Wäsche kann man nur mühsam trocknen, alle metallenen Fabrikate sind vor Rost und anderen

Oxydationsprozessen kaum zu schützen. Man kann nur in der Nähe einer Wand schlafen, wenn man sie mit Strohmatte ausschlägt. Dazu kommt, dass man selten Türen und Fenster findet, die auch nur einigermaßen schliessen, und dass das Wasser, das sich auf den platten Dächern sammelt und durch die Röhren, die von da aus in die Zisternen führen, nur unvollkommen abgeleitet wird, durch die Decke in die Zimmer sickert. Alles das macht, dass man die Kälte in recht unangenehmer Weise empfindet.“ Ehe aber die kalte Jahreszeit eintrat, hat er von zwei Naturereignissen zu berichten, von denen das eine sehr leicht gefahrbringend für sein Leben hätte werden können:

„Uebrigens waren die letzten Wochen sehr reich an Abwechslungen, die freilich nicht angenehmer Art waren. Morgen abend werden es vierzehn Tage, dass ein ziemlich heftiges Erdbeben die Stadt in Schrecken setzte. Ich war gerade beim Abendessen, als ein lauter, unterirdischer Donner rollte und die Wände an zu schwanken, die Teller an zu klappern, die Tische an sich zu bewegen fingen. Der erste Stoss dauerte wohl drei bis vier Sekunden und wiederholte sich nach einigen Stunden mehrfach, doch in schwächerer Weise. In derselben Nacht um drei Uhr wurde ich durch einen heftigen Stoss mit dem Bette in die Höhe geschleudert. Seitdem wiederholten sich leichte Schwankungen und leichte, unterirdische Geräusche fast täglich, doch in so unbedeutender Weise, dass die Furcht jetzt beendet zu sein scheint. Schaden ist durchaus nicht angerichtet, mit Ausnahme einiger Erkältungen, wie ich sie mir bei der Gelegenheit auch zuzog. Zuerst blieb man lange draussen, während die heftigen Erschütterungen stattfanden, und dann, als ich selbst zu Bett gehen wollte, genierte ich mich doch, mich im Hemde verschütten zu lassen, und legte mich angekleidet aufs Bett, mit dem Reste meines Geldes in der Tasche und meiner Briefmappe neben mir, sofern es etwa noch Zeit zum Entweichen sein würde. Doch ist die Gefahr vorüber, wie es scheint.“

Dann beschreibt er die Furchtäusserungen der verschiedenen dort zusammenlebenden Nationalitäten und fährt fort: „Am wenigsten furchtsam waren die Mohammedaner, von denen ganz elende Beduinen, die ich am nächsten Tage fragte, ob sie grosse Angst gehabt hätten, mit verächtlichem Lächeln gen Himmel zeigten mit dem Worte: „Robbi“ (Gott!). Die etwas komische Vorstellung soll sonst bei ihnen ganz gebräuchlich sein, dass die Erde

an den Hörnern eines grossen Ochsen hänge, und zwar abwechselnd grösstenteils auf dem einen oder auf dem andern Horn. Ist dieser grosse Weltochse auf dem einen Horn ermüdet, so schleudert er durch eine brüske Bewegung des Kopfes die Erde auf das andere, bis er endlich, gänzlich ermüdet, nicht mehr will und die ganze Erde von sich wirft. Im ersten Falle gibt es Erdbeben, im zweiten kommt es zum Weltuntergange.

Unmittelbar nach den ersten Erderschütterungen kam mir eine Gefahr noch viel näher, die mich aber auch verschont hat. Es zog ein furchtbares Gewitter heran, wie sich selbst Leute, die jahrelang in diesen Breiten wohnen, nicht entsannen, es erlebt zu haben, und entlud sich in einer mir unbekannten Heftigkeit unmittelbar über die Stadt. Die Sache fing mit den sich ununterbrochen wiederholenden Schlägen und den sekundlichen Blitzen an, etwas unheimlich zu werden, und ich hatte mich kaum vom Bette erhoben und vollständig angekleidet, als ein Blitz zu mir ins Zimmer geschlüpft kam, ein ganz feiner, dünner, bläulichweisser Strahl, der lebhaftes Zick-Zack-Exkursionen machte, zwei bis drei Fuss von mir entfernt, doch ohne irgendwelchen Schaden anzurichten. Nur ein lebhafter Geruch nach Schwefel blieb noch etwa eine Stunde lang zurück und zeugte von seinem Besuche.“

Immer kehrt in den Briefen seiner Familie die Bitte wieder, doch in die Heimat zurückzukehren und eine Landpraxis zu übernehmen. Aber Nachtigals unerschütterliche Pflichttreue und sein festes Vertrauen auf eine Besserung der Verhältnisse hinderten ihn bei aller Liebe zur Mutter und Schwester, doch deren Wünschen Folge zu geben. Bald sollten denn auch in der Tat seine Aussichten sich bessern. Doch ehe wir diese schildern, wollen wir noch einige Eindrücke, die Nachtigal auf Reisen sammelte, hier einschalten. So erzählt er von einer Tour, die er am 15. März 1864 mit dem schon genannten Fenner machte, folgendes:

„Ich bin vor wenigen Tagen von einem achttägigen Ausfluge, den ich mit Herrn Fenner machte, zurückgekehrt, braungebrannt von afrikanischer Sonne, doch etwas heiterer und aufgemunterter durch den Anblick der Frühlingsnatur, der spriessenden Saaten, der blühenden Bäume, Dinge, die man in Tunis mehr entbehrt als in irgend einer europäischen Stadt. Wir waren in Bizerte, dem römischen Hippo-Zaritus, Porto Farina, Bon-Chatter, auf dem Platze, wo früher Utica blühte, und einigen andern Städten, die entweder

unmittelbar am Meere auf der Nordküste oder doch nahe derselben liegen. Der weiteste dieser Orte war Bizerte, wohl nur acht Meilen von Tunis, und die übrigen gar nicht sehr weit von der genannten Stadt, und doch nahm der Ausflug etwa acht Tage fort, so beschwerlich reist man hierzulande. Wir sind am ersten Tage mit einer kleinen Karawane, auf zwei Lastpferden reitend, von Tunis bis Bizerte gegangen, das heisst von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends auf dem Pferde geblieben. Du kannst wohl denken, dass der zweite Tag hauptsächlich mit der Restauration der malträtierten Gliedmassen verbracht wurde. Doch kann man sich nicht beklagen, wenn man die Araber, z. B. die Karawanenführer, ansieht, die denselben Weg, aber nahe zwei Drittel laufend, zurücklegten, ohne nur ein Stück Brot oder einen Schluck Wasser zu sich zu nehmen, denn sie waren noch im Rhamadan. Fast noch bewunderungswürdiger waren die Tiere, die, alle mit Menschen oder mit Waren belastet, ohne einen Mundvoll Heu oder Gras oder Gerste den Tag ausdauerten, ohne am Ende der Reise einen wesentlich anderen Schritt zu gehen als anfangs. Dabei war die Temperatur, die eines heissen Sommertages, dergestalt, dass uns, die wir nur das Haupt mit einem tunesischen Fes bekleidet hatten, schon am zweiten Tage die Gesichtshaut herunterzugehen begann. Die Karawanentiere sind das übrigens gewohnt, denn sie gehen fort-dauernd hin und her, entweder alle Tage oder einen Tag überschlagend, und niemand hat je daran gedacht, ihnen während des Weges etwas zu fressen zu geben. Dass soviel Karawanen zwischen hier und Bizerte gehen, hat seinen Grund hauptsächlich in dem Transport von Fischen, die sehr reichlich in den grossen Seen von Bizerte gefangen und auf den Markt nach Tunis gebracht werden. Die Seen sind nahe am Meere, mit dem sie durch einen Kanal in Verbindung stehen; sie selbst sind ebenfalls durch einen solchen unter sich verbunden und von einem fabelhaften Fischreichtum. Sie sind von ungeheurer Ausdehnung, gegen die der See von Tunis gar nichts ist. Die Stadt selbst ist, wie die meisten Städte, die ich hier gesehen habe, viel mehr ein Haufen von Ruinen als eine Stadt zu nennen. Sie hatte einstmals wohl 25 000 Einwohner, einen vortrefflichen Hafen, der jetzt versandet ist, und einen blühenden Handel. Die Zahl der Einwohner ist bis auf etwa 5000 herabgesunken. Vom Handel sieht man nicht viel, alles im Zustande des langsamen Verkommens, wie das ganze Land. Von Europäern gibt es dort einen

französischen Vizekonsul, dessen Familie in Tunis wohnt, einen katholischen Geistlichen für einige Malteser und Italiener, die ich aber nicht wohl als Europäer gelten lassen kann, den englisch-amerikanischen Vizekonsul, einen italienischen Israeliten, einen jungen französischen Arzt und einen deutschen Schweizer, den wir von Tunis kannten, das er vor vier Wochen verliess, um nach Bizerte überzusiedeln. Der französische Vizekonsul beschäftigt sich mit seiner prachtvollen Jagd und trinkt mit dem Curé zusammen. Der Vizekonsul für England und Amerika scheint ein sehr respektabler Mann zu sein, der schon seit 25 Jahren dort wohnt und Bizerte fast liebt. Der junge französische Arzt kam ungefähr mit mir in Tunis an, zog sich jedoch bald nach Bizerte zurück. Der Schweizer endlich, aus Basel, war früher schweizerischer Konsul in Algier, wo er zugleich Handel trieb, der jedoch durch die mangelhaften Verhältnisse Algeriens keinen grossen Aufschwung genommen zu haben scheint. Er kam endlich nach Tunis, um sich eine neue Stellung zu gründen, die er, nachdem er Tunis selbst jedenfalls als unpassenden Boden erkannt hat, in Bizerte zu erringen hofft. Er ist augenscheinlich ein sehr braver Mann und dauert mich mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern in seinen jetzigen beschränkten Verhältnissen recht. Ohne regelmässige Wasserzufuhr, ohne Milch, ohne Butter, ohne Gemüse, mit einer Küche von der Grösse eines Wandschranks, mit einem improvisierten Kanapee, einem Tisch und drei oder vier Stühlen als ganzem Mobiliar, würde euch eine solche Wirtschaft zur Verzweiflung bringen. Und doch vermochte es die Frau, eine heitere Pariserin, noch, uns zum Mittagessen einzuladen und convenable zu bewirten. Die Umgegend ist hübsch, hügelig, mit üppigen, fruchtbaren Feldern, mit Wein, Weizen, Baumwolle, Bohnen bepflanzt. Doch die Europäer können die anmutigen Umgebungen nicht geniessen, da es jedesmal erforderlich ist, eine Wache im Hause zu haben, sonst wird alles gestohlen, und da man auch nicht selten insultiert wird.

Von da gingen wir am dritten Tage nach Porto-Farina und der Gegend von Utica. Porto-Farina hat vielleicht noch 1000 Einwohner, während es früher unter Ahmed Bey grosse Etablissements für die Marine, die dort stets im Hafen war, Kasernen usw. bekam. Sein Günstling Sah' ab Chibomb, Gouverneur daselbst, baute grosse, öffentliche Gebäude, und sich selbst einen schönen Palast im Garten, dessen Grösse und Reichtum wir jetzt noch zu bewundern

Gelegenheit nahmen. Der Bey starb, sein Günstling wurde aller seiner Würden beraubt und verbannt, die öffentlichen Gebäude blieben unbenutzt, und kein Mensch denkt mehr an Porto-Farina. Der Khalifa wies uns ein Nachtquartier im Dar-el-Bey, wörtlich Hause des Beys, an; die Leute waren von in Europa unbekannter Höflichkeit und Freundlichkeit; wir bewunderten die Forts, Kasernen und Hafenbauten, jetzt verlassen und dem Ruin entgegengehend. Europäer gab es etwa ein halbes Dutzend dort, von denen einer, uns sprechen hörend, sagte, er glaube, es gäbe Leute in diesem Ort, die dieselbe Sprache sprächen und uns in der Tat zu drei Benediktinern aus München führte, zwei Ordinierte und ein Laienbruder, die dort ihr Stilleben führten. Der Obere, Pater Hugo, war ein schöner, junger, gewandter und gebildeter Mann, der zugleich in der Gegend den Arzt machte; sie freuten sich sehr, und wir brachten den Abend mit ihnen zu.

Von Utica ist noch weniger zu sehen als von Karthago, und es war doch eine blühende Stadt mit grossem Amphitheater. Merkwürdig ist, dass es jetzt eine ganz bedeutende Strecke vom Meere entfernt liegt, während es früher am Ausflusse der Medjerdah lag. Die Medjerdah hat sich ein anderes Bett gesucht, und das Meer hat Land angeschwemmt.

Von Porto-Farina nach Bizerte zurück finden sich reizende Landschaften, voller Johannisbrotbäume, blühender Mandelbäume, ausschlagender Feigenbäume, blühender Myrthensträucher, aufschliessender Saaten und besserer Olivenbäume, als die Umgegend von Tunis zeigt. Es waren am Ras-el-Djebel, Kopf des Berges, die bestkultivierten Felder, die ich von arabischer Hand bearbeitet gesehen habe. Auch dort fanden wir einen Europäer, Italiener, der hier, nachdem er Muselmann geworden war, als Arzt fungierte. Nach Bizerte zurückgekehrt, ruhten wir noch anderthalb Tag aus, entdeckten noch eine Säule mit wohlgehaltener Inschrift von Antonius Pius und trabten dann ruhig wieder nach Tunis zurück.“

Als Nachtigal in demselben Jahre während der Revolution mit den Regierungstruppen, denen er sich angeschlossen hatte, in der Regentschaft umherzieht, kommt er einmal in die Nähe einer alten, römischen Stadt, und bei dieser Gelegenheit spricht er sich mit enthusiastischen Worten über die grossartige Vergangenheit dieses Volkes aus.

„ . . . Unser nächstes Ziel wird El Kef sein, das alte römische Spicca Venerca, Hauptstadt des westlichen Teils der Regentschaft und festes Bollwerk gegen die algerische Grenze, die uns nahe liegt. Folge auf einer grösseren Karte dem einzigen grösseren Flusse der Tunisie, die Medjerdah, gegen die algerische Grenze zu; etwas südlich von ihr, ungefähr eine Tagereise von der Grenze entfernt, findet sich El Kef. In unserer Reise sind wir dem genannten Flusse in seinem Laufe gefolgt und befinden uns jetzt nur noch zwei Tagemärsche von diesem nächsten Ziel. Die Reise hat mich in allergrösstem Masse interessiert, da ich seit längerer Zeit heftig auf Altertümer erpicht bin. Ich bin voll Bewunderung dieser Römer, die in unaufhaltsam strömender Lebenskraft ihre Kraftäusserungen in die fernsten Länder verpflanzten, deren Werke eine so gigantische Kraft, eine solche solide Sicherheit, eine so harmonische Grösse atmen, dass wir, im höchsten Grade beschämt und kleinlaut, uns auf stille Bewunderung resignieren. Das sind die Heiden und ihre Werke; sie sind dahin, zerfallen in Staub, sagt ihr! Wer sagt uns denn, wie lange unsere Realisierungen der Ideen lebendig bleiben? Die Gesetze, nach denen Völker entstehen, wachsen, blühen, siechen und sterben, sind bis jetzt unerforscht oder doch nur in ihren akzessorischen Momenten erkannt. Genug, ich bin entzückt, und habe ich einst Geld und Zeit, so mache ich eine archäologische Reise, Ort bei Ort, durch die ganze Regentschaft, die noch voll ist von unentdeckten Inschriften, ja auch ganz unbekannten Städteruinen.“

Eine im April 1864 ausgebrochene Revolution in Tunis hatte den Zweck, den allmächtigen Minister des Beys, den verhassten Sidi Mustafa Chasnadar, zu stürzen und die unter ihm eingeführten Neuerungen zu beseitigen. Die Sache der Rebellen machte reissende Fortschritte und schliesslich ein tatkräftiges Eingreifen der tunesischen Regierung dringend nötig. Es gelang Nachtigal nun, eine Anstellung als Militärarzt bei den Truppen zu erhalten, die zur Niederwerfung des Aufstandes zusammengezogen wurden. Am 7. August 1864 reiste er zu den Truppen ab, die unter dem Befehl des Ferik (höchste militärische Würde im Lande) Sidi Rustam in der Nähe von Mdjes-el-Bab lagerte. Am nächsten Tage schilderte er seine Ankunft im Lager:

„Es war mir ein höchst sonderbarer, interessanter Anblick, als ich gestern von Tunis, eskortiert von vier Spahis, hier ankam, das

ganze mannigfaltige Ensemble des Lagers zu sehen. Am Eingange des Lagerplatzes bedrohten einige kümmerliche Kanonen feindliche Eindringlinge, einige zerlumppte Soldaten der regulären Truppen hielten mich und meinen Wagen zurück, bis der Kommandant en chef die Erlaubnis zum Eintritt gegeben hatte, worauf ich dann dem Zelte meines Ferik zueilte. Ich fand ihn mit der Inspektion einiger hundert unglücklicher, mit eisernen Halsringen und ganz kurzen schweren, eisernen Ketten aneinander geschmiedeter Individuen beschäftigt, worauf er mich freundlich willkommen hiess, meine Empfehlungsbriefe las und mich gnädig entliess. Er war von seinem Generalstabe und den Grossen dieser Gegend umgeben, ein sehr hübscher Mann von etwa vierzig Jahren, europäisch gekleidet, voll Würde und nicht ohne eine gewisse Anmut. Er geniesst den Ruf des bravsten Mameluken und desjenigen, der die europäische Zivilisation am besten begriffen hat. Er spricht ein wenig französisch, was eine grosse Annehmlichkeit für mich ist.

Ich bewohne ein Zelt mit dem empirischen Arzte, der dem Lager beigegeben ist und seinen und meinen Leuten. Zur Charakteristik der Leute hier muss ich erwähnen, dass dieser Arzt nach halbtägiger Bekanntschaft mich harmlos bat, doch bei der nächsten Untersuchung wieder einzuziehender alter Soldaten dieser Gegend einige Individuen nicht zu sehen, die er gegen Bezahlung einer gewissen Summe frei zu machen versprochen habe.

Der Anfang des Zeltlebens war für den ersten Tag nicht schlecht. Am Mittag brach ein Gewitter aus, das von einem sehr anständigen Regen begleitet war, der mich endlich nötigte, mein Mittagessen, auf meinem Bette vor meiner Kiste sitzend, unter einem Regenschirm zu verzehren.“

Im nächsten Brief versichert er seiner Mutter, dass die kriegsrische Expedition eine sehr friedliche sei und die Revolution ihrem baldigen Ende entgegen gehe:

„In unserm Lager kommen täglich Tribus an, um ihre Treue zu versichern, und gehen von hier aus zum Bardo, um ihrem Herrscher von neuem gegen Verzeihung zu huldigen. Es ist wohl zu wünschen, dass die Leute besser administriert werden; sie haben soviel Treue, Anhänglichkeit, Bravheit in sich, dass bei einigermaßen gutem Gouvernement gewiss auf sie gezählt werden kann. Es ist zu gleicher Zeit ein sehr merkwürdiges Schauspiel für mich, aus den verschiede-

nen Gegenden der Regentschaft die verschiedenen Repräsentanten mit anderer Tracht, anderen Gewohnheiten, anderen Physiognomien zu beobachten; vorzüglich bei ihrem Empfange durch meinen Ferik, Sidi Rustam. Sie veranstalten bei dieser Gelegenheit meist öffentliche Vorstellungen in der höheren Reitkunst, wie man sie bei uns nur im besten Zirkus sehen kann. Der Araber, Beduine, ist wirklich der beste Reiter der Welt, wie der Kabyle, als ganzes Volk betrachtet, der beste Schütze ist. Nur das konnte auch eine Revolution in einem Lande von noch nicht zwei Millionen Einwohnern so bedenklich machen, dass jedermann von 15 bis zu 70 Jahren ein Soldat ist; der eine besser als Reiter und im Gesamtkampf, der andere besser einzeln im Guerillakriege der Berge. Wenn nicht Fremde da sind, um equilibristische Produktionen zu vollführen, so tun Spahis von Tunis oder anderen Gegenden, die dem Lager eingereiht sind, diesen Dienst; oder der General veranstaltet Schiessübungen mit Preisen, die er aus seiner Tasche bezahlt. Dies alles hauptsächlich, um die Truppen — vorzüglich die unbändigen, schwer in Ordnung zu haltenden Zuaven, Bergbewohner, Kabylen — zu beschäftigen und von schlechteren Ideen abzuhalten. Dies sind die Zerstreuungen im Lager, und ich halte sie für lobenswerter, als die in einem zivilisierten heimischen Lager, wo Karten und Schnaps die Hauptrolle spielen.

Ich befinde mich jetzt in diesem Lagerleben sehr wohl, zumal die Herbstregen erst sehr stellenweise fallen. Ich würde allerdings in meiner Umgebung, wo ich weder deutsch noch französisch (denn der General spricht schlecht und wenig) sprechen kann, sondern nur italienisch und noch schlechter arabisch radebreche, wo ich niemand finde, mit dem ich über Gegenstände, die mich interessieren, sprechen kann, mich beträchtlich langweilen, wenn ich nicht zu beschäftigt wäre. Ich erfülle meine Pflicht in einem so wenig gekannten Grade, dass niemand es bis jetzt so recht anerkennen kann, sondern es als etwas Fremdes, Sonderbares betrachtet. Doch habe ich allen Grund, zu glauben, dass im allgemeinen Chefs und Soldaten mit mir recht zufrieden sind. Der General ist sehr liebenswürdig gegen mich, wenigstens soviel es seine Natur erlaubt; sein Generalstab sind meine guten Freunde, indem sie mich für einen guten Arzt und ausserdem für einen guten Engländer halten. Da sie, zumal unter den jetzigen Verhältnissen, nur Franzosen und Engländer kennen, so bin ich, eifrigst gegen jedes Franzosentum, das ihnen in den Tod verhasst ist, protestierend, den Engländern eingereiht, die sie sehr lieben.

Ich habe, soweit meine Kenntniss der französischen Sprache es gestattet, viele religiöse Gespräche mit dem General, worin mir die Festigkeit des Glaubens bei den Individuen und die Einheit desselben bei allen eine grosse Bewunderung entlocken. Es gibt keine Sekten und Ansichtsverschiedenheiten, wie sie der Protestantismus so zahlreich hervorgebracht hat, die einzigen Leute, die in etwas bedeutender abweichen, sind die Chamzin, was die „Fünften“ heissen will, doch auch ihre Ansichten erstrecken sich nicht auf den Koran, sondern nur auf die Lehre Mohammeds, die er in besonderen Sprüchen gegeben hat.“

Der Krieg zog sich leider wider Erwarten in die Länge, denn der Rebellenführer Ben Gohdahum raffte noch einmal seine Kräfte zusammen und lieferte den Regierungstruppen blutige Treffen.

Das Gouvernement hatte nämlich nach allen Seiten der Regentschaft Lager ausgesandt, um die letzten Reste der Revolution zu besiegen. Nur die Habhaftwerdung des eigentlichen Zentrums derselben, Ben Gohdahum, meinte Nachtigal, werde noch mit einigen Schwierigkeiten verknüpft sein. Seine Befürchtungen sollten sich bald als begründet herausstellen, denn schon nach kaum drei Wochen, am 11. Januar 1865, sendet er den Seinen folgenden, höchst interessanten Brief, den wir im wesentlichen ganz wiedergeben, um das Gesamtbild nicht zu stören, obgleich im Anfange einige Wiederholungen schon mitgeteilter Begebenheiten darin vorkommen:

„Nach einigen Wochen grosser Anstrengungen und widerwärtiger Szenen ruhen wir auf unseren Lorbeeren und sehen unserer demnächstigen Rückkehr entgegen.

Jetzt endlich ist die tunesische Revolution definitiv beendet durch unsere zwei entscheidenden Siege über den Rebellen-Bey Sisi Ali Ben Gohdahum. Allerdings schien die Revolution durch den Rücktritt des genannten Herrn und durch den grandiosen Sieg des Ferik Sisdi Hamed Zarus über die Aufständischen der Küste schon einmal beendet. Doch die Furcht des Rebellen-Bey vor der wachsenden Macht des Gouvernements und sein Misstrauen in die wirkliche Verzeihung des Bey machten nach und nach seine Allüren zweifelhaft und stellenweise selbst feindlich. Er liess, im Vertrauen auf seinen grossen Einfluss im ganzen Westen und Zentrum der Regentschaft, nach Tunis sagen, dass er und alle Stämme seiner Gegend bereit seien, die übereingekommene Steuer zu bezahlen, so dass sie durchaus nicht wünschten, eine bewaffnete Macht erschiene zu ihrer

Erhebung in ihrer Mitte. Wie Ihr wisst, rückten wir indessen nach El Kef und glaubten, auch von dort aus ruhig alle Steuern einziehen zu können. Doch bald kamen Gerüchte über Gerüchte über das Zusammenziehen von Streitkräften Ben Gohdahums, und, wie Ihr ebenfalls wisst, rückten wir energisch vor, um durch unsere Anwesenheit den neuen Abfall der Stämme zu verhüten. Ben Gohdahum schrieb Briefe über Briefe an alle Tribus, die diese Gegend bewohnen, und es sind die zahlreichsten, stärksten und reichsten, und machte ihnen plausibel, dass das Lager des Ferik Rustam durchaus nicht gekommen sei, um Steuern einzuziehen, sondern vielmehr, um für die vergangene Insurrektion durch Kopfab schneiden zu strafen. Bei seinem unleugbar grossen Ansehen hielt ihm dies durchaus nicht sehr schwer, und bald hatte er an 8000 Mann um sich versammelt. Wir waren von Kef auf das Gebiet der Scharen, die durch ihre Teilnahme am Morde des Generals Verhard berüchtigt waren, gegangen, doch alle feierlichen Begrüssungen, alles Erscheinen der Population und selbst der Chefs war zu Ende; das Land schien keine Einwohner mehr zu haben. Von da gingen wir an die Quelle Babusch, ebenfalls noch auf dem Territorium der Scharen, woselbst wir am 13. Dezember unser Lager aufschlugen. Abends hatte schon die Kanone das Zeichen zum Weiterziehen am nächsten Morgen gegeben, als das Gerücht ertönte, dass Ali Ben Gohdahum mit seiner Macht, 8000 bis 12 000 Mann, im Anmarsch sei, um das Lager aufzuheben. Nach Berechnung der Distanz musste er um Mitternacht eintreffen, und alles bereitete sich zu seinem Empfange vor. Unsere Kanonen wurden verteilt, die Wachen verstärkt, und alles blieb, bis zu den Zähnen bewaffnet, auf den Beinen. Bis um 2 Uhr blieb ich im Zelte des Ferik, wo wir durch Kaffee unseren Mut zu stärken und uns zu erwärmen suchten, doch als der Bandit um die angegebene Stunde noch nicht erschienen war, legte ich mich mit Kleidern und Revolvern etwas ins Bett. Am anderen Morgen früh wurde das Lager abgebrochen, und wir bereiteten uns vor, in besserer Ordnung als gewöhnlich unseren Marsch anzutreten; schon hatte ich mein Wüstenross bestiegen, als die Spitze unserer Kolonne plötzlich umdrehte, und der Grund dieser retrograden Bewegung sich sogleich explizierte durch ein lebhaftes Gewimmel von Reitern, die von verschiedenen Seiten hinter den Hügeln, die das Lager umgaben und beherrschten, auftauchten und dieselben bevölkerten. Bald waren zwei Drittel unseres Lagerkreises von ihnen eingenommen, und mit

stillem Entsetzen sah ich den Kreis sich langsam vervollständigen. Unsere Kanonen gaben an jenem Tage, 14. Dezember, das Zeichen zum Beginn der Feindseligkeiten, und bald sah ich mit wachsendem Vertrauen und steigendem Mute, wie aller Vorteil notwendig auf Seiten des Lagers sein musste, da der Feind nur in Reiterei bestand und eine ungewöhnliche Furcht vor Kanonen dokumentierte. Ihr Chef hatte ihnen weissgemacht, dass die Kanonen unbrauchbar seien; doch sobald sie die ersten Schüsse empfangen hatten, stellten sie ihr weiteres Vordringen ein und erwarteten unsere Reiterei und unsere Zuaven. Eine Kanone besetzte einen günstigen Hügel, auf dem Ben Gohdahum und sein Stab gewesen waren, indem sie von Zeit zu Zeit durch ihr Feuer den Weg bahnte, und sobald sie von da aus nach allen Richtungen wacker arbeitete, brach unsere Reiterei aus und schlüpfte ein Fähnlein Zuaven aus, um einen Berg umkreisend, dem Feinde in die Flanken zu fallen. Ich kann unmöglich alle Details dieses für mich höchst interessanten Tages geben, doch kann ich versichern, dass um Mittag unsere Lorbeeren gepflückt waren, dass wir Herren des Terrains und der Feind in eiliger Flucht begriffen war. Ungefähr 10 Tote von ihm blieben auf dem Platze, etwa 50 Gefangene wurden eingebracht, und wir hatten nur einen Schwerverwundeten, der nach etwa 20 Stunden starb, und zwei Leichtverwundete. Um 2 Uhr kehrten die Soldaten mit klingendem Spiel, und die Zuaven, abgeschnittene Köpfe zu meinem Schaudern vor sich hertragend, mit Fahنشwenken ins Lager zurück, das wir indessen wieder aufgeschlagen hatten.

Nach weiteren 8 Tagen, während welcher Zeit zahlreiche Expeditionen zur Habhaftwerdung des Rebellen vergeblich ausgesandt wurden, rückten wir nach Medeina vor. Auch von hier aus wurden zahlreiche Expeditionen gemacht, um ihn einzufangen; doch es ist so leicht in diesem Lande, zu entgehen, wenn man nur ein gutes Pferd hat, dass es mich nicht im geringsten wunderte, alle Versuche vergeblich zu finden. Gleichwohl machte es immer einen guten Eindruck im Lande und flösste Furcht ein. In Medeina mussten wir wegen Mangels an Provisionen 14 Tage liegen bleiben; doch von da aus rückten wir eilig vor; zuerst auf das Gebiet der Zeralme und Ul d-Bughanem, nahe dem Berge Hanäsche, wo sich der Insurgentenchef einst verborgen hielt, und wir überschritten zu dem Zwecke den Fluss Serat, dessen Tal einen der Kommunikationswege mit der Algerie bildet; dann an den Fluss Heidra, von wo er entspringt. Hier

kamen wir an am 7. Januar, Sonnabend, mit der Absicht, am nächsten Tage zu ruhen; vor uns die Bergkette, die dem Ben Gohdahum zum Aufenthalt diene. Wie viel Leute er noch hatte, war nicht genau bekannt; doch hatte er beim ersten Angriff etwa 5000, jetzt wohl gewiss nicht mehr. Seit langer Zeit zum ersten Male wegen des folgenden Ruhetages legte ich mich vollständig ausgekleidet ins Bett und genoss der Wärme desselben wie selten (wir haben des Nachts bis zu sechs Grad Kälte, und bei morgendlichem Aufbruch ist von Waschwasser keine Rede, da alles vorhandene Wasser gefriert). Plötzlich, um drei Uhr morgens, erwache ich durch heftiges Geschrei und lebhaftes Gewehrfeuer mit obligaten pfeifenden Kugeln. In einigen Minuten war ich angekleidet und bewaffnet und ausserhalb des Zeltcs, wo ich bald die Rebellen in einiger Entfernung von uns auf einem Hügel hörte, von dem aus sie einen Ueberfall versuchten. An diesem Tage fand eine entscheidende Schlacht statt, und ich war in aufreibender Tätigkeit mit Kugelausschneiden, Arterienunterbinden und Verbinden beschäftigt. Mit aufgehender Sonne hatten wir den das Lager beherrschenden Hügel besetzt und verlegten das Schlachtfeld weiter hinaus. Es war dies, wie Ben Gohdahum wohl denken konnte, der letzte Versuch, das Terrain zu behaupten, denn das Schlachtfeld liegt keine zwei Stunden von der französischen Grenze; er und seine Leute bekundeten also eine ungewöhnliche Hartnäckigkeit. In der Vorahnung dieses, seines letzten Versuches, hatte General Rustam um einige Hilfsreiterei an den Thronfolger, der auf seinem Wege nach dem Dattellande mit seinem Lager in nicht sehr grosser Entfernung vorbeipassierte, geschrieben, und diese trafen glücklicherweise in Gestalt von etwa 2000 Djellas und Hamama, den aufrührerischen Stämmen durchaus feindlichen Leuten, gerade im Momente der heissesten Schlacht ein. Mit unsern Truppen vereint, schlugen sie die Insurgenten aufs Haupt, und ich erspare mir weitere Details. Wir ermordeten an diesem denkwürdigen Tage, wie jetzt eingelaufene Nachrichten ergeben, über 800 Personen und verloren nur etwa 10 Personen, von denen fünf unter meiner Behandlung ihr Leben aushauchten und die übrigen auf dem Schlachtfelde blieben. Die Uebrigen genasen, ohne dass ich behaupten möchte, es sei dies durch meine Hilfe geschehen. Um Mittag war die Sache insoweit entschieden, dass wir mit dem Lager nachrücken konnten. Ich werde diesen Marsch nie vergessen mit seinen schmerzhaften Eindrücken, seinen schaudervollen Szenen.

Durch Blutlachen und zwischen Leichen zogen wir etwa eine Meile weiter, um unsern erschöpften Körpern Ruhe zu gönnen. Fast alle zehn bis zwanzig Schritt verlegten einige Leichen den Weg oder krümmten sich Schwerverwundete in Todesschmerzen. Viele genossen als trauriges Endschauspiel ihres ruhelosen Lebens den schmerzlichen Anblick ihres gefallenen Bruders oder Freundes, dem man den Kopf als Siegeszeichen abschnitt. Ich bin wohl zwanzig Mal vom Pferde gestiegen, um die noch Lebenden zu untersuchen, ihnen ein wenig Wasser zu verschaffen, doch ohne jemals etwas für sie tun zu können. Niemand bekümmert sich um sie, und sie selbst finden das ganz in der Ordnung, wohl wissend, dass sie es mit den gefallenen Feinden nicht besser machen würden. Allen, Toten oder Verwundeten oder Gefangenen, wird von den Siegern sofort die Kleidung geraubt, bis auf ein Stück Hemd oder Leinen, das die sehr weit getriebene Schamhaftigkeit der Araber nicht zu nehmen erlaubt. Denkt Euch die Verwundeten ohne alles Labsal, ohne Kunsthilfe, ohne Lager, ohne Kleidung, ausgesetzt einer Kälte von 2 bis 6 Grad! Noch nach Tagen, als ich die Ruinen von Heidra besuchte, fand ich in ihren Schlupfwinkeln halb verhungerte Verwundete, die dort der Gefangenschaft und den Misshandlungen der Sieger zu entgehen suchten. Denn die Gefangenen, die eingebracht werden, geniessen gewohnheitsgemäss der schlechtesten Behandlung. Jeder Vorübergehende schimpft sie, schlägt sie, stösst sie, so dass ich manchmal mit Gewalt einen vorübergehenden Gefangenen seinen Peinigern zu entreissen suchte.

Indessen verfolgten die dem Lager des Thronfolgers, Si Ali Bey, angehörigen, uns gesendeten Hilfsreiter der Djellas den flüchtigen Feind gegen Süden hin. Sie waren am Tage vorher mit Sonnenuntergang von ihrem Lager aufgebrochen, die ganze Nacht auf dem Pferde gewesen, am Morgen in den Kampf gegangen: Alles ohne Nahrung für sich oder ihre Tiere. Sie kämpften dann den halben Tag durch und begaben sich ohne Rast oder Erquickung auf die Verfolgung noch 8 bis 10 Meilen weit. Weder Ross noch Reiter ist in unsern Ländern einer solchen Entsagung fähig. In der Höhe von Tebessa endlich ging Ben Gohdahum über die algerische Grenze, von den Franzosen, die dem tunesischen Gouvernement nicht gerade freundlich gesinnt, Schutz hoffend. Diese haben ihn festgemacht, nach Constantine geführt und warten nun die Entscheidung des Marschalls Mac Mahon ab.

Seitdem ruhen wir auf unsern Lorbeeren, und alles sehnt sich der Rückkehr nach Tunis entgegen. So kann man sich auf einen barbarischen Ort wie Tunis freuen; alles ist relativ.

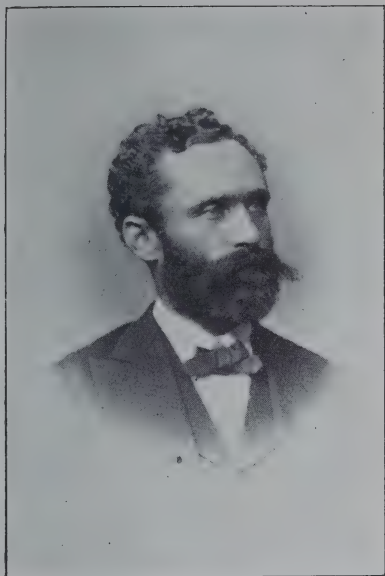
Das beste in dieser Gegend ist schon der Genuss, den mir die Ruinen von Haidra bereitet haben. Meine Antiquitätenwut, müsst Ihr wissen, ist noch stets im Zunehmen begriffen. Leider fand ich in dieser Revolutionszeit gar keine Mittel, meine Münzsammlung auszudehnen. Zahlreiche Inskriptionen, leider ohne grossen Wert, habe ich auch von Heidra zurückgebracht, dessen Name von den Gelehrten nicht festgestellt ist. Man findet dort eine grosse, byzantinische Zitadelle, die durch ihre grandiose Ausdehnungen Zeugnis für die Wichtigkeit des Platzes abgibt; einen wunderschönen Triumphbogen, christliche Kirchen, Mausoleen, Kasernen usw.“

Alles sehnte sich jetzt nach der Rückkehr, aber sobald war daran nicht zu denken, da die Truppen in dem bezwungenen Gebiete die Steuern und Kriegskontributionen eintreiben mussten. Damit gingen mehrere Monate hin. Die Ungunst der Witterung, Schneestürme und Kälte, wirkte recht aufreibend, und als dann eine Typhusepidemie unter den Truppen ausbrach, hatte unser Landsmann vollauf zu tun. Unermüdlich war er im Lager hilfreich tätig, und die glänzenden Erfolge seiner ärztlichen Kunst entschädigten ihn für seine mühevollen Arbeit. Ein einziger Misserfolg konnte ihn aber auch auf lange niederschlagen und verzagt machen. In solcher Stimmung sehnte er sich nach einem andern Beruf:

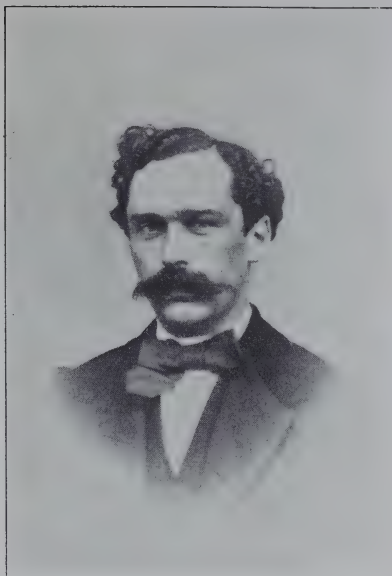
„Das sind Erfahrungen, die jeder Arzt mehr oder weniger macht; doch wenige greift es so an als mich. Dies ist der Grund, weshalb ich einst das Metier zu wechseln hoffe. Der Ackerbau ist, ich muss es wiederholen, die einzige, naturgemässe Beschäftigung, die den gebildeten Menschen fernhält von Habsucht, Ehrsucht, von alberner Unterwerfung unter das Urteil anderer, von stupidem, gesellschaftlichem Leben, von Krankheit, von Laster; die ihn veredelt und kräftigt, ihn zum wahren Philosophen macht.“

Der Beginn des Frühlings machte die Kranken gesund, brachte aber auch sofort wieder grosse Hitze. Nachtigal schreibt im Mai:

„Wir sind noch stets draussen und wissen noch nicht, wann unsere Sehnsucht nach dem „Aufenthalt der Glückseligkeit“ (Tunis) erfüllt werden wird. Ich bin des Lebens mehr als müde; das Einerlei, die Langeweile reibt mich auf. Dazu noch wenig Kranke, wie anfangs des Sommers stets, so dass nichts meine Energie auf-



Gustav Nachtigal.



Gustav Nachtigal.



Der Forschungsreisende und seine Schwester.

stachelt. Die Hitze von 30—36 Grad Celsius, deren wir uns gewöhnlich während eines grossen Theils des Tages erfreuen, trägt ebenfalls das Ihrige dazu bei, alle meine geistigen und körperlichen Kräfte und Fähigkeiten einzuschläfern. Ich kann stundenlang, wie ein Araber, auf dem Rücken liegen, lasse meine Phantasie etwas herumschweifen und denke und tue nichts. Schon sind es neun Monate, dass ich nur vereinzelte Male mit jemand vernünftig sprechen konnte, und wenn ich nicht Bücher und Zeitungen gehabt hätte, wäre ich vor Langeweile gestorben. Die Bücher, die man mir sendet, verschlinge ich so rapide, dass der scheinbare Vorrat schon nach wenigen Tagen bedenklich zusammenschmilzt und die wochenlange Oede eintritt. Mein einziges anderes Vergnügen bleibt das Reiten, das ich täglich mit Vorliebe exerziere. Doch ist auch das nur ein halber Genuss, wenn die Ziele der Promenaden stets dieselbe Physiognomie darbieten, dieselbe Leere, dieselbe Abwesenheit von Leben und Tätigkeit.

Bisher trug die Natur noch einen heiteren, mannigfaltigeren und lebhafteren Charakter, doch dieser Frühling ist hier kurz, und schon hat die brennende Sonne die Blumen des Feldes ertötet. Noch kurze Zeit, und sie hat das Getreide gereift, das Gras gedörrt und drückt bald darauf der ganzen Natur den Stempel des Todes auf. Möchten wir vorher in den Hafen der tunesischen Kapitale eingelaufen sein!“

Einen Monat darauf wurde endlich das Lager abgebrochen, und man begab sich auf den Marsch nach Tunis. Auf dem langsamen Heimwege hatte Nachtigal mehr Gelegenheit, seiner Antiquitätenleidenschaft nachzugehen, und in El Kef, das sie wieder berührten, trifft er auch zu seiner Freude einen Bekannten aus Tunis, und so bot ihm das Leben wieder mehr Abwechslung. In derselben Stadt gibt sich ein Scheich, der Chef eines berühmten, religiösen Institutes wegen eines Augenübels in seine Behandlung. Von ihm erfährt er über dieses fromme Institut der Zauien folgendes:

Die Einrichtung einer Zauia ist fast immer das Werk eines frommen, begüterten Mannes, in der Bedeutung wechselnd, je nach dem Reichtum der Familie. Es besteht ein solches Institut aus einer Kubba, Totenkapelle zu Ehren des ursprünglichen Stifters, zu der die frommen Leute wallfahrten, um ihre Andacht zu verrichten, und aus festen Lokalitäten, deren Grösse natürlich je nach dem Reichtum wechselt, zur Speisung und Beherbergung von Armen; dies letztere bildet den eigentlichen Zweck des frommen Werkes. Ein solcher

Stifter weihet sich dann nur dem religiösen Leben und der Ausübung der Barmherzigkeit. Er wird wie ein Heiliger verehrt, und seine Reputation bleibt an der Familie kleben. Seine Kinder und Kindes-
kinder sind, wie er, später Scheich, einfach als Ulad-Zauia, Sohn der Zauia. Der Besitz einer Zauia wird oft noch vermehrt durch Geschenke und Vermächtnisse, ja es mag wohl das ganze Institut stellenweise der Spekulation seinen Ursprung verdanken. Der Charakter als Scheich, das heisst eigentlich „alt“, „verehrungswürdig“, sichert den Söhnen der Zauia die Hochachtung ihrer Mitbürger in jedem Falle, erlaubt ihnen das sonderbarste Benehmen, die ausgedehntesten Exzentrizitäten. So sehen wir einen Teil der Scheichs der minder bedeutenden Zauien als Derwische fungieren, ohne dass sie eigentlich ihres Verstandes nur im geringsten beraubt wären. Es sind vielmehr gewohnheitsgemässe Exzentrizitäten, die sich in der Familie forterben.

So sind die Zauien teils als Institute der Werke für Barmherzigkeit, teils als Kapellen, teils als Stätten der Unterweisung in einem frommen Leben über das ganze Land in unglaublicher Zahl verbreitet und von zahllosen Gläubigen und Armen besucht.

Der Scheich, der mir die Gelegenheit zu diesen kurzen Notizen abgibt, ist der jüngere Bruder des Scheich Sidi-Ali-ben-Aissa, der eines grossen Rufes und Ansehens geniesst. Seine Zauia erhält sich ganz allein aus dem Reichtum seiner Familie. Der Stifter war sein Grossvater. Sie kann täglich 2—3000 herumziehenden Armen ohne Vorbereitung Nahrung und Obdach geben, eine Zahl, die zu Zeiten oft erreicht wird. Wie weit das Ansehen dieser Leute geht, beweist folgendes: Als wir von Kef aufbrachen und in der Nähe der Stadt vorüberzogen, ehrte er uns durch einen flüchtigen Besuch, den er uns im Lager zuteil werden liess. Wir waren im Ausruhen begriffen, als man seine Ankunft annoncierte. Sogleich erhob sich alles vom Boden, selbst der Ferik stand auf, verliess seinen Teppich, auf dem er sein Gebet verrichtet und den er auf Spaziergängen und Märschen zum Ausruhen mit sich führt, ging ihm entgegen, küsste ihn auf die Schulter und liess den Gefeierten auf dem Teppich sitzen, während er selbst Platz auf dem Boden nahm. Das will ausserordentlich viel sagen für jeden, der weiss, was die Persönlichkeit eines Ferik hierzulande bedeutet. Ein preussischer Feldmarschall hat nicht so viel Ehre als ein General hier. Alle übrigen, oder vielmehr nur die Höherstehenden in der Umgebung des Ferik, hatten

die Ehre, dem Scheich die Hand zu küssen. Nur ich verhandle mit ihm ebenfalls auf dem Fusse annähernder Gleichheit und küsse ihm die Schulter. Er ist dabei noch ganz jung und hat weiter nichts Ehrfurchtgebietendes, als seine Abkunft von einer Zauia in einer für wahre Frömmigkeit hochgeschätzten Sekte. Wenn er so öffentlich erscheint, was selten der Fall ist, führt er einen langen, mit grosser, eiserner Zwinge beschlagenen Stab, an dem er fast gebückt einhereschreitet, um seine Demut vor Gott anzudeuten. Ich habe mit ihm und noch mehr mit seinem Bruder Si Mardi, meinem Kranken, viel über religiöse Materien gesprochen, doch nichts in ihnen gefunden, als Kenntnis des Koran. Keine philosophischen Ideen, keine Kenntnis anderer Religionen, kein Verständnis fremder Ansichten, nur tiefe Einförmigkeit in den Islamismus.

Jeden Morgen erlaubte ich mir bei ihnen ein kleines Frühstück saurer Milch und Datteln, was ein wahrhaft kostbares Essen ist und nur den geehrtesten Gästen offeriert wird.“

Am 3. Juli 1865 zog das Lager in Tunis ein, und Nachtigal wurde sofort vom Bey in Gegenwart des Ministers Khasnadar empfangen. Er musste dem ersteren, entsprechend der Sitte des Landes, die Hand küssen; derselbe heftete ihm die Offiziersklasse des Ordens Iflikar-Nischam an und erteilte ihm nicht nur schmeichelhafte Belobigungen über seine ärztlichen Leistungen, sondern auch über seine Zeitungsberichte, die er während der Zeit über die Ereignisse der Revolution geliefert hatte. Das besondere Wohlwollen, das der Minister ihm zuwandte, dokumentierte sich darin, dass ihn derselbe sogleich in seine besonderen Dienste als Arzt nahm, jedoch vorläufig ohne feste Anstellung. Die Intriguen der Hofärzte, die Nachtigal vom persönlichen Verkehr mit dem Minister entfernen wollten, brachten es sogar dahin, dass der Khasnadar die Anstellung Nachtigals als ersten Arzt der tunesischen Flotte zugeben musste. Der Vezier sorgte jedoch dafür, dass er trotzdem in seiner unmittelbaren Umgebung blieb, und man von ihm als Marinearzt vorläufig absolut keine Dienstleistung beanspruchte.

Von dem Leben, das er nun führen musste, gibt Nachtigal folgende, wenig erbauliche Beschreibung:

„Ich bringe meine Tage in grässlicher Nichtstuerie im Hause des Ministers zu. Mein Dienst besteht in weiter nichts, als morgens in das Haus des Ministers zu gehen, ihm guten Morgen zu wünschen, wenn er seine Privatwohnung, die natürlich für die Aussenwelt ab-

geschlossen ist, verlässt, und mich in den Vorzimmern herumzutreiben, bis er zum Bey geht, was ungefähr um Mittag stattfindet. Dann kann ich zum Frühstück nach Hause gehen, um gegen 2 Uhr ihm bei seiner Rückkehr aufzulauern und ihn in seinen Gemächern verschwinden zu sehen. Abends gegen sechs Uhr gehe ich dann noch einmal zu ihm, was je nach den Rezeptionen bis 9 oder 10 Uhr dauert. Dann nehme ich das Diner ein und gehe äusserst erschöpft zu Bett, ohne auch nur das Geringste getan zu haben.

Das Leben, das der tunesische Höfling führt, ist wirklich unglaublich. Ich habe hinlänglich Gelegenheit, es zu beobachten, denn der Minister ist der Mittelpunkt von allem, der Bey selbst eine absolute Null. Ich habe mit grösster Mühe bis jetzt ein halbes Dutzend Menschen entdecken können, die wirklich arbeiten. Das ist der Minister en chef, seine Stütze und sein Halt Sidi-el-Agis, der nach ihm wichtigste Mann im Staate, und drei oder vier Schreibmaschinen. Alle anderen arbeiten hie und da einmal, wenn sie einen Auftrag erhalten, aber durchaus nicht gewohnheitsgemäss oder regelmässig.“

Um diese Zeit erkrankte ein Bruder des Bey, Sidi Taik; die Hofärzte gaben den Rat, denselben nach den naheliegenden Schwefelthermen zu schicken und ihm zur Begleitung den einzigen Arzt von La Goulette mitzugeben, welcher Vorschlag von dem Bey gutgeheissen wurde. Da aber Goulette dadurch ohne Arzt blieb, was wegen der grossen Menge von Marinebeamten, die dort wohnen, unzulässig war, benutzten die Aerzte den Umstand und schlugen Nachtigal als den einzig möglichen Vertreter in La Goulette vor. Gegen diese Notwendigkeit, die dem Bey in Gegenwart des Ministers auseinandergesetzt wurde, konnte der letztere natürlich nichts einwenden, und Nachtigal musste dort seinen Wohnsitz nehmen. Der Minister sagte ihm jedoch: „Geh' nur für kurze Zeit nach Goulette; nachher wirst du doch nach wie vor bei mir bleiben.“

In der Tat blieb Nachtigal nur wenige Monate in La Goulette, wo er sehr ernstlich sich mit dem Studium des Arabischen beschäftigte. Er kehrte dann nach Tunis zurück, ohne indessen von dem Minister für seine Tätigkeit bezahlt zu werden. So befand sich unser Landsmann in sehr peinlicher Lage. Dazu kam, dass der Frühling 1866 ihm die schmerzliche Nachricht von dem Tode seiner Mutter brachte. Zu diesem schweren Schlage gesellte sich die Sorge um die Zukunft. Die Zustände in Tunis wurden immer trostloser. Wie

fein und zart Nachtigal, der seit Jahr und Tag kein Gehalt mehr erhalten hatte, trotzdem in seiner misslichen Lage dachte, spricht er im Dezember dieses Jahres aus:

„Um vernünftig mit dem Gross-Vezier und meinem Admiral Sidi Rustam (sein früherer General) zu sprechen, möchte ich doch gern abwarten, bis die Regierung in ihrer Existenz und in ihren Geschäften wieder etwas konsolidiert sein wird. Es hat etwas Unkonvenables, von den kleinen Interessen des einzelnen zu Personen zu sprechen, wenn das Wohl von Millionen ihnen im Kopf liegt.“

Im Jahre 1867 wurde Nachtigal endlich, nachdem er dem Sohn des Ministers durch seine ärztliche Kunst Heilung gebracht hatte, definitiv Hausarzt und Leibarzt des Bey. Nun vergrösserte sich seine ärztliche Praxis, und überall nahm man den Rat und die Hilfe des pflichttreuen Deutschen in Anspruch. Als ein wahrer Held bewies sich Nachtigal dann, als im Mai desselben Jahres die Cholera ausbrach und bald einen sehr mörderischen Charakter annahm. Unermüdlich war er Tag und Nacht tätig bei den Kranken. Es ist nicht zum geringen Teil seiner ärztlichen Kunst und seiner unermüdlichen Menschenliebe zu verdanken, wenn schliesslich die furchtbare Krankheit zum Stillstand und zum Erlöschen kam. Nunmehr war Nachtigals Ruf als Arzt und Mensch so fest begründet, dass selbst seine ärgsten Neider verstummen mussten.

Im folgenden Jahre konnte Nachtigal endlich seinen Herzenswunsch erfüllen und in die deutsche Heimat zu kurzem Besuche zurückkehren. Wie sehr er sich selbst nach den langen Jahren der Trennung, der körperlichen Leiden und der furchtbaren Strapazen nach der deutschen Heimat sehnte, schildert er in einem Brief an seinen Universitätsfreund Berlin. „Alter Freund und Combibo,“ heisst es, „der Jahre rapide Flucht ist über unsern Häuptern dahingeschwunden; Greifswald und Rostock tauchen nur noch wie phantasmagorische Oasen in meinem wüstenhaften Leben vergangener Zeit auf, viele sind verstorben; manche verdorben, tuberkulöse Lungen sind geheilt, und die infolge unbegreiflichen Biergenusses hypertrophischen Lebern und Herzen haben sich auf ihr ursprüngliches Volumen reduziert; alles hat sich der natürlichen Zellenzu- und Abnahme regelrechter Familienbildung unterzogen, nur ich schweife noch als freier Kern in stumpfsinnigen Breitengraden herum, ein barbarisches Leben subtropischer Hitze führend. Ja! vier Jahre schon sind es, dass ich meine abgeschwächten Respirationsorgane

in diesen Breitengraden auf den Gestaden des Meeres der Mitte herumpromeniere. Der Rest der Wissenschaft, der mir geblieben, erschöpft sich in kindlichen Konsultationen mit hiesigen Medikastern auf der embryonalsten Stufe der Heilkunde. Einige eklatante Farbenveränderungen in meinem kastanienbraunen Barte zeugen von der mangelhaften Pigmentbildung vorgerückter Jahre, und babylonische Sprachverwirrung droht die einst so musterhafte Reinheit meiner norddeutschen Mundart zu ersticken.

Ich muss nach Haus; die Sehnsucht nach germanischer Zivilisation verzehrt mein afrikanisches Gemüt, und so Gott und der Bey von Tunis will, wird mich diesen Sommer nichts daran verhindern. Letzterer ist, wie Dein mit angeborener „Schläue“ begabtes Gemüt schon geahnt haben wird, mein Brotherr; ich bin Arzt seines Hofstaates und Chefarzt seiner Marine. Als ich vor drei Jahren hier auf der Bühne erschien, drohte eine das ganze Volk umfassende Revolution die Regierung Sidi Mohammed-es-Sadoks ein Ende zu machen, und ich konnte nicht umhin, dem Schwächeren meine Dienste anzubieten. Ein ganzes Jahr lang streifte ich so im Innern dieser kummervollen Landstriche umher, die Revolution bekämpfend, Kugeln ausziehend, Arterien unterbindend und Extremitäten ablösend. Kein anderes Dach deckte während dieser ganzen Zeit meinen alten Schädel, als ein Zelt; keine anderen Worte entschlüpften dem Gehege meiner Zähne, als verstümmelte Brocken der Sprache des Koran; kein anderes Getränk erquickte meinen verwöhnten Gaumen, als Wasser und die Milch des fettgeschwänzten Schafes oder des gemütlichen Kamels. Doch war es immerhin durch den Reiz der Neuheit ein Leben voll Anregung, ein Leben physischer Tätigkeit und körperlicher Prosperität. Seit dem Spätsommer 1865 bin ich zurück und zum Leben eines orientalischen Häuptlings verdammt gewesen. Der Rest meiner deutschen Natur sträubt sich mit dem erwachenden Frühling mehr denn je gegen diesen geistigen Tod, gegen dieses Leben penibler Vegetation — und verlangt dringend europäische Auffrischung. So hoffe ich also, werde ich in spätestens einigen Monaten in Deutschland erscheinen und nach kurzem Besuch in der spezielleren Heimat meine wissenschaftliche Medizin wieder auf das Laufende zu bringen suchen. Vor allem würde mir nun wünschenswert erscheinen, der Augen feineres Studium von neuem zu kultivieren, — und dies ist des Pudels Kern. Ich bin nicht ganz unbewandert darin und stach im Anfange meiner

afrikanischen Karriere Stare, schnitt Irisstücke aus und erlaubte mir ähnliche Eingriffe; doch in deutscher Gewissenhaftigkeit hatte ich nie den Mut, mich als Spezialisten auszugeben, und später verhinderte mich meine Beamtenlaufbahn, mich dieser Branche regelrecht zu widmen. Jetzt, wo ich mich festgesetzt habe, mein wissenschaftlicher und moralischer Leumund ein gesicherter zu sein scheint, und ich eher Neigung habe, mich vom Hof zurückzuziehen, taucht diese Idee von neuem in mir auf. Könnte ich es nicht unter Deiner Freundesleitung tun? Ich würde mit Vergnügen, so lange es mein Urlaub zuliesse, meinen Wohnsitz bei Dir nehmen, und Dein Material, das mittlerweile ansehnlich gewachsen sein muss, ausnützen.

Solltest Du Zeit und Lust haben, über frühere Freunde und ihren Lebenslauf kurzen Bericht zu schreiben, so würdest Du einen alten, exilierten Freund, dessen Verbindungen mit dem Heimatlande nur sporadische und unzulängliche sind, auf das äusserste verpflichten. Was macht Professor Niemeyer, mein verehrter Lehrer und Freund?

Ich wage nicht mehr fortzufahren, denn es könnte mir schwer werden, Einhalt zu tun. In der Unterhaltung mit alten Bekannten schwingt sich dann auch stellenweise der alte, nicht ganz unbekannte Humor, der meine akademische Existenz zierte, wieder auf die Oberfläche meines Seins, und ich fühle mich jung und heiter wie früher!

Die etwaige Fortsetzung derartiger Korrespondenz muss also von Dir abhängen. Verheiratete Leute, wie Du es gewiss bist? (empfehl mich doch Deiner Gemahlin und versichere sie meiner ausgezeichneten Hochachtung), verändern sich oft merkwürdig und geben stellenweise die schroffen Beweise von Vergesslichkeit und keimendem Familienegoismus. Beweise mir schleunigst, dass Dir das alte, mecklenburgische Herz geblieben ist, wie es war; dass es Dir nicht unangenehm sein würde, von Land und Leuten hier etwas zu hören, — und die scherzhaftesten Schilderungen sollen Dir nicht fehlen.“

Die Reise Nachtigals ging über Italien, die Schweiz nach Frankreich, England und Norddeutschland. Bei dieser Gelegenheit besuchte Nachtigal auch seine Verwandten und Freunde und verlebte in ihrem Kreise glückliche Stunden. Nur allzu schnell war die kurze Spanne Zeit verrauscht, und schweren Herzens dachte man an die Trennung. Da kam die Kunde nach Europa, dass in Tunis der

Hungertyphus ausgebrochen sei, und seine Freunde meinten jetzt, er solle bleiben und sich nicht einer der ansteckendsten Krankheiten aussetzen, zumal er doch seit Jahren keinen Groschen Gehalt bekommen habe. Voll hochherzigen Pflichtgefühls aber antwortete er: „Gerade wegen des Hungertyphus will ich hinüber; wenn man mich auch schlecht behandelt hat: noch stehe ich in meiner Pflicht, und es kann für mich nicht massgebend sein, welchen Gefahren ich mich dabei aussetze.“ Und so kehrte er denn an seinen Posten zurück, allen Gefahren trotzend und dem namenlosen Elend, das die schreckliche Krankheit im Gefolge hatte, nach besten Kräften abhelfend. Endlich war auch dies überstanden, und Nachtigal dachte daran, einen längeren Urlaub zu nehmen, um sich in Deutschland in der Augenheilkunde noch weiter auszubilden, als plötzlich ein anderer Entschluss diesen Plan durchkreuzte.

Reise nach Fessan und Tibesti.

Wir haben bereits erwähnt, dass Nachtigal von Gerhard Rohlfs beauftragt wurde, die Geschenke des preussischen Königs an den Sultan Omar von Bornu zu überbringen. Der Weg nach Bornu und der Residenzstadt Kuka war aber ein ungeheures, von Beschwerlichkeiten und Gefahren aller Art umdrohtes Wagestück. Nachtigal selbst sagt, was ihn bewog, den schwierigen Auftrag anzunehmen: Wenn früher der Wunsch nicht selten lebhaft in ihm aufgestiegen war, mehr von dem geheimnisvollen Kontinente, auf dessen Nordküste ihn das Schicksal geführt hatte, zu sehen, der, obgleich er in der Geschichte eine so hervorragende Rolle gespielt hat und Europa so nahe liegt, doch eine rätselhafte Sphinx für uns geblieben ist, so hatte er doch in Rücksicht auf seine geringe Befähigung zu wissenschaftlichen Forschungsreisen diesem Gedanken zu entsagen gelernt. Ihm fehlte Erfahrung im Reisen, und er beherrschte keines der naturwissenschaftlichen Fächer, ein Mangel, der die Ergebnisse seiner späteren langen und mühevollen Wanderung in ihrem Werte nur allzu sehr beschränkt.

Trotz des Bewusstseins seiner wissenschaftlichen Unzulänglichkeit vermochte Nachtigal dieser sich darbietenden Gelegenheit, die ihm im ungünstigsten Falle eine erinnerungsreiche Reise versprach, nicht zu widerstehen, zumal er ohnehin seinen Aufenthalt in Tunis

aufzugeben beabsichtigte. Es erschien ihm als Pflicht, wenn kein Besserer gefunden würde, diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, und sein ärztlicher Charakter und seine Kenntniss der arabischen Umgangssprache und mohammedanischen Sitte versprachen ihm die Lösung der Aufgabe zu erleichtern.

So entschloss er sich zur Reise, und wenige Wochen nach Gerhard Rohlfs Durchreise, einige Tage nach dem Weihnachtsfeste des Jahres 1868, folgte er ihm. Er vermochte dem Drängen seines, jedem tunesischen Arzte unter dem wohlklingenden Titel eines Dolmetschers anhaftenden israelitischen Dieners David nicht zu widerstehen und erlaubte ihm, ihn zu begleiten. Doch als er sich im Hafenorte der Stadt Tunis, Halk-el-Wadi, in der italienischen Uebersetzung La Goeletta genannt, nach Malta einschiffte, drang ein anderer Mann, den er lange als Koch und Diener in einem befreundeten Hause kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, Giuseppe Valpreda, ein Pimontese, in ihn, ihn zum Begleiter zu wählen. Derselbe war ein mutiger und anstelliger Mann, der zu Tunis schon lange als Koch und Diener sich in einer europäischen Familie bewährt hatte, bei der damaligen misslichen Lage des Landes aber sich dringend nach einer anderen Stellung sehnte.

Von Malta begab sich Nachtigal nach Tripolis, wo er von Rohlfs und dem italienischen Konsul Rossi aufs freundlichste empfangen wurde und einen zweiten Reisegefährten vorfand, der ihm noch die grössten Dienste leisten sollte. Es war Mohammed el Katruni, der einst Barth nach Timbuktü, und dann wieder Rohlfs nach Bornu und Mandara begleitet hatte. Jetzt war er aus seinem Heimatsdorfe bei Mursuk gekommen, um abermals einem zur Wüstenreise sich rüstenden Deutschen ein treuer Gefährte zu sein. Von seinem schwarzen, runden und stark durchfurchten Gesicht mit dem zahnlosen Munde, mit der kleinen, weitnüsterigen Stumpfnase und den vereinzelt weissen und schwarzen Barthaaren hätte man sich abgestossen gefühlt, wenn nicht die treuen Augen seinem Gesichtsausdruck etwas sehr Gutmütiges und Vertrauenerweckendes gegeben hätten. Wortkarg, aber freundlich, war er schwer aus seinem durch Natur und Erfahrung bedingten Gleichmut herauszubringen. Zur Vervollständigung des nötigen Reisegefolges hatte der Alte bereits zwei Neger, Sa'ad und Ali, und einen jungen Schwarzen, der ebenfalls Ali hiess, angemietet. Er selbst hatte sein weisses Tuaregkamel, das ihn zuletzt von Bornu zurückgetragen, mitgebracht, und

unter seinem Beistande waren auch bereits sechs kräftige Kamele, jedes für fünfzig Maria-Theresiataler (= 200 Mark), angekauft worden.

Nachdem auf dem nächsten Wochenmarkt sodann der erforderliche Vorrat an Stricken, die aus Kamelwolle gewebten Säcke zur Aufnahme der Ladung und die aus Ziegenfellen bereiteten Wasserschläuche erworben waren, musste man auch die verschiedenen Koch-, Ess- und anderen Gerätschaften beschaffen und den Proviant für die weite Reise vervollständigen. Tabak, Zigarren, Zündhölzer, Stearinkerzen und Laternen durften schliesslich auch nicht fehlen, und es verging noch eine Reihe von Tagen, bis alles Nötige vorhanden war.

Die türkische Regierung zeigte sich sehr entgegenkommend. Der Gouverneur von Tripolis gab Nachtigal nicht nur einen offenen Empfehlungsbrief (Ferman) an die Provinzialbehörden, sondern bestellte auch einen Polizeisoldaten zu seinem Begleiter.

Endlich schlug die Abschiedsstunde, nachdem die bei Gerhard Rohlfs verlebten Tage nur allzu schnell vergangen waren. „Wir zogen“, so schildert er uns selbst den Abmarsch, „zum Südtore der Stadt heraus und lagerten eine halbe Stunde entfernt von ihr inmitten einer reizenden Gruppe von Maulbeer-, Oliven- und Orangenbäumen, wo Frederik Warington, der historisch gewordene Geleitsmann aller von dort ausziehenden europäischen Afrikareisenden, der auch mich einige Tagesreisen weit zu begleiten die Güte haben wollte, bereits sein Zelt aufgeschlagen hatte, und wo die Abschiedsfeierlichkeit stattfinden sollte. Sobald mein einfaches Zelt und das zierliche, das Gerhard Rohlfs aus Frankreich mitgebracht hatte, aufgestellt waren, erschien Giuseppe Valpreda, der mit seinen Braten, Pasteten und Mehlspeisen, seinen Kuchen und Früchten, seinem Wein und Bier für lange Zeit zum letzten Male für europäische Gaumen seine kulinarischen Fähigkeiten in helles Licht zu setzen versucht hatte.

Nach und nach kamen auf Pferden und Eseln die gebildeten Vertreter der europäischen Kolonie, soweit ihre gesellschaftlichen Missheiligkeiten es gestatteten. Die Beamten des französischen Generalkonsulates und der alte Herr, der Amerika vertrat, wichen zu unserem Bedauern den letzteren und fehlten; die Herren Hay, Agent Englands, Baron Testa, holländischer Generalkonsul und enthusiastischer Bewunderer Ali Riza Paschas, der lebenslustige italienische Vertreter, Herr Bosio, der englische und der spanische Vizekonsul.

der Telegraphenvorsteher Smith, die Glieder der viel verzweigten Familien Dickson und Gagliuffi hatten sich ausser unserem Herrn Rossi mit den Damen eingefunden, und zur Genugtuung der meisten hatte der Herr Generalgouverneur mit seinem levantinischen Sekretär vorgezogen, durch seine Abwesenheit zu glänzen. Der Reverend Fenner, mein ältester Freund in Afrika und Kaplan in Tunis, war in seiner Anhänglichkeit gekommen, mir das letzte Lebewohl zu sagen. Giuseppe hatte dem Rufe seiner Kunstfertigkeit alle Ehre gemacht; das Wetter war herrlich geworden und gestattete uns, trotz des winterlichen Februar, schmausend, trinkend und plaudernd auf dem natürlichen Rasen zu lagern, sobald nicht die requirierte Musikbande durch die Klänge eines heimatlichen Walzers, einer Quadrille, einer lustigen Polka die Füße der jungen Damen und die unserigen zu anderer Betätigung veranlasste.

Wir blieben in lauter Heiterkeit bis gegen Abend bei Musik und Tanz zusammen und tranken reichlich auf das Wohl meines Königs und Vaterlandes, auf mich und meine Erfolge, auf diejenigen, die vor mir dieselbe Strasse gezogen und glücklich heimgekehrt waren, und weihten ein stilles Glas dem Andenken derer, die fern von ihrer Heimat ihrem Forschungstrieb das Leben zum Opfer gebracht hatten. Auf der Grenze der Wüste hatte ich mich mir so noch einmal die ferne Heimat vor Augen geführt; Deutschen, Engländern, Franzosen, Italienern, Holländern, Spaniern und in ihnen gleichsam Europa noch einmal die Hand gedrückt; noch einmal ein volles Bild europäischen Lebens, von dem ich auf so lange scheiden sollte, zu reicher, nachhaltiger Erinnerung in mich aufgenommen.

Der Berliner Photograph fixierte die heitere internationale Gruppe, und als die Sonne sank, war ich allein, allein mit meinen Gedanken und Gefühlen, meiner Erinnerung und meiner Hoffnung, inmitten einer fremden Welt. Schweigend, von den mannigfachsten Gefühlen, den untergeordnetsten Gedanken bestürmt und aufgeregt, wandelte ich vor meinem Zelte noch lange hin und her. Dort bildeten die Kamele, mit regelmässigem Zähneknirschen der Pflicht des Wiederkäuens obliegend, die Knie- und Fussgelenke gefesselt, ihre charakteristische Wüstengruppe. Ein zottiger, arabischer Wacht hund, Feida, d. h. Gewinn, genannt, der erst tags zuvor angeschafft worden war, erfüllte schon seine Pflicht, obgleich noch niemand Freundschaft geschlossen hatte. Die beiden Ali's und Sa'ad schliefen bald den Schlaf der Jugend, Gesundheit und Sorglosigkeit, während

Mohammed aus Quatrun noch manche Prise Tabak in den Mund schob, noch manches Stückchen Trona mit seinen Zahnrüinen abbiss und noch manchen erfahrenen, prüfenden Blick über Kamele und Zelt gleiten liess, ehe er sich die Kapuze seines prächtigen, dicken, gestreiften Burnus über den Kopf zog und sich dem Schlaf des Gerechten überliess.

Still war die Nacht, die dem geräuschvollen, heiteren Tage folgte, und einer noch stilleren und einsameren Zukunft vorherging. Der Schlaf wollte nicht kommen; im Zelte ward es mir zu eng; und so rollte ich mich draussen in meine warmen tunesischen Decken und durchträumte die herrliche Nacht. Bilder der Vergangenheit verschmolzen mit denen der Gegenwart, die norddeutsche Heimat mit der afrikanischen Küste des Mittelmeeres. Das mächtige Karthago, das römische Afrika, die reiche Cyrenaica, Türken und Christen, Neger und Vandalen, Araber und Garamanten, Berber und alte Aegypter tummelten sich in meinem träumenden Gehirne. Ich entrollte die wechsellvollen Geschehnisse dieser Länder und gedachte der Zeit, wo ich auf den pedantischen Schulbänken so oft gewünscht hatte, lieber dieselben mit allen ihren schreckensreichen Ereignissen zu durchleben, als ihre zahllosen Daten meinem rebellischen Gedächtnisse aufzuzwingen. Die Bilder wurden allmählich unklar und verwirrten sich mehr und mehr, bis endlich gegen Morgen ein tiefer Schlaf sie auflöste.

Mit Sonnenaufgang war Gerhard Rohlfs und Herr Rossi gekommen, mir das letzte Lebewohl zu sagen. Die Kamele wurden bepackt, das Zelt abgebrochen, und schweigsam der letzte Händedruck gewechselt. Ich bestieg mein Wüstenschiff und zog still und ernst in die sandige Ebene hinaus mit wehmütiger Erinnerung an das, was ich verliess, an die, die ich liebte und ehrte in der Heimat und die ich so lange entbehren, vielleicht nimmer wiedersehen sollte, aber auch mit freudiger Hoffnung auf eine glückliche Heimkehr und dem festen Vorsatz, meinem Unternehmen physische, intellektuelle und moralische Kraft, so viel mir zu Gebote stand, zu widmen.

Wenn ich damals gewusst hätte, dass mein Schicksal mich länger als fünf Jahre in den unbekannten Gegenden des verhängnisvollen Kontinents zurückhalten würde, hätte ich wohl den Mut gehabt, zur Ausführung zu schreiten? Länger als fünf Jahre eine gänzliche, garstige Isoliertheit zu ertragen, inmitten harter Entbehrungen, schwerer Entsagung, unerbittlicher Krankheiten und

drohender Gefahren, ist mehr, als selbst glühender Enthusiasmus auf sich zu nehmen liebt. Später freilich, fern von der fieberhaften Hast des europäischen Lebens und seinen mannigfachen Genüssen, lernt man Zeit und Raum anders beurteilen, wird bescheidener in seinen Zielen, zäher in der Ausführung seiner Pläne, geduldiger im Ausharren und Leiden.

Körperliche Elastizität und Widerstandskraft in Krankheit und Anstrengung, die natürliche Gabe, mit Menschen aller Art inmitten jener fremdartigen Welt zu verkehren, sind die unerlässlichen Bedingungen, mit denen der Entdeckungsreisende ausgestattet sein muss. Geduld aber ist die Tugend, die das Geheimnis des Erfolges birgt. Sie zu üben ist oft nicht leicht, und manchen schweren Kampf sollte ich noch durchkämpfen, ehe ich, in dieser Hinsicht wenigstens einigermaßen geläutert, durch die Torheit und die Unzuverlässigkeit der Menschen meinen Weg zu finden wusste.“

Auf der Wanderung von 37 Tagen durch die zu Tripolis gehörende Landschaft Fessan näher einzugehen, erübrigt sich schon deswegen, weil wir die ausgezeichnetsten Schilderungen aus der Feder des Reisenden selbst haben. Gerade die folgenden Briefe an seinen Freund Berlin und dessen Gattin sind, wenn sie auch Einiges von uns schon Mitgeteiltes wiederholen, ein Muster anschaulicher Schilderung, so dass wir sie hier zur Veröffentlichung bringen.

„Tripoli, den 17. Januar 1869.

Lieber Freund!

Dein letzter Brief ist mir nicht zur Hand, ich gehe also nicht auf seine Details ein und beschränke mich darauf, Dir herzlich dafür zu danken. Ich bitte Dich und Deine Gattin Millionenmal um Verzeihung, nicht rechtzeitig zum Neuen Jahre geschrieben zu haben, und noch viel mehr, nicht versprochenenmaßen selbst gekommen zu sein, Euch meine wärmsten, innigsten Wünsche zu Füßen zu legen. Ich habe die Juchtentasche täglich angerochen, und sie hat mich auch in der Tat, wie Du aus obigem Datum ersiehst, von Tunis weggeführt. Doch in der guten Richtung hat sie mich nur bis Malta geleitet, von wo aus sie mich, statt in höhere Breitengrade, in einige tiefere geschleudert hat.

Diese verhängnisvolle Richtung einmal eingeschlagen, ist kein Halten mehr, und ich muss mit der Tasche am Aequator ankommen. Mit einem Worte, die Kamele sind gepackt, meine Diener warten,

und wenn ich nicht selbst nach Malta noch einmal zurück müsste, um auf die Jagd nach Instrumenten zu gehen, so würde ich schon morgen reisen können.

Du weisst, es war immer eine Lieblingsidee von mir, und bevor ich Afrika gänzlich verlasse, will ich noch einige seiner Zentralgeheimnisse erlauschen, deren Dein jetziger Compatriot Heuglin schon so viele kennt. Zunächst gehe ich nach Bornu, um dem alten Herrn, dem Sultan dort, einige Geschenke der preussischen Regierung zu übermachen, und von da hoffe ich, entweder nach Wadai zu gehen, oder im Süden von Wadai gegen Osten bis zum Nil vorzudringen, oder, direkt gegen Süden gehend, am Gaboon auf der Westküste herauszukommen. Gelingt es, so habe ich eine glorreiche Reise gemacht; gelingt es nicht, so kehre ich einfach von Bornu nach der Vollendung meiner diplomatischen Mission zurück und habe Land und Leute gesehen, die nur ein noch jetzt lebender Europäer, Gerhard Rohlfs, sah.

Dieser kühne Reisende ist es auch, durch dessen Vermittlung ich den ehrenvollen Auftrag erhalten habe. Ich wohne hier bei ihm in Tripoli, wo er nur meine Abreise erwartet, um dann, ehe er sein Konsulat in Jerusalem antritt, eine Reise durch die Cyrenaica zu machen und darüber in Berlin Bericht zu erstatten. Ein sehr liebenswürdiger Mann, von kräftigem, blühendem Aeussern, der mit uns in Würzburg war, da er einige Zeit dort und in Heidelberg Medizin studiert hat. Wenn ich auch vielleicht nicht solche Erfolge haben werde, als er, so werde ich jedenfalls eine der interessantesten Reisen machen, die die Welt sah und Euch und Felix von Niemeyer bei Champagner und Erdbeerbowle hoffentlich recht vieles Interessante erzählen. Ach, ich hätte so gern den Winter mit Euch in Stuttgart verlebt, „Augen gelernt“ und mich von Deiner lieben Frau verheiraten lassen; doch ich konnte es nicht übers Herz bringen, diese Gelegenheit zu versäumen, und sei versichert, ich werde suchen, soviel als möglich aus ihr zu machen.

Diese unbekannten Regionen intriguierten mich schon lange, und ehe ich den alten Kontinent hier verlasse, muss ich wissen, was in seinem Herzen ist. Tue mir nur den Gefallen und schreibe mir recht oft und die wichtigsten Teile des Inhaltes wiederholend, da ich ja doch nicht auf das Eintreffen aller Briefe rechnen kann. Lass Dich nicht durch mein Schweigen abhalten, denn des kommenden

Sommers werde ich kaum schreiben oder wenigstens auf Ueberkunft der Briefe rechnen können. Glaube nicht zu früh, dass ich umgekommen bin, und wenn Du während 1869 nichts hörst, warte 1870 ab und denke, dass Livingstone nach unglaublicher Zeit wieder ans Licht kam. Denke, was für eine Freude es ist, in fernen, fernen Landen, wo ich bald nicht einmal mehr werde arabisch sprechen können, geschweige denn eine europäische Sprache, Briefe von Freunden zu erhalten. Ich bin überzeugt, sie dienen Wochen, ja Monate lang zur täglichen Lektüre. Ich meinerseits werde oft, recht oft an Euch und Euer liebenswürdiges, harmloses Zusammenleben denken und mich im Geist und in der Hoffnung zu Euch versetzen. Erst jetzt, beim Schreiben dieses Briefes und in der fest sicheren Voraussicht, Euch so lange, lange nicht zu sehen, fühle ich, wie es mir bei Euch gefallen hat, und wie gern ich bei Euch ferner sein möchte. Doch jeder muss seinem Schicksal folgen!“

Die Enttäuschung, die der Inhalt dieser Zeilen der Familie Berlin brachte, trat begreiflicherweise ganz in den Hintergrund vor der quälenden Besorgnis um den teuern Freund. Wie viele todesmutige Männer waren schon denselben Weg gezogen, um im wissenschaftlichen Eifer den dunklen Weltteil zu erforschen, wie wenigen war es vergönnt, wieder heimzukehren! Dass er aber nicht minder aufopfernd, nicht minder tatkräftig sein Leben für edle Zwecke wagen würde, des waren die Freunde gewiss, auch ohne seine Andeutungen. Jedoch an der Tatsache liess sich nichts ändern, und auch wenn es in ihrer Macht gestanden hätte, so würden sie es nicht getan haben. Sie erkannten, dass Nachtigal endlich den Beruf gefunden hatte, auf den schon längst alle seine Fähigkeiten ihn hingewiesen, und sie suchten ihm daher ihre Befürchtungen zu verbergen, um seinen frohen Mut nicht zu dämpfen. Schliesslich teilte sich auch ihnen jene Hoffnungsfreudigkeit mit, die selbst seinen Abschiedsworten den traurigen Klang zu nehmen schien.

Welchen Kontrast bieten diese letzten Zeilen vor Beginn einer von unbekannten Gefahren bedrohten Wanderung mit jenem Briefe, den er unmittelbar vor seiner letzten, der westafrikanischen, Reise an sie richtete! Unwillkürlich drängt sich uns jetzt der Vergleich auf; damals war seine Seele von düsteren Ahnungen erfüllt: „Es ist mir, als ginge ich meiner Verurteilung entgegen,“

schrieb er 1884 aus Tunis, und keines der beiden Gefühle hat ihm getäuscht.

Mit dem folgenden Briefe, der aus Mursuk vom 18. April 1869 datiert, kommen wir zu den eigentlichen Reiseberichten:

„Meine augenärztlichen Bestrebungen, die ich an den unglücklichen menschlichen Produkten dieser Breitgrade zu dokumentieren nicht umhin kann, müssen mir heute die Zeit lassen, die zivilisierte Einrichtung der gehöckerten Post des Wüstenschiffes zu benutzen, um Euch Rechenschaft über mein Tun und Treiben zu geben. Ihr liest mich, wenn mich nicht alles täuscht, in Tripoli auf dem Punkte aufzubrechen, habt bereits Bekanntschaft gemacht mit meinen Kamelen, mit dem berühmten Mohamed-el-Gatroni und seinem weissen Reitkamel, hörtet den Namen Giuseppe Valpredas, meines Leporellos, und werdet mir erlauben, Euch nach Milad-Abejo, Polizeisoldat, den mir der Pascha mitgab, Ali-el-Fesami, einen andern Ali, Saad und Feida, eine arabische Hündin vorzustellen. Letztere, wenn auch weit entfernt, so zivilisatorische Anlagen zu entwickeln, als Euer „Bauschan“, indem sie noch jetzt, nach monatelangem Zusammenleben, mich mit dem Misstrauen des ersten Tages betrachtet, hat wenigstens die Neigung des Rausschmeissens mit dem genannten edlen Repräsentanten „Hund“ gemein, mit dem alleinigen Unterschiede, dass sie zu Objekten dieser rohen, doch nützlichen Handlung Menschen wählt, und dass ihre Kauwerkzeuge dabei nicht als einfache Pinzetten wirken. Der zweite Ali und Saad können nur mit den Kamelen zusammen abgehandelt werden, indem ihre Intelligenz sie mit jenen in eine Kategorie wirft, ihre Nützlichkeit jedoch sie den genannten Tieren weit unterordnet. Ali-el-Fesani wage ich nicht zu beleidigen, denn er ist ein Schützling vom würdigen Gatroni, und der letztere ist über meine Kritik erhaben.

Am 17. Februar also schlug ich in geringer Entfernung der Stadt Tripoli, da, wo ihre Gärten sich scharf gegen den wüsten Sandgürtel, der sie umgibt, absetzen, in einer reizenden Gruppe von Maulbeer-, Oliven- und Orangenbäumen mein Lager auf. Zum Frühstück, das Giuseppe Valpreda seit drei Tagen und drei Nächten für 30 bis 50 Personen zubereitete, erschien auf Pferden und Eseln alles, was Tripoli an männlichen und weiblichen Exemplaren europäischer Abkunft aufweist, und bis 4 Uhr blieben wir bei Musik und Tanz und unzweifelhaften Weinen zusammen. Genug, wir waren vergnügt, und ich trank das letzte Glas des sonderbaren moussierenden Getränkes

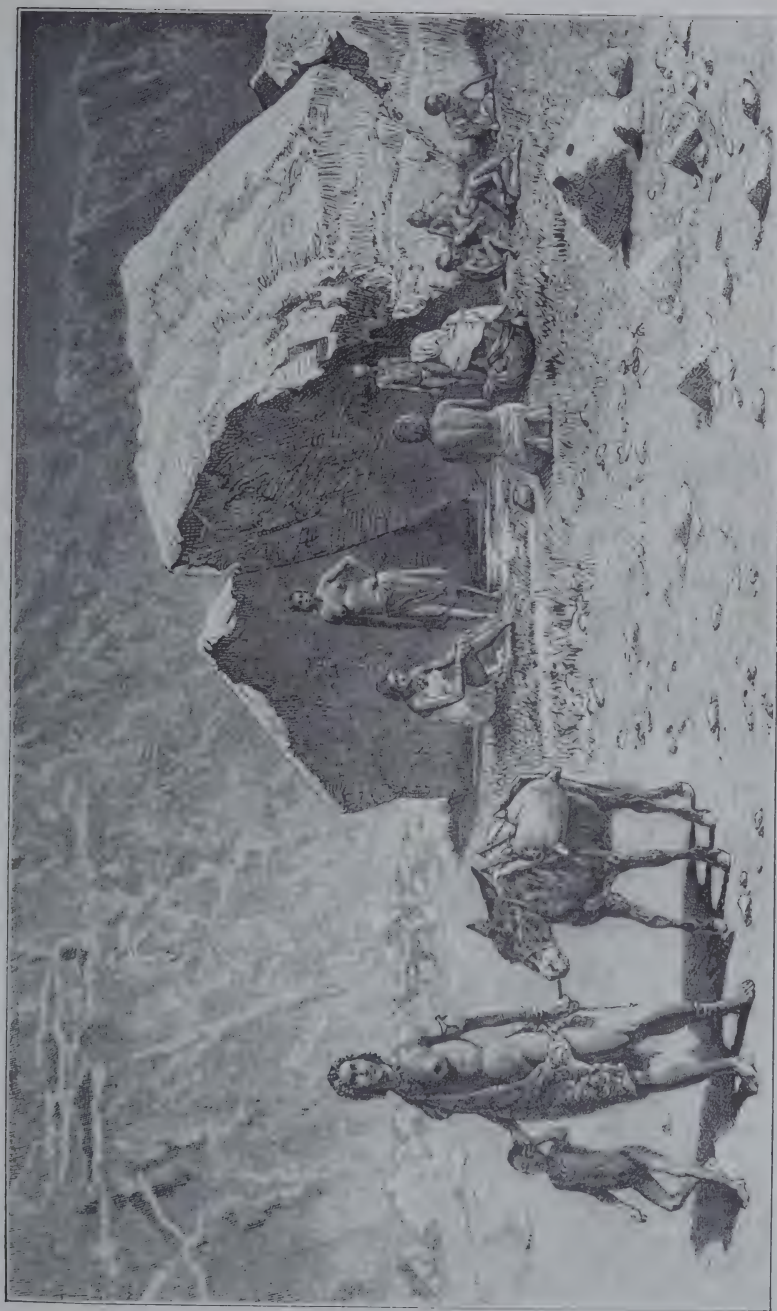
auf das Wohl derer, die ich ehre, schätze und liebe in württembergischen Gauen. Am nächsten Morgen erschienen noch auf der Bühne Gerhard Rohlfs, Luigi Rossi, österreichischer Konsul, Smith, Telegraphenchef, und Fenner, unser englischer Kaplan zu Tunis, mein ältester Freund auf afrikanischem Boden, und nach einer letzten Photographie und einem letzten Händedruck schwang ich das pilzähnliche Gebilde englischer Erfindung, das mein Dulderhaupt gegen Sonnenstrahlen zu schützen bestimmt war, hüpfte auf das Schiff der Wüste, dessen Zügel der würdige Mohammed ergriff, und fort ging es in den Sand hinaus, mit der Geschwindigkeit, die meinem Renner und seinen Brüdern diesen unnachahmlichen Charakter von Würde und Stumpfsinn verleiht.

Ich denke nicht daran, Euch von Tripoli in langsamen Tagemärschen bis Mursuk zu zerren, sondern erwähne nur, dass ich dreissig Tage zur Bewältigung dieser sieben Breitengrade notwendig hatte, und dass ich diese mehr als hundert deutsche Meilen fast ganz zu Fuss zurückgelegt habe. Letztere Fortbewegung zog ich bald meinem Wüstenrenner vor, dessen pedantische Gangart mir ohne Rettung Schlaf gab, und dessen Höhe mich verhinderte, meine gänzliche Unkenntnis der Steine und Pflanzen durch um so häufigere Auffassung und stumpfsinnige Betrachtung in unzulänglicher Weise zu ersetzen. Am ersten Tage durchwateten wir den Sandgürtel, der sich längs der Küste erstreckt, am zweiten dirigierten wir uns in die Nähe des Tarhumagebirges, das wir am dritten überklommen, am vierten durchzogen wir hochgelegene Ebenen mit Triften und fruchtbaren Flusstälern (die Flüsse natürlich ohne Wasser), welche letztere sich am fünften in erfreulicher Abwechslung mehrten, um am sechsten über nackte, mit Steinen der hinderlichsten Form besäete Höhen bis zur ersten Unterstation Beni-Ulid zu wanken. Das Tal der Beni-Ulid gräbt sich durch seine prächtigen, üppigen Olivenbäume als letzter Punkt, wo die Natur noch einigermaßen anständige Erzeugnisse geliefert hat, in das Gedächtnis des langsam, aber sicher abstumpfenden Wanderers ein und diente mir als Ruheplatz. Sechs weitere Tage führten mich zur zweiten Station, Bondschem, das sich zuweilen auch auf weniger guten Karten findet, das jedoch von der besten getilgt zu werden verdient, so miserabel, so hilflos, so grässlich, so windig, so staubig, so ärmlich ist es. Von Bondschem, das ich folgenden Tages in stummem Entsetzen floh, verschlimmerte sich die Sache wesentlich. Wenn auch die oben erwähnten Flüsse nie-

mals Wasser führen, so findet sich doch in ihnen dasselbe so nahe der Erdoberfläche, dass zahlreiche Brunnen existieren. Doch von Bondschem bis in die Nähe von Sokna, dritter, hauptsächlichster Nebenstation, war nichts als scheussliche, steinige Wüste ohne Menschen, ohne Wasser, ohne Baum, ohne Strauch, mit einem Worte, ohne alles Leben. Ueberhaupt ist, was den Wassermangel anbetrifft, auf dem ganzen Wege nach Bornu der Teil desselben bis Mursuk der beschwerlichste. Es ist nicht leicht, für vier bis fünf Tage Wasservorrat mitzunehmen, und der reichlichste Vorrat verschwindet bei einem kleinen, gemeinen, richtigen Gibli (Südwind) durch die rapide Verdunstung in nichts. Es ist nicht das erstemal, dass Reisende in dieser Weise, ihren Verdunstungsverlust durch das ebenfalls verdunstende Wasser nicht ersetzen könnend, dem Gibli erlagen, während im Sandsturm verschüttete Karawanen wohl schon mehr Fabeln sind. Genug, das Wasser verdunstete nicht, und ich kam glücklich nach Sokna, wo ich wegen gänzlicher Abwesenheit zu mietender Kamele und wegen eines grässlichen Gibli mit reichlicher Sandentwicklung drei Tage lang liegen musste. Sokna ist eine ansehnliche Stadt aus Dreck und etwas Lehm gebaut, mit Mauern umgeben, die der sparsame Feind am zweckmässigsten mit Feuerspritzen angreifen dürfte, und einer Bevölkerung von ungefähr 2000 Seelen, die wunderbarerweise sich eines besonderen Dialektes der Berbersprache bedienen, während doch alle sehr gut arabisch sprechen. Das Soknaische ähnelt dem Ghadameischen nicht unwesentlich.

Aufs beste in Empfang genommen von Mudir, Art von Kaid, Chef eines Kreises, und den Grossen des Ortes, die auf meine ärztliche Eigenschaft spekulierten, deren Gerücht mir vorausgeflogen war, kaufte ich für die bedenkliche Strecke von Sokna bis zu den südlichen Oasen Fezans noch einige Bockhäute (Wasserbehälter) und bekleidete hier meine natürlichen Lokomotionsorgane mit an der Sohle behaarten Schuhen, wie sie die Eingeborenen tragen, denn zwei Paar englischer, express erzielter Schuhe hatte ich dem steinigen Terrain der Wüste bereits geopfert.

Wir überklommen die „schwarzen Berge“, genossen in ihnen das letzte Wasser und wankten während fünf Tagen über steinige Wüste ohne eine Spur von Feuchtigkeit, von Vegetation oder überhaupt von Leben bis zum Uadi Um-el-abid. Von hier aus wurde die Reise annehmlicher, indem wir täglich eine Oase mit Städtchen



Tibbukinder und Frauen bei einer Quelle.

hatten, um unter ihren Mauern zu kampieren und ihre Eier, ihre Milch und ihr Brot zu essen. Alle diese Städtchen sind aus Dreck und Lehm aufgeführt, mit Mauern und einer Art Zitadelle geziert und nehmen sich inmitten ihrer Palmenwaldungen nicht übel aus. Ihre Bevölkerung, deren schwarzer Teil allmählich zunimmt, lebt bescheiden und zufrieden in dem zweifelhaften Glücke der Unkenntnis und der Bedürfnislosigkeit und zeichnet sich vor allen Völkern der Erde vielleicht durch seine Harmlosigkeit aus.

Von Sokna hatte ich (Edris Effendi) an einen Korrespondenten in Mursuk, El Hadj Brahim-ben-Alna, geschrieben, ihn gebeten, mir ein solches Dreckhaus zu mieten, und konnte so ruhig meinem nächsten Ziele entgegengehen. Grosse Eile hatte ich nicht, da ich durch die Sklavenkarawanen, die uns unterwegs begegneten, wusste, dass die letzte grosse Karawane bereits nach Bornu abgegangen sei, und dass ich eine solche vor Herbst nicht zu erwarten habe.

So kam ich am 26. März in der Nähe von Mursuk an, lagerte jedoch einige Stunden von Mursuk entfernt vor der Stadt und schickte den oben erwähnten Milad Abeja voraus, den Behörden meine Ankunft zu notifizieren.

Am nächsten Morgen schickte der Pilger Brahim-ben-Alna, der Bürgermeister ist, mir seinen Bruder auf einem der seltenen Rosse entgegen, deren sich Mursuk erfreut und Fräulein Tinne, die bekannte holländische Reisende, die schon einige Wochen vor mir Tripoli verlassen hatte, liess mich ebenfalls durch verschiedene ihrer Leute einholen.

Die Oase von Mursuk entbehrt selbst des Charakters von Schönheit, deren sich die meisten ihrer Schwestern erfreuen; die Stadt ist auf einem Sebha-Grund (getrockneter Salzsee) erbaut und dotiert so die Einwohner mit der in diesen Gegenden sonst seltenen Erscheinung der Malaria. Die Häuser sind aus salzhaltigen Erdklumpen erbaut und lösen sich von Zeit zu Zeit, wenn gerade einmal ein tropischer Regen bis in diese Breitgrade getrieben wird, was glücklicherweise sehr selten geschieht, in Wohlgefallen auf. Türen, Balken und Bedachung machen sie aus Palmenholz, das im allgemeinen nicht für das beste Nutzholz passiert, das aber das einzige ist, das existiert. Stellenweise erlaubt sich ein ehrgeiziger, unternehmender, reicher Knopf, sich Holz aus Tripoli kommen zu lassen und so sich Türen und Fensterläden mit anderem Material zu machen. Die Häuser bestehen meist aus einem Erdgeschoss, doch

gibt es nicht wenige, die sich noch eines Stockwerks erfreuen. Die Gemächer dieses Stockwerks geniessen gewöhnlich dann die Zierde von Fenstern ohne Scheiben, während die Gemächer des Parterre durch die Türen und kleine Ventilationslöcher erleuchtet werden. Zur hinlänglichen Illustrierung der zahlreichen Gemächer laufen stellenweise unbedeckte Korridore.

Mein Haus erfreut sich einer mit einem dreifenstrigen Gemache versehenen Etage und zahlloser grösserer und kleinerer Gemächer obiger Beschreibung, von denen die grösseren in der Mitte durch eine Säule in Gestalt eines Palmenstammes zur Aufrechterhaltung des Plafonds geziert sind.

Am ersten Tage kam der Pascha, mir seinen Besuch zu machen und seine Dienste anzubieten, und stellte sich als eine körperlich und geistig äusserst reduzierte menschliche Ruine dar, die mir durch Mangel an Kenntniss der Personen und Verhältnisse für meine Reiseprojekte von nicht dem geringsten Nutzen sein konnte. Er ist ein Türke, der nicht arabisch spricht und erst seit drei Monaten aus Konstantinopel hier angetreten ist, um seine zerrütteten Vermögensverhältnisse wieder auf den Damm zu bringen. Dazu dienen gewöhnlich die Sklavenkarawanen, die trotz der Abschaffung der Sklaverei in türkischen Staaten noch einen der hauptsächlichsten Handelsartikel mit den Negerländern darstellen. Jeder ankommende Sklavenkopf bezahlt aber hier eine gewohnheitsmässige Abgabe von zwei bis drei Talern, was, wenn 5—10 000 per Jahr kommen, schon eine hübsche Einnahme repräsentiert.

Bisher habe ich meine Zeit damit zugebracht, Briefe zu schreiben, meteorologische Aufzeichnungen zu machen, Besuche zu empfangen und zu erwidern und Kranke zu sehen. Abends gehe ich gewöhnlich ein bis zwei Stunden zu Fräulein Tinne, ohne gleichwohl ihre Einladung, so oft als möglich sie zu besuchen, zu missbrauchen.

Was meine weiteren Pläne betrifft, so kann ich natürlich nicht bis zum Herbst hier untätig in diesem Neste liegen bleiben. Ich hoffe, durch den Hadj Brahim nach Tibesti, das bisher von Europäern unbetretene Land der Tibbu Reschade, geschafft zu werden, eine Reise, die immerhin zwei oder drei Monate in Anspruch nehmen dürfte. Gelingt das nicht, wie es ja leider schon v. Beurmann und Rohlf's nicht gelang, so mache ich eine Tour durch die Oasen des südlichen Fessan bis zum Uadi Schatti, wo ich einen grossen Religionschef aus Timbuktu zu treffen hoffe. Gefällt er mir, ist sein

Ansehen gross genug, und ladet er mich dringend genug ein, so schicke ich Mohammed-el-Gatroni von hier direkt mit den Geschenken nach Bornu und gehe selbst nach Timbuktú. In einem der nächsten Briefe hoffe ich, Dir Genaueres darüber sagen zu können.

Fräulein Tinne wollte bis zur günstigen Gelegenheit, nach Bornu zu gehen, eine Tour zu den Tuareg machen und hat zu dem Endzwecke an den bekannten Tuareg - Chef Ichenuchen (von den Adsgher) geschrieben. Noch ist keine Antwort eingelaufen. Im Verneinungsfalle aspiriert sie ebenfalls auf Tibesti oder Timbuktú. Mir tut ihre Anwesenheit Schaden, da mein durch geringe Mittel unterstütztes Ansehen ihrem Reichtum gegenüber, der wirklich kolossal sein muss, wesentlich leidet. Doch ist sie selbst viel verständiger, einfacher und geistreicher, als ich früher gedacht habe und das abendliche Plauderstündchen vergeht mir immer sehr schnell.

Jetzt zu Dir und Deiner lieben Frau. Schreibe mir doch ja recht im Detail über Euer Heimwesen, das ich so gerne geteilt hätte, wenn meine rebellische Natur mich nicht vom Wege der roten Juchtentasche, die jetzt ihrer so unwürdige Gegenden frequentiert, abgelenkt hätte. Dieselbe hat unter subtropischer Sonne bedeutend die Farbe gewechselt und an Duft eingebüsst; hoffentlich kann ich sie eines Tages der früheren Eigentümerin als einen Gegenstand präsentieren, der mich während mehrjähriger Reisen niemals verliess. Jetzt trägt sie ausser den Schlüsseln und einem halben Dutzend Geldstücke 20 m in Bandform und einen Kompass zum Winkelmessen.

Lebt wohl, bald sollt Ihr mehr von mir hören. Von ganzer Seele der Eure

Edris Effendi-el-Tebib
(Dr. Nachtigal).“

Bevor wir nun Nachtigals Reisen weiter schildern, dürfte es angemessen sein, einen zusammenhängenden Ueberblick über Land und Leute von Fessan zu gewinnen.

Land und Leute von Fessan.

Fessan ist ein zu Tripolis gehörendes Kaimakant am Nordrande der Sahara, erstreckt sich von Bu N'dsheim etwa 1180 km weit

nach Süden bis zum Tümmo- oder Wargebirge (840) unter $25^{\circ} 5'$ nördlicher Breite; die grösste Breite mag gegen 500 km, das Gesamtareal 350 000 qkm betragen. Das Land bildet eine wüste Hochfläche, 300—500 m überm Meeresspiegel, über die nackte Bergzüge, z. B. Dschebel Schergija im N., die Alakuskette im SW. emporragen; den Südwesten erfüllen die steinige Hamada von Mursuk und die Sanddünen von Edeyen. Die Berge bestehen aus Sandstein, der auf Kalkstein gelagert ist, und werden durch öde, enge Täler getrennt. Im Norden treten Kreideschichten, nahezu horizontal gelagert, zutage; sie erstrecken sich bis zum Südrande der grossen Hamada el Homra und noch weit über die schwarzen Berge südlich von Sokna, wo sie von jüngern Eruptivgesteinen (Basalten, Phonolithen, Trachyten) durchbrochen sind, hinaus. Unter den Kreideschichten treten weiter im Süden schwarze devonische Sandsteine hervor, die mehrfach, zumal bei Mursuk, versteinierungsführende Kalksteine und Ton mit Steinsalz einschliessen. Auch Ablagerungen mit charakteristischen Steinkohlenpflanzen sind aus dem Amsakgebirge zwischen Mursuk und Ghat durch Oberweg bekannt geworden. Durch Verwitterung der sandigen Gesteine entsteht der Wüstensand, der, vom Winde zusammengetrieben, die Dünen in den trocknen heissen Hamadas bildet. Fliessende Gewässer fehlen durchaus, die grossen Wadis (el Scherki, el Schati) sind breite Täler, in denen Wasser durch Nachgraben in geringer Tiefe zu erlangen ist, und die, wie einzelne Oasen, den allein bewohnbaren Teil des Landes ausmachen. Das Klima ist warm, aber gesund; die Mitteltemperatur beträgt 21° (Extreme 5° und 45°). Regen sind selten; zur Bewässerung der Felder dienen Brunnen von geringer Tiefe. Unter den wild wachsenden Pflanzen sind ein Tamarixstrauch und eine stachlige Papilionazee, von wilden Tieren Hyäne, Schakal, Wüstenfuchs, Gazelle, Mähnschaf, Strauss erwähnenswert. Die Bevölkerung wird auf nur 50 000 geschätzt, davon 30 000 Sesshafte in 19 Ortschaften.

Einige Tausend von diesen bilden dazu nicht einmal eine ständige, sichere Bevölkerung, und zwar sind dies die Tubu, die im Distrikt von Quatrum leben und die Ruarik, die den Wadi-el-Gharbi bewohnen. Sie flottieren zwischen ihrer Heimat und den Sitzen in Fessan, die ihre Stammesgenossen seit lange inne hatten, und kehren gern nach Hause zurück, wenn sie dort irgend zu leben haben, wobei sie allerdings gewöhnlich durch andere Landsleute ersetzt werden.

Was die eigentlichen Nomaden Fessans betrifft, die arabisch Bawadi (plur. von Badi, der Wüstenbewohner) heissen, zum Unterschiede der Bewohner ständiger Ortschaften, die als Hadarijin (plur. von Hadari, der Gegenwärtige, Sesshafte) bezeichnet werden, so kommen diejenigen nicht in Betracht, die die Gegend südlich von Bu N'dschem beweidn; diejenigen, die ihre Stammsitze in Fessan haben, repräsentieren höchstens ein Dutzend Stämme, von denen viele die Südabhänge der schwarzen Berge von Soqna beweidn und daneben Wohnsitze in den Datteldörfern der westlichen Täler haben, während die anderen in verschiedenen Oasen der Scherqîja ihre Datteln besitzen und die Abhänge des Harudsch-Gebirges durchziehen. Jene gehören zu den Stämmen der Meqâriha, Hasâuna, Suweid, Quweida, Saqa, Hotman, von denen die ersten beiden besonders nennenswert sind, diese zu den Rîah, Scha'uf, Sejaina, Alauna, von denen die erstgenannten teilweise in Soqna fest wohnen. Der blühendste aller Nomadenstämme Fessans, der reichste an Pferden und Kamelen, war augenblicklich der der Meqâriha, der einzige Bruchteil der Bevölkerung, von dem man behaupten kann, dass sie nicht zurück-, sondern vorangegangen seien in Zahl und Wohlstand.

Die Seelenzahl sämtlicher nomadisierender Stämme abzuschätzen, genügen Nachtigals Daten nicht. Sie werden ein Drittel der sedentären Elemente kaum erreichen und ein Viertel derselben übersteigen. Selbst mit ihnen vermag er die Bevölkerung Fessans nicht auf 50 000 Seelen in seiner Abschätzung zu bringen — eine Zahl, die schwerlich von der Wahrheit überstiegen wird.

Je spärlicher die Bevölkerung ist, desto mannigfaltiger ist sie in ihrer Erscheinung. Betrachten wir die heutigen Bewohner von Fessan, so stellen sie ein Gemisch dar, dessen Erklärung und Zerlegung den Reisenden in grosse Verlegenheit zu bringen vermag. Da sind im Süden reine Tubu Tibestis (Tedscherri, Medrusa, Bachi, Qatrun), im Südwesten reine Tuarik (W. el-Gharbi) und im Norden und Osten einzelne Kolonien nördlicher Berber (Soqna, Waddan, Temissa); reine, sesshafte Araber und arabische oder berberische Nomaden, Sklaven aus Bornu, den Haussa-Staaten und anderen innerafrikanischen Ländern und ihre Abkömmlinge, Freie oder Sklaven finden sich über das ganze Land zerstreut; und endlich stossen wir überall auf andere Leute, weder den einen noch den andern gleich, aber doch vielen ähnlich, die wohl den kleinen Kern

eigentlicher, doch im Laufe der Zeit mannigfach veränderter Fessaner darstellen.

Die ursprünglichen Bewohner des Landes, die Garamanten, bildeten mit anderen Volksstämmen der Wüste gewissermassen den zweiten Rang der Libyer, stellten eine Abstufung dieser dar. Sie waren die Nachbarn der südlich von ihnen wohnenden Aethiopier und diesen insoweit auch ähnlich, als sich überhaupt ein allmählicher Uebergang von den Bewohnern der afrikanischen Küstenländer zu den auf dem Süden der Wüste wohnenden Stämmen bemerkbar macht. Diese Uebergangsstufen riefen bei den Alten die Bezeichnung „Melanogaetuler“ hervor und veranlassten Duveyrier von „subäthiopischen“ Stämmen zu sprechen. Im Niltale stromaufwärts kann man sich überzeugen, wie unmerklich die Bewohner Oberägyptens in die Berber oder Berabra und Badscha-Leute, und diese in die Sudaner übergehen; die südlichen Tubu oder Daza stehen den Nigritiern um eine Nuance näher, als die nördlichen oder Teda; bei den Zoghawa im Norden Dor Fors ist man in Verlegenheit, wohin man sie rechnen soll; und der Unterschied zwischen den Tuarik und den Berbern der Küstenländer, obgleich ihre Verwandtschaft eine sehr nahe ist, fällt klar genug in die Augen. So haben wir eine Reihe von Abstufungen und Uebergängen, deren Grenzen oft sehr schwer zu ziehen sind.

Die Wüste mit ihren riesigen Entfernungen, ihrem scharf ausgesprochenen Klima, deren Abgeschlossenheit der bewohnten Oasen, dem beschränkten Verkehr, muss zwar im allgemeinen die Erhaltung der Eigenartigkeit ihrer Bevölkerungselemente erleichtern, doch dass die Garamanten mit ihrer geringen Zahl allmählich in der Reinheit ihrer Zusammensetzung beeinträchtigt werden mussten, begreift sich. Als ihr Land unter römischer Herrschaft stand, fand immerhin schon Verkehr mit den südlicheren Ländern statt, aus denen Elfenbein, Straussenfedern, Gold und andere Produkte kamen, doch mag derselbe beschränkt genug gewesen sein. Aber als die mohammedanische Eroberung Nordafrikas mit ihren Stammverschiebungen nach Süden erfolgte, und als später in entgegengesetzter Richtung die Bornu-Leute ihre Ansiedlungen und ihre Herrschaft über Kavar und Fessan verschoben, mussten allmählich die fremden Elemente die spärlichen Eingeborenen überwältigen. Ein in Anbetracht der Wüste reger Handelsverkehr entwickelte sich allmählich zwischen Nordafrika und den Negerländern, und hier war es die Strasse von

Fessan nach der Umgebung des Ssad-Sees, die durch ihren Wasserreichtum und die Zahl ihrer Oasen, durch Sicherheit und reichen Gewinn bald die besuchteste wurde. Berberische und arabische Kaufleute aus dem Norden siedelten sich an Fessan an, und bald war dieses Land ein Mittelpunkt der mannigfaltigen Handelsstrassen, ein Handelszentrum zwischen Tripolis und Bornu, zwischen Timbuktu und Kairo, zwischen den Tuarik und den Tubu. Zahlreiche Karawanen kamen und gingen, und ihr Haupthandel erstreckte sich damals wie später auf Sklaven, von denen die weiblichen besonders zur Umänderung der ursprünglichen Bewohnerschaft beitragen mussten. Nehmen wir dazu, dass Römer, Araber, Bornuleute und Türken nacheinander über die dünne Bevölkerung herrschten und alle derselben eine dauernde Marke ihres Einflusses hinterliessen, so begreift man leicht, dass eine Bewohnerschaft von höchstens 100 000 Seelen so mannigfachen heterogenen Einflüssen und dem rapiden Wechsel derselben nicht widerstehen konnte, sondern ihren ursprünglichen Charakter einbüssen musste.

Jetzt stossen wir in den Hauptortschaften fast nur auf Fremde. In Zella, erzählt v. Beurmann, wohnen Aulad Hareis; die vor tausend Jahren aus Aegypten eingewandert sein sollen; Foghaa, Temissa und Sirren haben Zejadin in ihren Mauern; Soqna ist, wie Waddan, stets vorwaltend von reinen Berbern bewohnt gewesen; die Herren von Zawila sind Schurafa; Temenhint ist in den Händen seiner Gründer, der Beni Bedr, gewesen; Dschedid in der Oase Sebha soll von einem Murabid Hamed-el-Haderi gegründet worden sein; das Tal Schijati ist fast ausschliesslich im Besitze von nordischen Nomaden; Qatron ist bevölkert von Murabidija, deren Vorfahren aus Marokko eingewandert sein sollen; in Hun sind viele Glieder des Murabidijastammes der Aulad Wafi. Mag der Ursprung aller dieser Stämme und Familien ein sehr verschiedener sein, berberisch oder arabisch, jedenfalls sind sie Fremde und können höchstens unscheinbare Bruchteile der alten Garamanten in sich bergen. Nehmen wir zu diesen noch die Tuarik des W. el-Gharbi, die Tubu des Distriktes von Qatron, die zahlreichen Sklaven und ihre Nachkommen und die in jüngster Zeit eingewanderten nordischen Berber und Araber, und ziehen alle von der ohnehin spärlichen Gesamtbevölkerung ab, so bleibt nur eine kleine Summe von Individuen, die wir unter der Bezeichnung Fezzaner zusammenfassen müssen, und diese scheinen wieder ein charakterloses Gemisch aller zu sein.

In ihrer Hautfärbung bieten sie ebensowohl die Nuancen, die bei den Tuarik und den Tubu vorwalten, als auch die der Tripolitaner und der Bornuleute, wenn sie auch in dieser Beziehung ihren Wüstennachbarn näher stehen. Durchschnittlich sind sie etwas heller als die nördlichen Tubu, von der ungefähren Grösse derselben, doch ohne ihre zierliche Eleganz, ihre elastische Gewandtheit. Sie haben selten die ovale Gesichtsform und die scharf geschnittenen Züge derselben, sondern runde, charakterlose Gesichter, sind schwerfälliger und zeigen nicht selten eine, für die Wüstenwelt ungewöhnliche Neigung zur Fettbildung. Harmlosigkeit und Schlaffheit sprechen aus ihren Zügen; von ihrem Gouverneur lassen sie sich tyrannisieren und ausplündern, und vor ihren Feinden und Nachbarn fürchten sie sich. Sie sind unmässig im Essen, gutmütig, sanft und ehrlich. Die letztere Tugend entlockte schon im Anfange des 19. Jahrhunderts dem Scheich Mohammed es-Tunisi Worte der Bewunderung und ziert die armen Leute noch heute in aner kennenswerter Weise. So sehr die Schwäche der Regierung, die Zerstreutheit der bewohnten Plätze und die herrschende Armut Habsucht, Unredlichkeit und Diebstahl begünstigen sollten, so sicher fühlt sich in dieser Hinsicht jeder in Fezzan. Den ganzen langen Weg von Tripolis bis Murzuq kann der Reisende furchtlos allein zurücklegen, und erst mit der türkischen Garnison kam z. B. in Murzuq die Sitte auf, nachts die Häuser zu verschliessen.

Der Unterschied des Charakters der Fezzaner von dem ihrer nächsten Wüstennachbarn ist in die Augen fallend genug. So energielos, furchtsam, gutmütig, ehrlich und vergnügungssüchtig der Fezzaner ist, so mannhaft und streng ist der Tariki, so rastlos, egoistisch, schlau, diebisch und mässig der Tedetu (sing. von Teda oder Tubu). Fast noch charakteristischer ist der Unterschied zwischen den Frauen der Fezzaner und denen der Teda, obgleich doch beide Nationen nach der Ansicht vieler nächste Verwandte sein sollen. Während die Frauen der Teda schon in der äusseren Erscheinung, den Zügen, der Haltung, dem Gange ihren determinierten Charakter verraten, deuten die Fezzanerinnen schon äusserlich das Gegenteil an. Jene sind in der Verwaltung des Hauses, im Handel bei Abwesenheit ihrer Eheherren von männlicher Entschiedenheit und Tatkraft und von exemplarischer Treue; diese nachlässig, schwach, leichtsinnig, unsittlich. In letztgenannter Beziehung spricht sich die Verschiedenheit am deutlichsten in National-

tänzen aus, von denen die Fezzanerinnen, sehr fern bleibend von den graziösen, durchaus anständigen Bewegungen der Tubufrauen, sich ganz den unschönen und gemeinen Tänzen der Araberinnen anschliessen.

Der Fezzaner nimmt in seiner Kleidung eine Mittelstellung zwischen den Leuten der Nordküste und den Nigritiern ein, indem er zu dem wollenen Umschlagetuch der ersteren das weite Sudanhemd angenommen hat, während die Frauen zwar meist an dem langen Hemde der Araberinnen und den schweren, metallenen Fussspangen derselben festhalten, aber sonst in Schmucksachen und Haartracht bald den Araberinnen, bald den Tubufrauen, bald den Negerinnen folgen. Auch trennt der Mangel an Reinlichkeitssinn die Frauen Fezzans von den Negerinnen und noch mehr von den Tubufrauen, und nähert sie durchaus den Araberinnen.

Wandelt man durch die Ortschaften der sesshaften Bevölkerung, die mit Mauern umgebene Städtchen sind, so wird man in der Anlage des Ortes und der Bauart der Häuser durch manches an die kleinen Orte der Nordküste erinnert, durch manches an die nördlichen Bornustädte. Während wir durch die Ineinanderschachtelung der Räumlichkeiten in den Häusern mit dem unbedachten Raume in der Mitte und durch die engen Strassen an den Norden gemahnt werden, ist das Baumaterial, die Erde, das der Negerländer. Salzhaltige Erde wurde übrigens nach Herodots Nachrichten schon in den frühesten Zeiten als Baumaterial in dieser Gegend Libyens verwendet. Während in den Städten Bornus alles weit und gross ist, und in denen Fezzans Engheit und Kleinheit vorwiegt, finden wir hier im Gegenteil die Eigentümlichkeit unverhältnismässig grosser Kastele, die die niedrigen Häuser der Einwohner gigantisch überragen, während die Königswohnungen der Neger kein solches Missverhältnis zur umgebenden Stadt zeigen.

Diese Riesenkastele erinnern durch ihr Missverhältnis etwas an die Felsenzitadellen der Tubu, die man in Kawar und Borku findet, und zu deren Füßen sich die Ortschaften gruppieren. Dieselben scheinen auch den Berbern während einer langen Periode eigentümlich gewesen zu sein und haben denselben Charakter in Soqna, Femissa, Tedscherri, wie auch ähnliche Bauten in der jetzigen Tubu-Oase Dschebado, in Siggedim, einer verlassenen Ortschaft der Tedda nördlich von Kawar, in Quissebi, einer zerstörten Stadt Kawars, und in Agrem, einer Oase westlich von dort, bestanden haben sollen.

Alle diese Ortschaften mit Ausnahme von Soqna, das später entstand, sollen Berberkolonien aus derselben Zeit und Gründungen eines Stammes sein.

Die niedrige, längliche, rechtwinkelige Hütte aus dem mit Matten behängten Stangengerüst, an der der vorübergehend dort angesiedelte Tubu oft festhält, kennt der Fezzaner nicht, doch beide kommen wieder in der ähnlich gestalteten Behausung zusammen, die die ärmeren Bewohner der Dörfer und Gärten aus Palmenblättern flechten. Mit Ausnahme der nordischen, Kamele züchtenden Nomaden, die ihre schweren Zelte aus Kamelhaar weben, werden die Bewohner eben durch die geringen Hilfsquellen der Gegend zu einer gewissen Uniformität in Wohnung und Lebensweise trotz nationaler Verschiedenheit gezwungen.

Ein anderes Moment endlich musste im Laufe der Jahrhunderte zur Verwischung der Stammunterschiede innerhalb der Grenzen Fezzans beitragen. Die Fortschritte in der Kultur mussten von Norden dorthin gelangen und wurden alle durch den Islam vermittelt. Die seit den ältesten Zeiten mit der Nordküste gepflogene Verbindung führte die Religion und ihre höhere Kultur leichter dorthin, als in die Tuarik- und Tubulandschaften.

So entbehren in Fezzan der vollkommeneren nordischen Bewaffnung mit Feuergewehren nur die zeitweilig dort ansässigen Wüsten-nachbarn. Zwar findet man noch hier und da in dem ärmeren Teile der Bevölkerung eine Lanze, doch das Wurfeisen der Tubu fehlt gänzlich, und die arabische Steinschlossflinte, der weitmündige Karabiner und Schwert und Säbel sind in ihre Rechte getreten.

Ebenso schliessen sich die sozialen Sitten, die Art der Begrüssung, die Handhabung der verwandtschaftlichen Beziehungen, die Familienfestlichkeiten bei Hochzeiten, Geburten, Beschneidung und Begräbnissen ganz an die der Araber an und haben nichts gemein mit denen der Tuarik und der Tubu. Da der Schwerpunkt des Gemeinwesens endlich in der sesshaften Bevölkerung liegt, so bürgerte sich allmählich die autokratische Regierungsform ein, während bei den Nomaden diese nicht leicht zur Geltung kommt. Die demokratischen Institutionen der Berber sind zwar in Fezzan noch repräsentiert durch den Medschelis, der dem Pascha sowohl, als dem Mudir zur Seite steht, doch die ursprünglich weitgehenden Berechtigungen desselben sind allmählich illusorisch geworden.



Ruheplatz unter der Akazie.

Das religiöse Leben in Fezzan wurde bei dem harmlosen Leichtsinne der Bewohner und mit dem Verluste ihres ursprünglichen Charakters allmählich, so zu sagen, verallgemeinert und abgeschwächt. Früher haben viele den Sekten angehört, die frühzeitig im Islam im fernen Osten entstanden waren und bald eine grosse Verbreitung unter den Berberstämmen Nordafrikas gewonnen hatten, den Chauaridsch und den Ibadija. Doch jetzt sind alle ruhige, gemässigte, selbstverständliche Sunniten, dem Ritus der Malekija folgend, und selbst gebildete Männer kennen nicht einmal die Namen jener Sekten mehr, die in den ersten Jahrhunderten der islamitischen Zeitrechnung den Rechtgläubigen die Eroberung des Maghrib oder westlichen Nordafrikas und die Unterjochung der Berber so sehr erschwert haben.

Reise nach Tibesti.

Auf dem Zuge in das unbekannte Land.

Obwohl Nachtigal an Malariafieber erkrankte, so trug er sich dennoch schon wieder mit Reiseprojekten, und zwar sollte die diesmalige Wanderung nach Tibesti, einem südöstlich von Fessan sich aus der Wüste erhebenden Gebirgsland, gehen. Ein Murabid Ali aus dem Dorfe Bachi bei Qatrun, war durch Geschäfte nach Mursuk geführt worden und kam mit Hadsch Brahim, um sein Tibestiprojekt zu besprechen. Er war ein kleiner, dunkelfarbiger Mann mit vorwaltendem Tubublut in den Adern, doch von strenger Rechtlichkeit, verständig und durch eigene Erfahrung ein kompetenter Richter über die Ausführbarkeit der Pläne. Er schilderte den Charakter seiner Vettern, der Tubu, in wenig ermutigender Weise und riet dementsprechend, wie die Mursuker Freunde, von dem Vorhaben ab, hielt es aber nicht für durchaus unmöglich, mit Hilfe des Chefs der Murabidija von Qatrun, des greisen Hadsch Dschaber, ungefährdet eine Reise nach Tibesti zu machen. Eine Ausdehnung derselben bis Borku erklärte er für vollständig unausführbar. Seine Mutter stammte aus Tibesti, nahe Verwandte von ihm lebten in Borku, und selbst in Wanjanga war er vom östlichen Tibesti aus gewesen; doch lehnte er für den Fall der Reise von vornherein seine persönliche Begleitung ab.

Nachtigal selbst war entschlossen, zu gehen, und selbst wenn die Gefahren noch drohender gewesen wären, als die Berater sie

schilderten. Abgesehen davon, dass in Mursuk seiner nur Fieber, Hitze, Staub und ertötende Einförmigkeit warteten, war es eine Ehrensache für Nachtigal, nicht ein halbes, vielleicht ein ganzes Jahr tatenlos liegen zu bleiben. Um in dem oft von wissenschaftlichen Männern durchreisten Fezzan die wenigen hundert Taler, die er sein eigen nannte, zu Exkursionen zu verwenden, dazu versprachen sie nicht genug Resultate, während selbst eine unwissenschaftliche Reise nach Tibesti eine lohnende Ausbeute verhieß. Seit europäische Reisende von Tripolis aus nach Bornu gegangen waren, hatte man von diesem Felsenlande der Tubu im Südosten von Fezzan gehört, das sich durch mächtige Berge und merkwürdige heisse Quellen auszeichnen sollte. So lebhaft auch der Verkehr war, der vom Süden Fezzans, besonders durch die Murabidija von Qatrun, mit dieser Landschaft unterhalten wurde, so wenige Fezzaner unternahmen die Reise in dieselbe persönlich, und so unbekannt war sie selbst den Arabern geblieben.

Fast alle seine Vorgänger auf demselben Wege hatten gewünscht, das so nahe gelegene und doch gänzlich unbekannte Ländchen unserer Kenntnis zu erschliessen, doch alle waren vor der schlechten Reputation der Tubu, ihrem Rufe der Treulosigkeit zurückgeschreckt und hatten bei den ersten Abmachungen der Lokalbehörden ihrem Plane entsagt. Moritz v. Beurmann war demselben am nächsten getreten, d. h. er hatte bereits durch die Murabidija von Qatrun einen Kontrakt mit dem Häuptling und dem unbestreitbar angesehensten Edelmann des Landes, die unser Landsmann später beide genauer kennen zu lernen eine nur allzu lange Gelegenheit hatte, als Begleitern abgeschlossen. Doch ihre Unzuverlässigkeit und Wortbrüchigkeit liessen auch ihn auf die Ausführung verzichten.

Genug, Nachtigal war entschlossen und veranlasste sofort einen offiziellen Brief an den Hadsch Dschaber in Qatrun, der nach dem Urteile aller die Schlüssel zu dem Felsenlande in den Händen hatte. Dieser sprach sich sogar etwas zuversichtlicher für die Ausführung des Planes aus, als der Murbid Ali, und schien nicht abgeneigt, eine gewisse Verantwortlichkeit für das Gelingen auf sich zu nehmen. Er habe, schrieb er, gerade einen Edelmann aus Tibesti in Qatrun, der ihm zuverlässig und angesehen genug erscheine, um Nachtigal als Schutz- und Geleitsmann dienen zu können, und werde einen geeigneten Mann aus seiner eigenen Genossenschaft, der eine viel

höhere Bedeutung haben werde, als jener, als weiteren Begleiter mitgeben.

Zur grossen Sicherheit wurde der Tubu-Edele aufgefordert, sich in Mursuk den Behörden vorzustellen und mit ihnen einen Kontrakt zu vereinbaren. In Erwartung dieses Mannes — Qatrun liegt vier Tagereisen von Mursuk entfernt — machte Nachtigal die geeigneten Zurüstungen durch Ankauf von Geschenken und durch Vorbereitung des Mundvorrates, und suchte gleichzeitig seiner wiederhergestellten Freundin zur Realisierung ihres Planes an die Hand zu gehen. Der Chef der Tuarik-Asgar, der greise Ichnuchen, hatte eine freundliche, ja zuvorkommende Antwort auf Fräulein Tinnes Brief gegeben, des Inhalts, dass er selbst, durch Geschäfte in den westlichen Teil des W. Ladschal gerufen, sie abholen werde. Bei ihren Vorbereitungen zur Reise übernahm Nachtigal gewöhnlich die Vermittelung zwischen ihr und den Behörden, und es fiel ihm hierbei auf, dass, wenn er in ihrem Interesse zu dem freundlichen, wohlwollenden und stets gefälligen Hadsch Brahim oder irgend einem anderen kam, er zwar stets die höfliche Bereitwilligkeit des Beamten und wohlgezogenen Mannes fand, aber jene Wärme, jenes herzliche Entgegenkommen vermisste, das ihm so reichlich zuteil wurde. Man hätte gerade im Gegenteil erwarten sollen, dass eine Dame, die über so grosse Mittel gebot, der so dringende und wertvolle Empfehlungen zur Seite standen, die endlich ganz allgemein nur als Bent-el-Re, d. h. als Königstochter, bekannt war, mit einer aussergewöhnlichen Zuvorkommenheit behandelt werden würde. Der Unterschied der ihnen widerfahrenden Behandlung war unserem Freunde lange unerklärlich, bis er allmählich einsah, dass derselbe dem harmlosen Umstände entsprang, dass sie nicht verheiratet war. Die unsinnigsten Gerüchte zirkulierten bei den Leuten, und unter diesen fand am meisten dasjenige Anklang, das sie beschuldigte, einen verzauberten Mann in Gestalt ihres riesigen Liebingshundes bei sich zu führen, der nur unter dem Dunkel der Nacht eine menschliche Gestalt annähme. Als dieses brave Tier im Laufe des Monats Mai an Altersschwäche starb und seine Herrin einen dort unbegreiflichen Schmerz über seinen Tod zur Schau trug, zweifelten nur wenige Skeptiker mehr an der Richtigkeit dieser Annahme. Schon jeder Mann nimmt als Junggeselle eine missachtete Stellung in jenen Gegenden ein und provoziert durch seine Frauenlosigkeit nicht sehr schmeichelhafte Beurteilungen seiner Person, doch bei einer Frau

erschien ein solches Verhältnis von noch viel gravierenderer Bedeutung, besonders da die in Rede stehende durch ihre Ziele und Zwecke so sehr in die Öffentlichkeit trat. Nachtigal mochte noch so sehr auf ihre Wohltätigkeit, Generosität und Vorliebe für islamitische Länder hinweisen, ganz vermochte er den Schatten, der auf ihrer Person lastete, nicht zu tilgen.

Auch hier wieder erfahren wir aus Nachtigals Briefen, die nach seiner Rückkehr aus Mursuk datiert sind, wohl am besten den Verlauf der überaus gefährvollen Reise. Der Brief an seinen Stuttgarter Freund lautet:

Mursuk, den 19. Oktober 1869.

Das letzte Mal, als ich Dir schrieb, konnte ich Dich noch „Combibo“ anreden, denn wenn ich auch seit langer Zeit dem Rheinwein und Sekt entsagt hatte und mich des edlen Bierstoffes nur noch sagenhaft erinnerte, so hatte ich doch wenigstens noch nicht die traurige Erfahrung gemacht, wie der Mensch durch Mangel an Zufuhr von „Nass“ lebendig mumifiziert wird. Alle scherzhaften Bemerkungen über die ernste, ja fast heilige Beschäftigung des Trinkens scheinen mir jetzt ein Sacrilegium, und wenn mich ein gütiges Geschick in heimische Breitengrade zurückführt, wie ich von ganzer Seele hoffe, so werde ich nicht verfehlen, mit dem Ernste an die Vertilgung alles Trinkbaren zu gehen, den meine Erfahrungen rechtfertigen, ja mir als Pflicht auferlegen. Ich habe, der letzteren hier schon zu genügen, lobenswerte, aber bis jetzt verfehlte Anstrengungen gemacht, indem ich mich mit Energie dem Zechen von Dattelwein, Lagbi, hingab. Doch leider scheint zu dieser haarsträubenden Beschäftigung meine Akklimation noch nicht weit genug vorgeschritten.

Freilich hätte ich noch ganz besondere Gründe, den Lagbi zu hassen. Er ist das Lieblingsgetränk der Schurken Tibestis, die beschlossen hatten, ihre unkommentmässigen Waffen an meinem Organismus zu erproben, und es war ein in diesem Stoff berauschter Bandit, der den eisernen Circumflex, von dem ich Dir in dunkler Vorahnung geschrieben zu haben glaube, nach mir schleuderte. Glücklicherweise war es ein „Flacher“!

Es hatte dies statt zu Bardai, dem grössten Populationszentrum der Tibbulandschaft Tibesti, und da es nicht wahrscheinlich ist, dass Dir eine Karte zu Gebote steht, auf der dies Bierdorf oder vielmehr

Lagbidorf verzeichnet steht, so gebe ich Dir einige erläuternde Winke:

Tibesti liegt ungefähr zwischen dem 19. und 22. Grade nördl. Br. und dem 16. bis 19. Grade östl. Länge von Greenwich. Ein Gebirgszug (von Norden nach Süden) theilt das Land in eine grössere westliche und eine kleinere östliche Hälfte und schliesst die Kanaillen, die die letztere bewohnen, von allem Verkehr mit der Aussenwelt ab. Die Schurken, die westlich wohnen, haben wechselnden Wohnsitz, ohne Nomaden zu sein, und verkehren lebhaft mit Fezan und Kaur, wo ein Teil der ihrigen wohnt. Jene bewohnen fast alle das grosse, schöne Tal Bardai in verschiedenen Ortschaften und sauberen Häusern aus Palmenzweigen. Sie haben reiche Dattelpflanzungen und kultivieren in ihren Gärten etwas Weizen, Mais und Negerhirse, so dass sie in der Lage sind, sich auf ihr Flusstal zu beschränken; zümal ihnen der gegorene Dattelsaft hilft, ihre einsamen Stunden zu versüssen (er ist freilich verdammt sauer). Die westlichen Einwohner dagegen entbehren in ihren anerkanntswerten pittoresken Flusstälern der Dattelpalme gänzlich, erfreuen sich nur grosser Ziegenherden, deren Milch sie geniessen; wenn frische Kräuternahrung diese nützliche Sekretion hervorlockt, ohne sich jedoch fast jemals den Genuss von Fleisch zu gönnen; haben keine Gärten, keine Getreide, keine Hirse, sondern nagen kummervoll an der steinharten Frucht der Dampalme, die sie durch anhaltendes Steinklopfen zu erweichen vergebens sich abquälen. Sind sie durch diese gänzlich nutzlose Atzung am Rande des Grabes angekommen, so hört glücklicherweise die Dumfrucht auf, und es beginnt die Dattel Bardais zu reifen. Dann klimmt alles über das Gebirge, das sich mehr als 6000 Fuss über dem Meeresspiegel erhebt, nach Bardai und fristet mühsam sein Dasein, bis die Datteln aufgezehrt sind und die Milch wieder beginnt. Cercle vicieux!

Von den westlichen Tibbu sind viele stets unterwegs, ihre Kamele vermietend oder selbst Handel treibend, doch der Bewohner von Bardai verlässt sein Tal nicht, und viele von ihnen sahen nie ein weisses Gesicht. Daher denn auch ihre Furcht vor mir und ihr Hass gegen mich. Es zweifelten wenige daran, dass ich nach meiner Ankunft durch Zauberei oder ähnliche christliche Beschäftigungen in kürzester Zeit den Untergang des Landes herbeiführen, dass irgend eine Pest oder ein Erdbeben oder ein allgemeines Viehsterben meiner Reise folgen werde, wie der Schweif seinem Kometen. Die

Zivilisiertesten aber waren überzeugt, dass ich nur gekommen sei, um das Gold, das eine Therme, deren sie sich erfreuen, enthalte, mit eigenen Augen zu sehen, um alle meine Landsleute zur Besitzergreifung dieses herrlichen Landes herbeizulocken.

Doch ich unterbreche hier meinen rückwärts strebenden Redefluss, um Dir in chronologischer Harmonie zu entwickeln, wie ich dorthin gelangte und wie ich dort wirkte, ein natürliches Beginnen, das mir Deiner verehrten Gattin gegenüber schon gänzlich misslang.

Es dürfte Dir aus früheren Aktenstücken meiner Hand bekannt sein, dass ich am 6. Juni Mursuk in Begleitung eines Maina (Edlen) der Tibbu Reschade, genannt Akromi Kolokomi, verliess, unterwegs in Gatron noch einen der religiösen Männer dieses Fleckens zu ergreifen, der geeignet scheinen würde, durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu den genannten Tibbu mir zum Beschützer zu dienen. Ich fand ihn in der Person des Merabet Bu Zid, dessen Mutter aus einer guten Familie Tibestis stammte.

Von Anfang an wurde ich bei dieser Expedition von Widerwärtigkeiten verfolgt. Zu Bidan, einem Dorfe fünf bis sechs Stunden südöstlich von Mursuk, gelang es den energischen Bestrebungen meiner Diener, sich bis zu gänzlicher Bewusstlosigkeit in Lagbi zu berauschen, während ich im Schatten einer Dattelpalme Siesta hielt. Mein schlummerndes Haupt blieb allerdings im Schatten, aber die fortschreitende Sonne liebte meine beiden Unterschenkel und Füße bis zur Erzeugung einer ausgedehnten Verbrennung zweiten Grades.

In Gatron langsam genesen, ergriff eine eitrige Conjunctivitis mit furchtbarer Schwellung, Lichtscheu und Schmerzen mein harmloses rechtes Auge, und als dieses in Tedzerri sich zu bessern begann, konnte sich das linke nicht entbrechen, denselben Prozess durchzumachen. Nach einem leidensvollen Zuge durch die sonnige Wüste, die sich zwischen der südlichen Grenze Fezans und dem Gebirge El War (in der Tedasprache Tümmo) auf der Bornustrasse ausdehnt, kam ich am 27. Juni gebessert auf letzterer Station an und sollte mich nun von hier südöstlich in die Büsche schlagen.

Der eigentliche Weg nach Tibesti zweigt sich zwar schon früher von der Bornustrasse ab, doch wir hatten den Umweg nicht gescheut, um einer räuberischen Tibbubande zu entgehen, die mir dort auflauerte, um mich meiner Habe zu berauben. Vom Tümmo also wurde unter der Führerschaft Kolokomis südöstlich marschiert, den

Bergen und Flüssen von Afasi zu, die wir mit ihren Brunnen und Quellen in zwei Tagen erreichen sollten. Nach zweieinhalb Tagen war unser Wasservorrat erschöpft, doch am Ende des dritten Tages von Afasi keine Spur. Am vierten Tage, Donnerstag (1. Juli), war der berühmte Verdurstungstag, an dem wir dem Tode näher ins Auge schauten, als uns lieb war. Doch Rettung erschien auf der Bühne, wie es so oft zu geschehen pflegt, und unter mannigfachen Abenteuern weiter wandernd, gelangten wir zu den beiden Hauptflusstälern Tibestis, Tao und Suar. Obgleich entvölkert, enthielt das letztgenannte Tal, das der Sitz des Sultans Tafertemi und der angesehensten Mainoat ist, immer noch Räuber genug, um die Lasten der erschöpften Kamele wesentlich zu reduzieren und schauerliche Verwüstungen in meinen Mundvorräten anzurichten. Auch der Sultan Tafertemi befand sich schon in Bardai; er ist ein armer, greiser Schlucker und musste sich beizeiten nach einiger Dattelnahrung umsehen. Die Leute von Bardai werden als jenseits der Berge mit anderer Lebensweise, gewohnheitsgemäss von den Tibbu Reschade unterschieden, obgleich sie einem Stamm angehören, und sind noch viel mehr verschrien als diese, die als Prototype der Raublust, der Grausamkeit, der Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit allgemein anerkannt sind. Ausserdem sind sie chronisch angesäuselt und bringen sich in diesem Zustande der Anheiterung untereinander um, wenn sie kein fremdes Objekt haben.

Es schien nach alledem nicht geraten, direkt, ohne weitere Vorsichtsmassregeln, zu ihnen zu gehen; ich sandte also Bu Zid, den Merabet, mit meinen Briefen für den Sultan und die Ratsversammlung der Edlen voraus, um das Terrain zu rekognoszieren. Zugleich sollte er Datteln und etwas Getreide als Provision für unsere Rückkehr kaufen, zu welcher letzterer ich mehr geneigt war, als zur Fortsetzung der Reise. Bardai liegt in einer Entfernung von vier Tagesreisen von Tao, in nordöstlicher Richtung, und muss man, wie oben erwähnt, die zentrale Gebirgskette (ca. 6600 Fuss hoch an der Uebergangsstelle) am Fusse des Tussidde, des höchsten Berges von Tibesti, überschreiten. Bu Zid hatte versprochen, nach acht Tagen wieder in Tao, wo ich ihn erwarten wollte, anzutreten.

Die Zeit, während der ich festgebannt in Tao lag, war keine heitere. Von Dieben und Räubern umgeben, täglichen oder vielmehr nächtlichen Angriffen ausgesetzt, mit nagendem Hunger (die Provisionen waren erschöpft, ehe Nachricht von Bu Zid kam, Dank den

Schmarotzern, die uns belagerten) erwarteten wir mit Ungeduld die Rückkehr Bu Zids. — Wie diese nicht erfolgte, der Hunger und eine Einladung von seiten des Sultans uns nach Bardai führte; wie wir ferner in der Gesellschaft Aramis und Kolokomis dorthin ziehen; wie bei unserer Ankunft in Bardais die Einwohner uns töten wollten, wenigstens mich und meinen christlichen Diener; wie wir einen Monat lang unter dem Schutze Aramis dort gefangen sassen, stets bedroht, mehrfach gesteinigt; und wie es uns endlich gelang, diesem unseligen Lande flüchtig den Rücken zuzukehren: das muss ich auf einen andern Brief verschieben. Ich habe schon sechs Bogen an Dr. Petermann geschrieben, ebensoviel an Baron Maltzahn, der zwischen mir und Zeitungen vermittelt, und darf die Heimat und Tunis nicht vergessen.“

„Mursuk, den 18. Oktober 1869.“

Verehrteste Frau!

Wenn Sie wüssten, welche unendliche Freude mir ihr gütiger Brief bereitet hat, als ich abgemagert, ausgehungert, zerlumpt und schmutzig nach meiner Flucht aus den Händen der abscheulichen Tibbu hier in Mursuk wieder eingetroffen war; wenn Sie gesehen hätten, wie ich ihn aus den mehr als hundert Briefen, die sich während meiner viermonatlichen Abwesenheit angehäuft hatten, immer wieder hervorzog und von neuem las: Sie würden mir sicherlich allmonatlich wenigstens einmal schreiben, zumal Rudolf jetzt schon hinlänglich von Integral- und Differenzial-Rechnung und der höheren Analyse umnachtet sein wird, um nicht noch kleine, gemeine Freundschaftsbriefe komponieren zu können. Ich danke Ihnen aus vollem Herzen und noch mehr meinem glücklichen Stern, dass es mir überhaupt vergönnt ist, Ihren Brief zu lesen und zu beantworten. Vor zwei Monaten gab es recht wenig Aussicht dazu, und noch vor einem Monat hätte ich nicht geglaubt, die friedliche Hauptstadt Fessans wieder zu erblicken.

Es sind jetzt gerade fünf Wochen, dass es mir gelang, nächtlich aus einer feindlichen Stadt zu entweichen, den Lanzen, Wurfspeeren und besonders den eisernen Zirkumflexen, die ich speziell hasste, zu entgehen, und dass ich es wagte, meiner Kamele und aller Habe beraubt, mit kaum halb hinreichender Dattelprovision versehen und abgeschwächt durch den erlittenen Hunger, eine dreiwöchentliche Fussreise durch wüste Gegenden anzutreten, in denen wir voraus-



Unter dem wilden Feigenbaum während des Sturmes.

sichtlich unsern Wasservorrat auf drei Tage auf den Schultern mit uns führen mußten. Zweimal dem Verdurstungstode nahe und während der letzten fünf Tage vor der Erreichung des ersten bewohnten Ortes von Fessan ohne alle Spur von Nahrung, bei einer täglichen Promenade von zehn bis zwölf Stunden, unterlag doch niemand von uns den Anstrengungen und den Entbehrungen, und ich hatte die Freude, alle meine schwärzlichen Begleiter, unglückliche Opfer geographischer Gelüste, wieder nach Mursuk zurückführen zu können. Denken Sie, selbst die Juchtentasche gelang es mir bis zum Tümmogebirge, das Sie auf grösserer Karte unter der Bezeichnung El War auf der Bornustrasse finden werden, zurückzubringen. Von da allerdings reichten meine Kräfte nicht mehr aus, andere Sachen mit mir zu tragen, als Wasser (göttliches Getränk) und Waffen. Ich habe die Tasche mit dem Reste der geretteten Habe in den Felsen des genannten Gebirges versteckt und werde den unsterblichen Diener Barths, Mohammed-el-Gatroni, sobald ich wieder eines Wüstenschiffes durch Kauf theilhaftig geworden sein werde, abschicken, sie zu holen. Instrumente und Bücher verschmähten die Barbaren; den grössten Teil derselben hoffe ich also ebenfalls, sobald die augenblicklich sehr kompromittierte Sicherheit der Bornustrasse wieder hergestellt sein wird, wiederzubekommen.

Trotz unserer unsäglichen Leiden mußte ich, als die Hoffnung auf Rettung wuchs, zuweilen über den Anblick unserer Fusskarawane lachen. Ali und Saod, zwei meiner Diener, in ademitischer Einfachheit gekleidet (oder vielmehr auch nicht), mit Wasserschläuchen auf den Schultern; der ernste, würdige Gatroni mein ganzes Gepäck auf dem Rücken, die Handhabe derselbe zwischen den Zähnen haltend und, seinem Alter und seiner Stellung entsprechend, sich eines langen, wenn auch lückenhaften Hemdes erfreuend; Guiseppe Valpreda, mein piemontesischer Diener, mit kranken Füßen sich mühsam dahinschleppend und den Mangel des notwendigsten Kleidungsstückes in unvollständiger Weise durch ein Paar Wasserstiefel ersetzend, die vergeblich sich einem kurzen Flanellhemde zu nähern schienen; endlich ich selbst, barfuss, die Beine mit einigen leinenen Fetzen umwickelt, doch die obere Körperhälfte in einen Pariser Sommerpaletot gehüllt und das Haupt bedeckt mit einem pilzförmigen Gebäude, das die Engländer für ihre indischen Offiziere gegen den Sonnenstich erfunden haben. So

wankten wir dahin nächtlicherweile, da unsere Schwäche und geringer Wasservorrat uns verhinderten, uns dem Feinde des Wüstenwanderers, der Sonne, auszusetzen. Spätestens morgens 9 Uhr krochen wir in den Schatten einiger Steine, jede unnütze Bewegung, also jede lebhaftete Verdunstung vermeidend, um ungefähr um 5 Uhr nachmittags unseren sauren Weg fortzusetzen. Wo Gerhard Rohlfis an einem Tage 10 Liter Wasser seinem Organismus assimilierte, mussten sich unsere ausgetrockneten Leiber mit höchstens drei Gläser begnügen.

Mit zwei Hunden war ich ausgezogen, einer arabischen Hündin, die in anerkennenswerter Weise den Wachtdienst versah, und einem jungen Windhunde, den man mir in Mursuk geschenkt hatte. Jene liess sich durch den Hunger einst verleiten, den mumifizierten Leichnam eines Kamels als geeignete Hundeatzung zu betrachten, blieb zurück und ward nicht mehr gesehen. Dieser wäre fast menschlicher Barbarei zum Opfer gefallen. Ich selbst machte, damit ich es nur zu meiner Schande gestehe, am Meschru-Brunnen, zwischen der südlichen Grenze Fessans und dem Gebirge El War, den Vorschlag, ihn mittels Schlachtens und Kochens zu vertilgen, die Frage jedoch der Majorität zur Entscheidung anheimstellend. Muselmännisches Vorurteil rettete das arme Geschöpf vor christlicher Barbarei, und erfreut es sich jetzt einer vortrefflichen Gesundheit.

Oft glaubte ich, die weite Entfernung Fessans auf der Karte betrachtend, das Schwanken meiner Gehwerkzeuge fühlend, erliegen zu müssen; doch stets gelang es mir, durch Zusammenraffen aller meiner Willenskraft, der letzteren den notwendigen Tonus zu verleihen und meine Hoffnung wieder zu beleben. Und siehe, während der letzten, sauersten Strecke, vom Wargebirge bis Tedzerri, marschierte ich, den übrigen zum Beispiel, mit Leichtigkeit und Energie an der Spitze der kleinen Karawane, dem leidenden Guiseppe noch seine Waffen tragend.

Als am fernen Horizonte endlich nach wochenlangen Leiden eine grüne Linie, die Palmen Tedzerris, auf der Bühne erschien, füllten sich meine Augen mit Tränen, die jedenfalls ebensowohl meiner körperlichen Schwäche, als meinem kindlich frommen Gemüte zuzuschreiben sind. Wir stürzten, so eilig es unsere Kräfte erlaubten, auf die Dattelbäume zu und — Unmässigkeit ist in allen Verhältnissen ein Laster — füllten unsere abgeschwächten Magen mit ihren

Früchten in so ausgiebiger Weise, dass ich noch heute nicht von der Indigestion wieder hergestellt bin.

Man empfing uns überall mit Ver- und Bewunderung; die Hoffnung, uns je wieder zu erblicken, war bei allen geschwunden, die Land und Leute der Tibbu Reschade kannten. Am meisten freute sich der Hadz Dzaber, Haupt des Distrikts Gatron und Chef der bekannten Merabetia dieses Städtchens, der meine ganze Expedition organisiert hatte und fürchtete, für mein Wohl verantwortlich gemacht zu werden. Seine Freude war also eine egoistische. Aber diejenige, die der Scheikh-el-blad (Bürgermeister) von Mursuk offenbarte, war eine lautere und rührte mein weiches Gemüt tief. Sobald ein Expresser ihm die Nachricht überbracht hatte, sandte er ein prächtig aufgezümmtes Reitkamel mit Reis, Kaffee, Zucker, Backwerk aller Art, ja selbst Zigarren (Gott weiss, wo er dieselben aufgetrieben hatte) ab und trug so nicht unwesentlich zur Rekrudescenz des oben erwähnten Magenkatarrhs bei.

Ich bemerke mit einem gewissen Entsetzen, dass ich, meiner logischen Natur zum Hohn, nur von meiner Rückkehr erzähle, während ich in chronologischer Weise den Gang der Ereignisse hätte entwickeln sollen. Werde ich die Musse haben, es vor Abgang unserer Kamelpost auf besonderem Blatte zu tun? Je l' ignore. Jedenfalls scheint es mir nicht der Mühe wert, noch auf diesem Bogen damit anzufangen.

Ach, wie gern würde ich in sinnigem Wechsel mit Ihnen und dem professorlichen Gatten und den lieben Ihrigen, deren Bekanntschaft ich so gern, so sehr gern gemacht hätte (zu spät, Du rettetest den Freund nicht mehr usw.), meinen lieben Rhein besucht haben oder später den Rigi! Und wie viel hab' ich verloren, dem Stuttgarter Winter, auf den ich mich so sehr gefreut hatte, entsagend.

So folgt jeder seinem Schicksale in dunklem Drange, entgeht Gefahren, deren ganze Grösse er erst nach der Rettung erkennt, und unterliegt anderen, die kaum seine Beachtung zu verdienen schienen. Als ich Abschied von meiner Reisegefährtin, Fräulein Alexine Tinne, nahm, sprachen wir nur von den Gefahren meiner Reise, zu einem Volke, dessen Verrätheri, Treulosigkeit, Habsucht, Grausamkeit und Mangel an Wort bekannt waren, während sie, unter dem Schutze eines mächtigen Sultans der Tuareg, zu einem Volke gehend, dem das gegebene Wort heilig ist, kaum irgendeine ernstliche Gefahr zu

laufen schien. Und wie bald ereilte sie ihr grausames Geschick; während ich, monatelang dem kalten Eisen der Tibbu-Kanailen ausgesetzt, mit einem einzigen „Flachen“ von jenem verhassten Zirkumflex, den der Araber Schangormangor nennt und der Eingeborene mit ekler Gewandtheit schleudert, davonkam.“ —

Die nachfolgenden Briefe, die von ganz besonderem Reiz sind, geben uns Auskunft über die Gründe, die den Forschungsreisenden während des Winters in Mursuk festhielten. Die originelle Art ihrer Darstellung dürfte ihnen einen ganz besonderen Reiz verleihen.

„Mursuk, den 1. Februar 1870.

Heute liefen Eure lieben Briefe ein, und trotzdem ich mit der für mich etwas fabelartigen Elaboration einer geographischen Karte, die meinen professionellen ärztlichen Bestrebungen mehr oder weniger fern liegt, für Dr. Petermann beschäftigt bin, kann ich doch nicht umhin, durch die rapide Aufeinanderfolge von Antwort und Briefen meine ungebändigte Freude über die letzteren zu dokumentieren. Mursuk ist ein Ort, an dem man die Nacht vor Ankunft der zwanzigtägigen Kamelpost nicht schläft, und doch tragen so viele Freunde und Bekannte in der stolzen Eitelkeit ihrer Zivilisation diesem Umstände keinerlei Rechnung, und nur allzu oft öffne ich mit zitternden Händen mein Paket, um nichts als einige Tripolitaner Zeilen hervorzuzwinden. Um so dankbarer bin ich Euch, Dir und Deiner lieben Frau, und mein Herz ist durch den forcierten Umgang mit Tibbu noch nicht genug geschwärzt, um nicht Gutes mit Gutem zu vergelten . . .

Meine Abreise erfährt zu allen bisherigen hindernden Aufschüben jetzt, wo sie vor der Tür zu stehen scheint, noch den intriguenhaften Hemmschuh türkischer Lokalpolitik. Während ich nämlich, langsame Entkräftung anheimgegeben, die starren Gefilde der Troglodyten durchwandelte, fand der nicht allzu gewöhnliche Trajekt verschiedener Löwen, Leoparden usw. unter durchaus günstigeren Ernährungsverhältnissen durch die Wüste statt und bekundete die freundschaftlichen Beziehungen, in denen der Scheich Omar von Bornu zum Gross-Türken zu stehen wünscht. Da der letztere seit seiner Reise durch Europa eine unerklärliche Leidenschaft für wilde Bestien nährt, so sendet er jetzt, in Erwiderung des freundlichen Angebindes, seinen Stambuler „Laubfrosch“ an den schwärzlichen Kollegen, dessen lebhaftere Freude über diese Auszeichnung in Anbetracht seines windelhaften Zivilisationszustandes indessen nicht ganz

zweifellos erscheinen dürfte. Der Generalgouverneur von Tripolitanien scheint wenigstens unehrerbietigerweise sich nicht zu entblöden, diesem Zweifel Raum zu geben, und denkt neidisch an meine Kisten und den vergoldeten Thron, auf den sich Seine schwarze Majestät zu setzen hoffentlich Gelegenheit haben wird. Er sucht deshalb meine Abreise mit dem türkischen Gesandten zu hintertreiben; ohne diese Gemeinschaftlichkeit aber kann ich tatsächlich nicht reisen; so wenig Kaufleute und andere Bornupilger sind sonst noch geneigt, den fünfzig täglichen Spaziergang zu machen. Gehen wir aber alle zusammen, so zählen wir immerhin sechzig Flinten, und damit wagt man die Ueberfahrt stets. Die Realisation des patriotischen Vorschlages von Dr. Petermann hier abzuwarten, dürfte in Anbetracht meiner vorgerückten Jahre nicht rätlich sein, so dankbar ich diesem rastlosen, wohlwollenden Gelehrten auch bin. Verspricht mir die Begleitung keine Sicherheit für meine königlichen Kisten, so stürze ich mich mit dem Reste meines Vermögens in die östliche Wüste, um das nicht unberühmte Dorf Wadjanga, dessen Existenz man nur aus düsteren Berichten kennt, von neuem zu entdecken (O-Ruhmsucht, wer hätte gedacht, dass du auch meine harmlose Seele erkrallen würdest?!), und setze, wenn mein heimatlicher König diesen Wunsch äussern sollte, noch einen Winter daran. Doch Wadjanga (zwinge Dich gefälligst, das bezirkumflexte „a“ näselnd auszusprechen) ist zirka vier Wochen von Udzila, respektive Dzalo, dessen Lage zu fixieren ich Dir und Deinen Karten nicht die Beleidigung antun will, und während dieses Zeitraumes erheitern einmal sieben, ein anderes Mal elf wasserlose Tage den stumpfsinnig dahinschwankenden Wüstenpilger. Ich hoffe also, dass der Weg gegen Süden mir offen stehen möge mit seinen bekannten Stationen und seinen Brunnen einen Tag um den anderen.

Indem ich Euch von Herzen für das Interesse für mich, das Euch den Rat eingibt, momentan der Fortsetzung der Mission zu entsagen, danke, versichere ich Euch, dass ich aus äusserst patriarchalischen Rücksichten auf vollständige Sicherheit gehorchen werde.

In der Tat ist übrigens der Weg in einem befriedigenden Zustande der Sicherheit, zur Bestätigung welcher Tatsache noch vor einigen Monaten der Scheich Omar einen Expressen hierher sandte, dessen negerhaftes Gemüt ich durch die harmlose Gabe von zwei Talern ungewöhnlich erquickte, um so die Bildung einer Karawane zu begünstigen. Dass eine solche dennoch kaum zustande kommt,

liegt weniger in der Furcht vor den Gefahren der Reise, als vielmehr in der retrograden Bewegung, der sich Mursuk als Handelszentrum mit beklagenswerter Rapidität hingibt. Die Zeit, in der Tausende von Individuen zusammen von Süden und hier dem Bornu zustrebten, ist vorüber, und selbst Ghat hat in dieser Beziehung nur unvollkommen Mursuk ersetzt. Die Beschränkung des Sklavenhandels hat sicherlich nicht unwesentlich zur Degradierung dieser traurigsten aller Städte beigetragen, obgleich dieser Artikel nach wie vor den Hauptgegenstand des Landes bildet. In jüngster Zeit freilich schärft ein neuer Firman das Verbot des abscheulichen Menschenhandels ein, doch jeder „redliche“ Mann dieser Breiteregrade rebelliert passiv gegen die Abschaffung dieses durch Jahrhunderte gerechtfertigten Usus.

Die Opfer dieser Verkennung der Menschenrechte in den Häusern der Araber und vorzüglich der biedereren Fessaner zu beobachten, würde Deine Seele durchaus nicht mit der Indignation erfüllen, die von einem auf der Höhe der Zivilisation Stehenden und einem Christen billigerweise erwartet werden darf. Doch man ziehe die Strasse nach Bornu und schaudere! Im allgemeinen dürften Kamelknochen allerdings vorwalten; doch stellenweise erfahren dieselben eine bedenkliche Konkurrenz von den Resten durch Hunger, Durst und Anstrengung dahingeraffter Menschen. Mit dem verhältnismässig Kräftigen hat man Mitleid, sucht ihn zu stärken und zum Ziele zu führen; doch dem sichtlich dem Untergange Verfallenen blüht kein menschliches Rühren, keine Hilfe, keine Rettung. Fern von Heimat und Trost sinkt er endlich um, langsam verschwindet am Horizonte derjenige, der ihn seiner Heimat entriss, und still wie die grausige Einöde, die ihn umgibt, schwindet langsam seine Lebenskraft dahin, bis die glückliche Bewusstlosigkeit ihn der Verzweiflung entringt.

Während der letzten Strecke meiner Wüstenrückkehr, da, wo sich eine platte — wüste Hochebene ausdehnt — auf der jeder sorgfältig morgens nach einigen felsähnlichen Steinen auslugte — um in ihrem ökonomischen Schatten den Durst zu verringern — war ich täglich sicher — neben einem sorgfältig skelettierten Mitmenschen die Tagesrast zu verbringen — der oft noch bekleidet mit seinem Kattunhemde aus Bornu — um so lebhafter zu meiner krankhaft gereizten Phantasie sprach. Mit welcher Verzweiflung — öde und trostlos — wie die alles Lebens bare Umgebung — musste der Un-

glückliche in den Schutz dieser Steine gekrochen sein und seinen Tod erwartet haben.

Dass — abgesehen von der trotzdem immerhin tatsächlichen Verminderung des Sklavenhandels, die türkische Administration nicht gerade Mittel gesucht und gefunden hat — die anderweitige Prosperität der ihm auf Gnade und Ungnade anheimgegebenen Provinz zu heben, brauche ich wohl nicht hinzufügen. Jeder Gouverneur arbeitet nach dem Grundsatz „Après moi le déluge!“ scharrt den fast stumpfsinnig harmlosen Bewohnern ihre wenigen „Kröten“ während einiger Jahre aus dem Boden, wenn er sie entdecken kann, und stirbt er nicht durch Klimawechsel oder Malaria, was allerdings gewöhnlich der Fall zu sein scheint, so schwankt er nach einigen Jahren seinem heimatlichen Stambul wieder zu, um in philosophischem Frieden die Beute zu verputzen.

Dabei lastet alles auf den Armen und „von Rechtswegen“. Es existiert hier der sonderbarste Besteuerungsmodus, der Deinem Staatsbürgersinne vorgestellt werden könnte. Alles ruht auf den Dattelbäumen. Du kannst Häuser besitzen, soviel Du willst (was allerdings nicht viel sagen will, da sie aus Dreck zusammengekleckst sind), Herden von Kamelen, Ziegen, Schafen, Dein eigen nennen, massenhaftes Geld in Deinen Kisten angehäuft haben, oder ein hervorragender Kaufmann sein: Alles dies erlaubt Dir der Staat für „umsonst“. Doch bist Du der armseligste Knopf und lebst kümmerlich von einem halben Dutzend Dattelpalmen, so ergreift Dich die Regierung und entwindet Dir einige Kreuzer.

Mit einem Worte, die Regierung, in allem ungeschickt, in allem räuberisch, rechtfertigt glänzend ihren türkischen Ursprung und das dieser Nation eigentümliche Talent, die Prosperität der ihr unterworfenen Länder zu unterdrücken und sich die Affektion der Einwohner zu entfremden.

Und doch wäre es so leicht, den Fessaner zu regenerieren, zu ermutigen; so lenk- und folgsam ist er. Es existiert wohl kaum ein so guter Schlag Menschen, als dieses Mischlingsvolk von Negern, Tibbu und Arabern, in denen jedoch die ersteren vorwalten dürften. Diebstahl ist trotz ihrer Armseligkeit unbekannt, und erst seit Fremde aus der Soldateska (zirka 300 Mann Garnison) die Stadt zuweilen unsicher machen, verschliesst man des Nachts die Häuser. Dabei sind sie so harmlos heiter, dass man wirklich ihre aus diesem Charakter entspringenden Fehler und Laster mit mehr Nachsicht zu

beurteilen geneigt ist, als zuweilen ein streng moralischer Standpunkt erlaubt. Allabendlich ist irgendwo Musik, und im Augenblicke, wo ich diese Zeilen schreibe und Mitternacht vorüber ist, tönt sie aufs Lebhafteste zu mir herüber. Dabei figurieren stets ein halbes Dutzend Tänzerinnen

Ich bedauere, auf so ernste Gegenstände verfallen zu sein; ich hatte beim Beginne vor, Dir einen recht versimpelten Schreibebrief zu spinnen, doch leider habe ich im Eifer des Schreibens vergessen, dem grossen Lagbigefäss, das in meinem Handbereich ist, zuzusprechen, und alle feinen humoristischen Ideen, die der süsse Palmwein, der so schön zu meiner Rechten gärt, wachrufen sollte, schlummern nun ihr Embryonendasein so weiter. Hoffentlich gelingt es mir, sie aufzumuntern, sobald ich den Brief an Deine liebe Frau komponieren werde“

„Mursuk, am 2. Februar 1870.

Verehrte Frau Kollegin!

Es hätte des ausgesucht grausamen Vorschlages Ihres Herrn Assistenzarztes, mir von süddeutschen Bieren zu sprechen, nicht bedurft, um mir die Idee, nach Stuttgart zu eilen und in Ihrem lieben Familienkreise von meinen Strapazen auszuruhen, als die lieblichste erscheinen zu lassen, die mir eine horizontlose Wüstenphantasie nur vorgaukeln kann. Ich liebkeose diesen Gedanken mit Vorliebe in meiner Einsamkeit, und er wird jetzt nur etwas verdunkelt durch die Aussicht, einen so raffiniert boshaften Kollegen dort zu treffen, als besagter Dr. S. zu sein scheint. Ich ersuche Sie dringend in Ihrer Eigenschaft als Befehlshaberin des Hauses, dieses Individuum dazu zu verurteilen, am ersten Abend nach Kenntnissnahme dieser Zeilen nicht nur das Quantum beregten Stoffes zu vertilgen, das gewohnheitsgemäss seinem Organismus das nötige Equilibre verleiht, sondern zu diesem die Anzahl von „Töpfchen“ zu fügen, die im Mittel meinem Körper während der Studienjahre einverleibt wurden. Eine ungefähre Berechnung derselben hier aufzustellen, verbietet mir das Zartgefühl; Ihr Gatte wird hiermit ersucht, diese Lücke approximativ auszufüllen.

Ihre freundlichen Briefe waren mir sehr wohlthuend, denn die gänzliche Einsamkeit inmitten fremder, anders oder gar nicht denkender Mitmenschen, deren Religion sie uns stets mit feindlichen Augen betrachten lassen wird, fängt an, stellenweise einen

melancholisch deprimierenden Einfluss auf mich auszuüben, von dessen Fortschritt mich nur eine baldige Abreise retten kann. Mein Piemontese Guiseppe akklimatisiert sich rapider und vollständiger, als es mir bisher gelang durch die freundliche Vermittelung jenes von mir öfter erwähnten Getränkes, das unter dem harmlos klingenden Namen „Palmensaft“ die kumulierende Wirkung kleinen, gemeinen norddeutschen Kornschnapses verbirgt, wenn es hinlänglicher Gärung überlassen war. Im frischen Zustande ist der Palmenwein ausserordentlich süß und hat, in Menge genossen, nur die beklagenswerte Wirkung, den Vertilger sichtlich anzuschwellen und ihn an das beängstigende Gefühl unmittelbar bevorstehender Platzung zu versetzen. Nach Verlauf eines Tages jedoch adoptiert er eine perfide Säure, rötet die Wangen und versetzt im Verlaufe seiner Inhibierung den achtlosen Fremdling in einen Zustand gänzlicher Bewusstlosigkeit. Süß widerspricht er den heilsamen Gesetzen Mohammeds, des Propheten, nicht, doch unterliegen die einfachen Muselmenschen hiesiger, primitiver Länder in bezug auf die Demarkationslinie den trügerischsten Selbsttäuschungen. Mein Guiseppe ist in seiner Familiarisierung mit diesem weisslichen, unklaren Getränke leider so weit gediehen, dass er, sofern ihn seine schwärzliche Lieferantin morgens im Stiche lässt, in der mangelhaften Funktionierung seiner nicht gehörig innervierten Zentralorgane mir sicherlich zum Frühstück anstatt des erwarteten Hühnchens gebratene Zwiebeln mit rotem Pfeffer, oder anstatt der Eier gelbe Rüben serviert. Dass ihn diese chronische Zerrüttung zu meiner Gesellschaft noch ungeeigneter macht, als seine zweifelhafte Schulbildung ihn ohnehin schon erscheinen lässt, wird Ihnen einleuchten, ganz allein mit meinen Erinnerungen und meinen Hoffnungen, meinen Plänen und meinen Erwartungen.

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, eines Mannes und seiner Familie Erwähnung zu tun, der mir mit seltener Freundlichkeit und Uneigennützigkeit als Rat und Beistand dient, das Hadz (Pilger) Ibrahim-ben-Alua, des Bürgermeisters der Stadt Mursuk. Er zeigt ein solches Verständnis für alle meine Gedanken und Anschauungen, eine solche Intelligenz für fremde, ihm doch nur vom Hörensagen bekannte Länder und Völker, dass ich von Herzen wünschte, ihn einmal mit nach Europa nehmen zu können. Einstweilen bin ich bemüht, mit mehr als zweifelhaftem Erfolge, seine hypertrophische Leber auf ihr normales Volumen zu reduzieren. Sein Vater, der

Hadz Mohammed-ben-Alua, Präses des grossen Rates, wie er selbst, haben schon den früheren Afrikareisenden die uneigennützigsten wichtigsten Dienste geleistet und verdienten beide wohl eine allgemeinere Anerkennung, als meine bescheidene Freundschaft. Ihr Name tat in Tibesti mehr für mich, als alle Briefe und Empfehlungen des Pascha, der als Türke und Repräsentant der türkischen Regierung von den Nachbarvölkern viel mehr mit Argwohn betrachtet wird. Bis Bornu reicht ihr legitimer Einfluss, und wenn meine Abreise, wie ich hoffe, zustande kommen wird, so habe ich es hauptsächlich ihnen zu verdanken. Sie sind, wie die meisten Notabeln der Stadt, eingewandert und stammen aus der Oase Udzila.

Der Hadz Brahim ist fast der einzige, den ich zuweilen besuche; im übrigen halte ich mich zu Hause, wie ich denn überhaupt eine sehr regelmässige Lebensweise, vollständig der stereotypen Existenz der übrigen Einwohner entsprechend, führe. Da ich erst um 1 oder 2 Uhr nachts mein kümmerliches Lager aufsuche, das durch die ausgiebigen Reduktionen, die die Tibbu in seinen Bestandteilen vornahmen (letztere konnten nur unvollständig in diesem miserablen Palmendorfe ersetzt werden), alle Eigenschaften eingebüsst hat, die zusammen das darstellen, was man unter dem sanft klingenden Namen „Bett“ versteht, so erhebe ich mich erst um 8 Uhr morgens, arbeite, empfangе einige Besuche oder suche selbst einige Kranke auf, frühstücke um 1 Uhr und begeben mich dann, wenn ich mich nicht der wohlverdienten Mittagsruhe anheimgebe, auf den Suk (Markt), der um diese Zeit am lebhaftesten ist.

Dies ist das einzige, in etwas interessante Schauspiel, das den beobachtenden Fremdling reizen kann. Alles wird von Frauen und Mädchen feilgeboten, was auf die kümmerliche Ernährung der Fessaner Bezug hat. Dieselben hocken hinter ihren Körben aus Palmenblättern geflochten, und sind durchaus nicht alle diesem Lande entsprossen. Schwarz sind sie alle, doch wechselt die Intensität der Färbung erheblich, und schmutzig ebenfalls, in welcher Eigenschaft kaum verschiedene Grade der Intensität bestehen dürften. Hässlich finde ich bis jetzt noch die meisten, doch beschleicht mich eine leise Ahnung einer unmerklich sich vollziehenden Modifikation meines Schönheitssinnes.

Hier haben sie eine Repräsentantin des Tibbuursprunges mit ihrem länglichen, ernsten, regelmässigen Gesicht. Ein niedlicher Korallenzyylinder zierte den rechten Nasenflügel und erregt den be-

rechtigten Neid einiger Landsmänninnen, die sich noch nicht auf diesen Grad der Opulenz haben schwingen können und einstweilen den begehrten Schmuck durch ein Stück Knochen oder gar einen Dattelnkern ersetzen. Das Haar ist auf der Höhe der Stirn etwas abraziert, und ein Schmuck aus einigen konzentrischen silbernen Ringen deckt die verwaiste Stätte, zu gleicher Zeit ein oder zwei fingerdicke Flechten (die Mädchen tragen deren eine, die verheirateten Frauen zwei), die vom Hinterhaupte bis hierher geführt wurden, befestigend. Seitlich fallen unzählige Flechtchen von der Dicke einer Federspule bis über die Ohren herab und tragen nicht selten kleine Gehänge von Korallen, Elfenbein und silbernen Ringelchen. Sieben bis zwölf Armbänder aus Elfenbein und Horn umringeln den hageren Vorderarm, und ein Halsband von Korallen, Achatstücken und Kaurimuscheln (die in Bornu gebräuchliche kleine Münze) fällt über die unerfreulich sichtbaren Schlüsselbeine herab. Die zarten Knöchel der gänzlich wadenlosen Unterschenkel werden von ein oder zwei kupfernen oder silbernen Ringen umfassen, die nicht die Schwere verschiedener Pfunde haben, wie bei den Fessanerinnen. Diese letzteren sind natürlich die Mehrzahl und zeichnen sich durch die Charakterlosigkeit ihrer Züge aus. Nicht arabische, noch Berbergesichter, weder Tibbu- noch Kanori-(Bornu-)Züge geben ihnen ein bestimmtes Gepräge. Wechselnd zwischen schwarzer und hellbronziger Hautfärbung, hässlich und schmutzig, zu Fettbildung geneigt, sitzen sie da, harmlos gutmütig und gefräßig (letzteres Epitheton ist übrigens eine Verleumdung). Ihre Koketterie konzentriert sich auf die Coiffüre, in der dem Geschmack und der Erfindungsgabe der Schönen ein weiter Spielraum gestattet ist. Entweder teilen sie die Masse des Gestrüpps, das nur euphemistisch als Haar bezeichnet werden kann, in vier Teile, von denen zwei seitliche über die Ohren herabfallen, eine vordere vom Scheitel auf die Stirn und eine hintere vom Scheitel auf den Nacken herabhängt, nachdem dieselben in Flechtchen geordnet wurden, deren Dicke von dem Umfange eines Rabenfederkiels bis zu dem einer Gänsefeder variiert; oder sie ordnen alles in gleichmässige Flechten mittlerer Dicke, die sie untereinander verbinden und deren Extremitäten in gleichem Niveau dicht oberhalb der Augenbrauen durch eine Querflechte gefesselt sind, sodass das ganze Haupt mit einer gleichmässigen homogenen Kappe umkleidet scheint, deren Zentrum dem Scheitel entspricht; oder sie teilen diese dicke, kappenförmige Masse in der Mitte

der Stirn in zwei Hälften; oder sie vereinigen den vorderen der oben erwähnten vier Teile in einen matronenhaften Knoten, der auf die Mitte der Stirn zu liegen kommt; oder sie flechten zwar eben diesen selben vorderen Teil, doch nur etwa zur Hälfte und plustern den Rest, der so den oberen Teil der Stirn schmückt, in fast heimatlicher Weise auf, was mir stets ein Zeichen besonderer Koketterie zu sein schien; oder endlich, sie adoptieren irgendeine andere Modifikation, wie diese einfachen Naturkinder denn in Beziehung auf die Mannigfaltigkeit der Haartracht mit den erfindungsreichsten Pariser Dämchen wetteifern könnten. Eine Zierde fehlt dem Haar nie, und hierin konkordiert der ästhetische Sinn der Fessanerinnen, Bornuerinnen, Tibbu-Damen, Sudanrepräsentantinnen usw. in seltener Einigkeit, das ist jenes Gemisch von Oel, Zimt, gepulverten Nägelchen, Sandholzpulver und anderen Ingredienzien, das der gerade Deutsche, zu Kernaussprechen geneigt, einfach als „Dreck“ zu bezeichnen sich versucht fühlen dürfte.

Doch siehe, das schwärzliche Gemisch des „schönen“ Geschlechts wird angenehm unterbrochen durch jene jugendliche Schöne von gelblich-weisser Hautfärbung, mit schönen Augen, fremdartigen Zügen, ohne Aehnlichkeit mit Araberfrauen, noch denen der Tuareg: die ich Ihnen als eine Felata-Sklavin vorstelle. Ihre Schönheit ist eigentümlich, wie die Entwicklung ihrer ganzen Nation. Wie sie vorteilhaft absticht gegen den kleinen dicken „Molch“ aus dem Musgoland mit der hässlichen, dicken, vorgezerrten, durchbohrten Unterlippe, an dem nichts schön ist als die wirkliche Ebenholzwärze seiner Haut. Doch mehr noch verdient ihre Aufmerksamkeit jene hochgewachsene Tochter Baghirmis mit ihren ebenmässigen plastischen Formen, den regelmässigen, fast hübschen Zügen und der abenteuerlichen Haartracht, die, ein kunstvolles Gebäude, die Form eines Helmes mit seinem Kamm vortrefflich wiedergibt. Dazu kommen zahlreiche Vertreterinnen des Sudan, die der Eingeweihte je nach der Zahl, Form und Richtung der Schnittnarben, die ihr Antlitz zieren, nach Ländern und Provinzen registrieren könnte.

Die Masse der Verkäuferinnen besteht, wie gesagt, und wie natürlich in Fessanerinnen, und ihre Ware wechselt nach der Jahreszeit.

Dazwischen tummeln sich die öffentlichen Verkäufer, die die Gegenstände, die meistbietend verkauft werden, herumtragen und



Der Scheik Omar zu Pferde mit seiner Eskorte.

mit dem letzten Preise ausschreien. Jetzt indes in Wasserschläuche transformierte Ziegenhäute, deren die solidesten aus dem Sudan stammen; oder jene groben Säcke, in die man die Kamelladung steckt; jetzt schön im Sudan verarbeitetes und gefärbtes Leder; dann ein Stück Cham (Baumwolle), ein Kaftan aus Aegypten, ein Teppich aus Tripoli oder Stambul; oder eine Flinte, eine Pistole, ein Sattel; Kleidungsstücke aus Bornu und dem Sudan; Schmucksachen, die sich aus den fernsten Ländern der Welt hierher verirrtten.

Alle von Norden kommende Manufaktur ist sehr teuer; man bezahlt fünfzig Prozent mehr als in Tripoli, wo die europäischen Waren schon einen genügenden Aufschlag erfahren. Ein Huhn bezahle ich mit drei bis acht Silbergroschen; $2\frac{1}{2}$ Pfund Ziegen- oder Hammelfleisch mit zehn Silbergroschen; das Kamelfleisch kostet die Hälfte. Milch ist für Geld nicht zu haben, höchstens etwas sauer gewordene, von aussen hereingebrachte. Rindvieh existiert nicht; Jagdprodukte fehlen ebenfalls, denn Wüste ist im Norden wie im Süden, im Osten wie im Westen in der nächsten Umgebung der Stadt.

Dazwischen einige Esel, mit der philosophischen Ruhe ihres Herrn einen Käufer erwartend, oder ein melancholisches Schaf erwartet sanftmütig zwischen ihren keckeren Cousins, den Ziegen, sein kaum zweifelhaftes Schicksal. Pferde sind eine Seltenheit, und, wenn vorhanden, struppige, kleine, doch kräftige und ausdauernde Bestien. Man kauft sie für zirka 50 Taler. Kamele sind natürlich die unentbehrliche Staffage. Sie wandeln beständig frei in den Strassen der Stadt herum, begeben sich von Zeit zu Zeit nach Hause (eine stumme Bitte um Atzung) und gehen bei Einbruch der Nacht alle, ohne Ausnahme, fremde wie einheimische, gleichsam nach Vereinbarung auf einen freien Platz, der sich vor dem Kasbah (Kastell) ausdehnt. Für den Uneingeweihten haben diese „Schiffe der Wüste“ alle eine Physiognomie, denselben Ausdruck oder Gedankenlosigkeit, der so harmonisch zu dem wüsten Schauplatze ihrer Tätigkeit zu passen scheint. Doch allmählich lernt der beobachtende Fremdling in diesen Glotzaugen lesen, diese Haltung des Kopfes und jene zu interpretieren, und findet zuletzt bei diesen geduldigen Wüstenrennern eine beträchtliche Verschiedenheit des Temperaments, des Charakters, der Intelligenz. Aeusserlich unterscheiden sich auf den ersten Blick das Araberkamel und das der Tibbu und Tuareg. Das erstere, mit verhältnismässig kurzen, stämmigen Gliedmassen, vier-schrötigem Körper, dickem, niedrig getragenen Halse und Kopfe,

zottigem Haar und fettem, hohen Höcker scheint von der Natur schon mehr zum Lasttragen bestimmt. Das letztere, und es sind vorzüglich meine „Freunde“, die Tibbu, die in seiner Züchtung exzellieren, ist hochbeiniger, schlanker, hat eine sanfte Wölbung des Rückens, die man in diesem Grade bei Menschen als „kleinen Verdruss“ zu bezeichnen die Diskretion hat, trägt seinen schlanken Hals und den kleinen Kopf fast mit Keckheit (wenn dieser Ausdruck bei einem solchen Geschöpfe erlaubt werden kann), ist glatthaariger und weist durch sein ganzes Ensemble entschieden mehr auf die Schnelligkeit der Lokomotiven, als auf das Gewicht der Lasten hin. In der Tat kann zwischen beiden Typen in bezug auf Schnelligkeit kein Vergleich stattfinden; die letzteren übertreffen jene bei weitem, wie ich es bei meiner Tibestireise nur zu oft zum Nachteil meiner gepackten Araberkamele erfahren musste. Doch scheinen mir diese bei gleicher Nahrung und unter ähnlichen klimatischen Verhältnissen ausdauernder zu sein. Im allgemeinen wird dieses nützliche Geschöpf bei uns sehr falsch beurteilt, und ich verweile bei diesem, Ihnen vielleicht weniger interessanten Gegenstande nur, um ihre Notionen darüber zu rektifizieren. Wenn das Kameel allerdings zirka fünf Tage auf der Reise ohne Wasser zubringen kann, so ist es dafür um so empfindlicher für Nahrungsentziehung und Nahrungswechsel und für eine Veränderung des Klimas. Schon hier siechen die Araberkamele langsam dahin, noch südlicher sterben sie sicher, wie umgekehrt das Tibbu-, Tuareg- und Sudankamel nicht in der Nähe der Küste zu leben vermag. Selbst die Kamele der Tibbu und Tuareg nördlicher Breitgrade erliegen dem Einfluss des tropischen Klimas, besonders zur Regenzeit, sehr bald. Die Kamele, die man im Norden zur Reise nach Bornu kauft, gibt man von vornherein verloren, was bei mir z. B. ein Defizit von 400 Taler darstellt. Ein starkes Kamel kostet nämlich zirka 50 Taler, und die schnelleren der Tibbu- und Tuareg-Kamele, die speziell als Reittiere bezeichnet werden können und den Namen Maheri führen, haben einen viel höheren Preis.

Doch zurück zum Markte, der seinem Ende entgegengeht. Gegen Sonnenuntergang packen die Verkäuferinnen den Rest ihrer Habe zusammen, schwingen sie mit Sicherheit auf ihren Kopf und verlassen den Schauplatz ihrer kommerziellen Tagesbeschäftigung. Sie wohnen nämlich in den Gärten der Stadt, die eine zahlreichere Bevölkerung aufzuweisen haben, als diese selbst und zirka eine Stunde weit von ihr gegen Norden liegen. Dieselben sind weit entfernt, die

Reize darzubieten, die der Naturfreund unwillkürlich in seinen Gedanken an das Wort „Garten“ knüpft. Keine Blumen erfreuen das Auge und kitzeln den Geruchssinn, kein lebhafter Farbenwechsel entschädigt hier für die gleichmässige, unveränderliche Staubfarbe der Stadt. Dattelpalmen rechts und Dattelpalmen links und dieselben Bäume vor Ihnen und hinter Ihrem Rücken. Selten unterbricht ein krüppeliger Feigenbaum, ein penibler Granatapfelbaum oder ein verkümmerter Weinstock in den Gärten der Reichen das ewige Einerlei. Zur Zeit des sprossenden Getreides trägt ein Mursuker Garten noch am meisten den Charakter eines frischen, kräftigen Schaffens der Natur. Und welche Mühe hat man, selbst nur diesen Grad von Leben in dem undankbaren Boden zu erzeugen. Nachdem die kalkreiche, aber humusarme Erde insoweit gedüngt worden ist, als es die Verhältnisse erlauben, muss zur Zeit des Wachstums der Unterfrüchte das Terrain regelmässig bewässert werden.

Regen ist eine höchst verachtete und gefürchtete Wohltat der Natur, und es lässt sich allerdings nicht leugnen, dass traurige Beispiele existieren, in denen dieses Himmels Geschenk ganze Ortschaften bis auf die Balken der Häuser spurlos hinwegwusch. Mangel an Holz und Steinen versagt den bescheidenen Einwohnern das Gefühl von Sicherheit, das bei uns den redlichen Staatsbürger in seinen vier Pfählen beschleicht (obgleich allerdings bedauerlicherweise das scheinbar so stabile Deutschland neuerdings auch nur allzuhäufig in vulkanischer Ungemütlichkeit erzittert).

Von den aus, an der sonnigen Luft getrockneten, salzhaltigen Erdklumpen konstruierten Häusern habe ich Ihnen, glaube ich, schon in früheren Briefen ein Bild entworfen. Nur das obere Stockwerk erfreut sich der Fenster, doch „des Himmels Wolken schauen doch hinein“ — Scheiben sind unbekannte Luxusartikel. Ich habe in dem einen Zimmer, das mein oberes Stockwerk enthält und das ich bewohne, drei Fenster, von denen zwei die Höhe von drei Fuss erreichen, während sich das dritte mit anderthalb bis zwei Fuss begnügt. Zwei habe ich wegen der winterlichen Winde durch vorgespanntes Baumwollenzeug verschlossen und würde diese Prozedur nicht minder gern mit dem dritten vornehmen, wenn nicht das Licht dann gänzlich ausgeschlossen und ich am Schreiben verhindert sein würde. Es ist nämlich eine traurige Tatsache, dass die hiesige Winterkälte einen in der Ferne ungeahnten Grad von Intensität erreicht, und im Augenblicke, wo ich mit verklommenen Fingern

diese Zeilen meinem verfrorenen Gehirn entringe, habe ich nicht mehr denn 5° R. im Zimmer, dessen Temperatur allerdings nur sehr unwesentlich von der äusseren Temperatur abweicht. Ein Kohlenbecken habe ich zwar im Besitze, doch die Tuareg, die einzig durch ihren Reichtum an Talhabäumen (Gummiakazien) der Fabrikation dieses Brennmaterials sich zu unterziehen in der Lage sind, haben boshafterweise seit lange das Produkt ihrer Industrie nicht mehr gebracht, und so muss ich denn weiterfrieren, bis die Frühlingssonne kräftiger sein wird.

Glücklicherweise ist die Gefahr des Regens wohl so ziemlich vorüber, denn ich versichere Ihnen, es ist ein höchst ungemütliches Gefühl, nicht zu wissen, ob man sich auf die Strasse in den Regen begeben soll, oder ob man dem Erdbau noch einige Stunden Vertrauen schenken kann. Ich verdanke dem italienischen Konsul zu Tripoli eine Flasche schönen, schottischen Whiskeys, die ich mir sorgfältig versagt hatte, um mit dem christlichen Guiseppe am Weihnachtssabend die eine Hälfte zu absorbieren, während die andere uns in die festliche Stimmung zu versetzen die Bestimmung hatte, die dem Deutschen zur Silvesternacht unentbehrlich erscheint. Der Weihnachtssabend, an dem ich in der Erinnerung an glückliche Kinderjahre mit dem Tannenbaum und den Lichtern und der glücklichen Aufregung und der ungetrübten, so zu sagen, kolossalen Freude schwelgen wollte, kam allerdings heran, aber mit ihm auch der Regen. Ob er wohl aufhören wird? Ob das Haus wohl zusammenhält? Die Zigarre war angezündet, das Glas Grog stand vor mir; da fällt ein Stück Erde von der Decke. Es folgen andere, bis in einer Ecke die Palmenbalken sauber skelettiert dalagen; doch noch halten sie. Soll ich es wagen? Doch ich kann schliesslich nicht den Beweis eines stürzenden Balkens abwarten. Der Sicherheit wegen packte ich alle meine sieben Sachen in die Kisten und Koffer, wie zur Abreise und schlürfte zwar das Glas Grog, doch halb kalt und ohne alle Schwelgung in der Erinnerung an Heimat und die fernen Lieben. Ich liess den alten Salzdreck herunterfallen und wanderte aus in das Zimmer Giuseppes, das im Erdgeschosse liegt und mehr Sicherheit versprach. Ich versuchte ein frisches Glas Grog, kratzte alle Gemütlichkeit zusammen, deren meine deutsche Natur fähig war, setzte mich auf eine Kiste (Stühle existieren ebenfalls nicht) und suchte zu rauchen und zu träumen. Da, verdammt, regnet es in meinen Grog. Das Fenster von Giuseppes Zimmer besteht in einer Lücke in der

Decke, und waren seine Scheiben durch eine Nummer der „Times“ ersetzt, die gerade den Substanzverlust deckte. So zähe und widerstandsfähig sich dieses Blatt auch stets bewiesen hat, der Regen bohrte sich langsam Lücken. Ich suche eine andere Ecke mit meiner Kiste und meinem Glase auf, da poltert mir ein Stück Salzerde in mein Glas: und so ging es fort in rastlosem Kampfe zwischen dem mir angeborenen Hange zur Gemütlichkeit und den Elementen, bis der erstere erlag. Um drei Uhr morgens hörte der Regen auf, und gegen vier Uhr schlich ich wehmütig meiner Matratze auf der Strohecke zu, nachdem ich sorgfältig konstatiert hatte, dass noch kein unmittelbarer Einsturz des Hauses drohe. Wenn ich hinzufüge, dass ich durch ein ähnliches Schicksal um den so bescheidenen Genuss der Silvesternacht kam, und dass ich aus Wut den Whiskey noch jetzt nicht vertilgt habe, so werden Sie durch eine stille Zähre Balsam auf die traurige Erinnerung dieser misslungenen Tage zu tröpfeln dem unglücklichen Opfer geographischer Gelüste nicht versagen können.

Ja, wie man's treibt, so geht's. Noch kürzlich schrieb mir eine Tante, die nicht gerade für das Quellgebiet des Schari und die äquatorialen Seen Afrikas schwärmt, dass sie nie geglaubt hätte, ich werde soweit herunterkommen, meine Heimat zu fliehen und unter die Wilden zu gehen wie N. N. und X. X., die nach allen misslungenen Versuchen, sich zu nützlichen Staatsbürgern zu machen, endlich von ihrer Familie zur Auswanderung nach Amerika überredet seien.

So! jetzt habe ich genug geschwätzt, und Ihnen, verehrte Frau, die doppelte Anzahl von Seiten gewidmet, als Ihrem Gatten, da leider sein Brief Passagen enthält, die sich Ihrer Kenntnisnahme durch ebenso ungeeignete Form, als verwerflichen Inhalt entziehen.

Wer weiss, ob es nicht der letzte Brief ist, den ich vor der endlichen Abreise nach Stuttgart schreiben werde? Erweisen Sie mir trotz dieser Erwartung in Ihrer Herzensgüte die Freundlichkeit, den Gatten zu konsequenterem Briefschreiben anzuhalten und selbst einige Zeilen beizufügen. Alle Briefe werden mich, wenn auch spät, doch sicher erreichen; und mit der Entfernung und der Länge der Zeit wächst der Wert eines Freundschaftszeichens im quadratischen Verhältnisse.

Die Juchtentasche, nachdem sie einige Monate in den Felsen des Tümmo-Gebirges eine ihrer unwürdige Existenz geführt hat, ist glücklich durch den braven Mohammed-el-Gatroni wieder in meine

Hände zurückgeführt worden. Wenn auch der Stuttgarter Geruch durch die energische Wüstenverdunstung auf eine leise Ahnung reduziert ist, und der kräftige Ton der Farbe einer gelblichen Blässe Platz gemacht hat, die charakteristisch ist für südliche Klimata, so wird sie mich doch stets an die Stuttgarter Tage erinnern, die ich unter die angenehmsten meines Lebens zähle. Hoffentlich bringe ich sie und mich lebendig und glücklich zu ihrer früheren Herrin zurück, die ich freundlich bitte, mir bis dahin ein freundliches Andenken bewahren zu wollen.“

Ehe wir Nachtigal auf seiner weiteren Reise begleiten, dürfte es zweckmässig erscheinen, eine zusammenfügende und ergänzende Uebersicht über Tibesti zu gewinnen, das unsere Leser ja zum Teil schon aus den vorstehenden Briefen Nachtigals kennen gelernt haben.

Die Bewohner von Tibesti.

Die Leute von Tibesti oder Thu nennen sich Teda und hatten früher eine grössere Verbreitung in der Wüste, als in der Gegenwart. Wenn auch einzelne grosse Leute unter den Teda nicht fehlen, so sind doch die kleinen häufiger; ihr Durchschnitt ist von bescheidener Mittelgrösse. Ihr Körper ist ausserordentlich wohlproportioniert und zierlich; ihre Hände und Füsse meist noch zarter und kleiner, als die mittelgrosse Gestalt zum harmonischen Gesamtbilde erfordern dürfte. Ihre grosse Magerkeit fällt daher nicht unangenehm auf, sondern bringt nur den Eindruck elastischer Leichtigkeit und Beweglichkeit hervor. In der Tat scheint durch den gänzlichen Fettmangel die Entwicklung ihrer Waden- und Oberarmmuskeln so kümmerlich, dass der Fremdling staunt, wenn er trotz dieser anscheinenden Schwäche ihre Kraft und Ausdauer in körperlichen Uebungen zu beobachten Gelegenheit hat. Ihre Magerkeit ist die Folge des Klimas und der Lebensweise, der sie gezwungen huldigen. Die trockne Wüsten- und stärkende Bergluft mit ihrer lebhaften Verdunstung und ihrem beschleunigten Stoffwechsel, die Rastlosigkeit, mit der die Teda in stetem Kampfe um das Dasein, in unübertroffener Beweglichkeit die wüsten Strecken ihrer heimatlichen Lande durchziehen, und endlich die mangelhafte Ernährung, der sie trotz ihrer Anstrengungen doch nur teilhaftig werden, erklären jene hinlänglich. Der Hunger ist während eines grossen Teiles des Jahres ihr Be-

gleiter; die zur Ernährung herbeigezogenen Früchte der Dumpalme oder der *Salvadora persica* fristen ihre Existenz nur mühsam, spärlich ist ihnen in der günstigsten Jahreszeit der die Fettbildung begünstigende Genuss stärkemehlhaltiger Nahrungsmittel zugemessen.

Ihre körperliche Gewandtheit im Laufen und Springen ist noch jetzt ebenso sprichwörtlich, wie sie es im Altertum war; ihre Widerstandsfähigkeit bleibt gegen Ermüdung, Hunger und Durst unübertroffen. Bei einem Mundvorrat, der einem Europäer zum Durchmachen einer Hungerkur nicht spärlicher zugemessen werden würde, marschiert der Tedetu noch zehn bis zwölf Stunden neben seinem schnellschreitenden Kamele mit einer schwebenden Leichtigkeit einher, die ihm allen Anschein der Schwäche und Ermüdung nimmt. Es ist merkwürdig, wie die Leute bei einer solchen gewohnheitsmässigen und gezwungenen Enthaltbarkeit sich bei einer günstigen Gelegenheit zu schmarotzen, einer Unmässigkeit ohne Unbequemlichkeit für ihren Körper hingeben können. Hierin scheinen sie ihren Wüstenachbarn, den Tuarik, denen sie durch ähnliche klimatische Bedingungen in körperlicher Ausdauer und Leistungsfähigkeit überhaupt nahe stehen, sehr zu gleichen. Doch muss man sagen, dass, abgesehen von den seltenen Gelegenheiten zu solchen Exzessen, ihre Gesetze des Anstandes das unmässige Essen strenger verurteilen, als die Sitten der benachbarten Völker es tun. Auch die Araber sind mässig, doch scheuen sie bei günstiger, d. h. kostenfreier, Gelegenheit nicht, sich der grössten Unmässigkeit hinzugeben, und die Neger suchen sogar vielfach etwas in einer gewissen Gefrässigkeit.

Die Verschiedenheiten, die die Tedâ in der Hautfärbung darbieten, sind ziemlich bedeutend, obgleich darüber kein Zweifel sein kann, dass sie durchschnittlich um ein erhebliches heller sind, als die Bewohner des Sudan. Die Araber, die im Sudan leben oder doch von der Nordküste dorthin reisen, bedienen sich einer Skala der Hautfarbenuancen, die mit der Zeit in jenen Ländern eine gewisse allgemeine Gültigkeit erworben hat. Es ist so schwer, die verschiedenen Abstufungen in der Hautfärbung treffend zu bezeichnen und bei den allmählichen Uebergängen von einer zur andern auseinander zu halten, und der Eindruck von Farbenerscheinungen auf den Beobachter ist ein individuell so verschiedener, dass es schwer ist, gewisse Nuancen in einer für alle sich verständlichen Weise zu bezeichnen. Welche zahllosen Farbtöne und Abstufungen fallen

nicht unter die Bezeichnungen „schokoladenbraun“, café-aux-lait-farbig“, „kupferfarbig“ und „bronzefarbig“, die wir in den Beschreibungen der Reisenden und anderer Beobachter finden! Dazu kommt, dass bei denselben Individuen die verschiedenen Körperteile verschieden gefärbt erscheinen, dass die Hautfarbe der Hände von der des Gesichts, und diese von der des Rumpfes häufig abweicht, wobei bei vielen die unerwartete Tatsache zu konstatieren ist, dass in den meisten Fällen die dem Lichte und der Luft ausgesetzten Körperteile einen helleren Ton haben, als die vorwiegend bedeckten.

Was das Geistesleben der Teda betrifft, so sind sie ein ausgezeichnet veranlagtes Volk. Innerhalb des bescheidenen Gesichtskreises, in dem die kümmerliche Natur ihres Landes und ihre Verhältnisse sie bannt, haben sie ihre natürlichen Anlagen in einem hohen Grade ausgebildet. Freilich, je bescheidener der Wirkungskreis des Menschen ist, desto vollendeter wird dieser in demselben wirken, wenn seine Existenz von ihm abhängt, und wenn gleichzeitig kein anderes Ziel im Bereiche seiner Kenntnis oder seines Ehrgeizes ist. Die Teda ist eine energische Erzieherin und Bildnerin gewesen und hat nicht bloss ihre Sinnesorgane geschärft und ihren Charakter gestählt, sondern auch ihr Urteil gebildet und ihre Erfindungsgabe entwickelt. Die unwirtliche Heimat, von weiten Strecken der ödesten Wüste umgeben, hat ihren topographischen Sinn zu einer für uns unbegreiflichen Vollendung entwickelt, so dass sie selbst die Wüstenaraber weit hinter sich lassen. Immer unterwegs, um sich Existenzmittel zu sichern, sei es in legaler, sei es in gewalttätiger Weise, müssen sie ihr erstes Augenmerk darauf richten, die immensen räumlichen Schwierigkeiten zu besiegen, die ihnen von allen Seiten entgegenstarren. Haben sie diese überwunden, so folgt die Erfüllung des eigentlichen Zweckes, und in dieser Richtung sind sie die überlegensten, listigsten und geschicktesten Kaufleute und Diebe geworden, die die dortige Welt kennt. Sie sind in dieser Hinsicht auch den Arabern und nicht minder den Negern überlegen. Sie können in Tibesti natürlich kaum jemals dazu kommen, grosse Kaufleute im Sinne derer von Tripolis und Murzuq zu werden; ihre Heimat und ihre beschränkten Mittel hindern sie daran. Doch diejenigen, die sich in Bornu angesiedelt haben, überragen bald an Ausdehnung der Geschäfte und an Gewinn Eingeborene und Araber. In der Heimat sind sie beständig beschäftigt, sich untereinander den Rang abzulaufen und darüber nachzusinnen,

wie sie über die Durchschnittsstufe der dortigen Existenz, die die der peinlichsten Sorge und Not ist, hinaus gelangen können. Es ist bekannt, welch hohen Grad der Argumentationsschärfe, welchen Aufwand von Schlaueit in ihren Angelegenheiten persönlichen Interesses, welche Urteilsfeinheit in den Diskussionen ihrer öffentlichen Angelegenheiten sie entwickeln; die Frauen stehen in dieser Beziehung den Männern kaum nach.

Leider haben dieselben Gründe, die zur Entwicklung der Intelligenz der Teda beigetragen haben, auf ihr Gefühlsleben den allertraurigsten Einfluss gehabt. Die Not, die sie erfinderisch in den Mitteln zur Existenzgewinnung macht, lässt sie auch gewissenlos in der Wahl derselben sein. Dass Leute, welche beständig am Notwendigsten Mangel leiden, beständig von dem Wunsche verfolgt werden, einmal das Ueberflüssige zu gewinnen, ist natürlich. Egoismus und Gewinnsucht werden sie mit allen unzivilisierten Völkern, deren Sitze stiefmütterlich von der Natur behandelt worden sind, teilen, doch bestehen in dieser Hinsicht bedeutende Gradunterschiede. Sie lassen sich in der Tat keine Gelegenheit nehmen, ihrem Vorteil zu dienen; ihr ganzes Dichten und Trachten ist auf ihn gerichtet. Diesem Ziele gegenüber tritt das Gefühl gänzlich in den Hintergrund, so dass schliesslich jeder Appell an ihr Herz, selbst wenn es sich nicht gerade um das Aufgeben eines Vorteils, eines Besitzes handelt, für sie unverständlich und ohne Widerhall bleibt.

Das Wettringen aller nach dem kümmerlichen Besitze macht den einzelnen rücksichtslos, argwöhnisch und betrügerisch. Jeder sucht den andern zu schädigen, wenn er ihm im Wege steht, und alle stehen sich im Wege in jener Welt der Not; man ist nicht allein bestrebt, den Nächsten in relativ legitimer Weise zu übervorteilen, sondern sucht sein Mitringen nach dem Preise unmöglich zu machen, oder ihn irgendwie des letzteren zu berauben. Zu diesem Zwecke lügt, stiehlt und mordet der Tedetu, wenn es sein muss. Darum sehen wir ihn die Gemeinschaft der Menschen fliehen und versteckt in den Felsen seine einsame Hütte aufschlagen, sehen ihn auf seinen Wüstenpfaden durch die Spuren eines Stammesgenossen mit Besorgnis erfüllt werden und mit Vorliebe die heimliche Nacht zur Ausführung seiner Pläne benutzen.

So lebt jeder für sich, und jeder Gedanke an die Stammesgenossen, jedes Gefühl für Volksleben, jedes Streben für Gemeinwohl liegt ihm fern. Gemeinsame Gefahr von aussen her oder gemeinsame

Raubzüge vereinigen die Leute, niemals gemeinschaftliche Arbeit oder harmloses Volksleben. Letzteres existiert kaum; der Ernst des Lebens hat alle Harmlosigkeit von ihnen genommen. Wohl haben sie auch bei ihren Festlichkeiten und bei ihren Zusammenkünften der Jugend die Trommel, das Tambourin und die Pfeife Fessans, doch die fröhlichen Gesichter fehlen, in denen bei solchen Gelegenheiten ihre Vettern von Kavar und noch mehr die Fessaner und Bornuleute in harmloser Lust strahlen. Ihre Volksversammlungen sind vielmehr Uebungsarenen sophistischer Argumentation und schlauster Rechtsverdrehung und endigen wohl gar im blutigen Streit.

Sie haben einen gewissen Hang zur Eitelkeit, zur äusseren Schaustellung, den frühere Reisende vielfach hervorgehoben haben, und der unserem Landsmann besonders lebendig entgegentrat in seinem Begleiter Kolokomi, als er in Quatrun mit dem von ihm entliehenen Tuchburnus bei 40 bis 50 Grad C einherstolzte, doch gewinnt derselbe nie die Oberhand über ihren praktischen Sinn. Seine Bücher und Instrumente, selbst Uhren waren sicher vor ihrer Begehrlichkeit, ebenso wenig strebten sie nach seinen Schiessgewehren, sondern stets nach Gegenständen, die unmittelbare Verwertung zulassen. Wenn ihm der Herr der Jerike eine Doppelflinte stahl, so geschah das mit dem bestimmten Zweck, seinen Bruder, der bei den Aulad Soliman in Kanem gefangen wurde, gegen dieselbe auszutauschen. Die roten Tuchburnusse, auf deren Besitz sie sehr stolz sind, verhandelten sie trotzdem gegen Kamele oder Schafe, und Spiegel und Essenzen fanden nicht den Zuspruch, den unser Freund von ihrer oft betonten Eitelkeit erwartete.

Wenn so ein im ganzen sehr unvorteilhaftes Bild vom Charakter der Teda zustande kommt, so muss man nicht ausser acht lassen, dass Nachtigal sie nur von ihrer hässlichsten Seite kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und dass diese persönlichen Erfahrungen, wenn er auch bestrebt war, ein möglichst objektiver Beobachter zu bleiben, doch unwillkürlich zu einer allzu pessimistischen Auffassung Veranlassung gegeben haben werden. Zur Milderung des Urteils darf man nicht vergessen, dass infolge der isolierten Lage und der beschränkten Lebensverhältnisse engherziger Patriotismus ihn als Landesfeind betrachtete, dass gleichwohl auch Beispiele von rein menschlichem Wohlwollen gegen ihn vorkamen, und dass endlich zu ihrem ungefügigen und treulosen Charakter auch Umstände bei-

fragen, an denen die Nachbarstämme Schuld tragen. Es muss uns stets die Tatsache gegenwärtig bleiben, dass die unglücklichen Einwohner Tibestis seit jeher, sobald sie sich aus ihren Bergen hervorwagten, um ausserhalb derselben eine Verbesserung und Bereicherung ihres mühevollen und entbehrungsreichen Daseins zu suchen, den Verfolgungen ihrer zivilisierteren und mächtigeren Nachbarn ausgesetzt waren. Friedlichen Verkehr unterhielten sie wenig mit der Aussenwelt, und so wurden sie stets von den umwohnenden Stämmen als Feinde betrachtet. Die hilfquellenarmen Fürsten und Gouverneure von Fessan berührten früher häufig die westliche Seite der Berge Tus, um Kamele, Frauen und Kinder auf den dortigen Weideplätzen zu rauben, die Araber der grossen Syrte brandschatzen das Land noch immer so viel als möglich auf ihren häufigen Plünderzügen nach Bornu und Kanem, und die kriegerischen Tuarik verfolgen die Teda seit Jahrhunderten, wo und wie sie nur können. Trieb sie früher Hunger und Not nach Fessan, so waren sie rücksichtslos den Uebervorteilungen und Erpressungen der Autoritäten und der sie verachtenden Araber preisgegeben. Noch zur Zeit Nachtigals, wo sich allmählich durch Blutvermischung ein rechtliches Verhältnis zu den Bewohnern des Distrikts von Qatrun herausgebildet hat, scheuten sie es sehr, sich in der Hauptstadt Murzuq zu zeigen. Von allen Seiten verfolgt, lernten sie natürlich ihre Nachbarn in gleicher Weise hassen und jede Gelegenheit zur Rache benutzen, und wurden treulos, verräterisch, lügnerisch und diebisch. Damit hängt auch ihre bekannte Hartherzigkeit und selbst Grausamkeit gegen ihre Sklaven zusammen.

Der beste Beweis, dass die Teda bei friedlicheren und harmloseren Beziehungen zu den Nachbarn und inmitten einer gesetzlicheren Umgebung ihren Charakter wesentlich modifizieren würden, liegt in der Tatsache, dass diejenigen von ihnen, die das südliche Fessan bewohnen, sich nicht allein mit Leichtigkeit den dortigen geregelten Zuständen fügen und sich gewöhnen, ehrlicher und wortfester zu sein, sondern dass sie sich nach längerem Aufenthalte daselbst sogar schwer entschliessen, in ihre Heimat zurückzukehren und endlich nur mit Furcht an die Gewalttätigkeit und Treulosigkeit ihrer Landsleute denken.

In Thu kann sich allerdings kein Sinn für öffentliche Ordnung und Gesetzlichkeit entwickeln. Je mehr jeder auf eigene Kraft und Schlaueit angewiesen ist, desto mehr entwickelt sich sein Selbst-

gefühl, desto stolzer hält er an seiner mühsam eroberten, sozialen Position fest. So hat sich ein hocharistokratischer Sinn entwickelt, der ihrem politischen Verbande nur einen lockeren Zusammenhang gestattet und die Macht der Häuptlinge auf das bescheidenste Mass beschränkt. Tradition und Usus halten mühsam die einigenden Bande aufrecht. Die Tedâ teilen sich in Edle — Maina — und Volk; an der Spitze des Gemeinwesens stehen Fürsten — Dardai (pl. Dar-deâ) —, die für den Norden des Landes abwechselnd aus den Häuptlingsfamilien derjenigen vier Zweige des Stammes der Tomagerha, die im Lande wohnen, hervorgehen. Obwohl eifrige Mohammedaner, sind sie dennoch meist unwissend in bezug auf die Geheimnisse ihrer Religion. Sie sind höchst fanatisch und abergläubisch; eigentümlich sind ihre Hochzeitsgebräuche, auf die wir hier nicht näher eingehen können.

Nach geheiligter Landessitte, die Kraft des Gesetzes hat, fällt der Mörder der Blutrache anheim und kann in keinem Falle sofort sein Verbrechen durch Geldbusse — Dia — sühnen. Er wird nach der Tat landesflüchtig und kehrt nicht wieder zurück, wenn nicht endlich, wie dies nach langen Jahren des Exils oft geschieht, die Familie des Ermordeten ihm gegen ein hohes Sühnegeld wieder den Aufenthalt in der Heimat gestattet.

Wie ihre Zornmütigkeit und Zanksucht und die allzu häufigen blutigen Folgen derselben die Sitte erzeugt haben, im heimatlichen Dorfe ohne Waffen herumzugehen, so darf man auch das zeremoniöse Benehmen, die die Tedâ bei ihrer Begegnung ausserhalb der Ortschaften, in einsamer Wüste, gegeneinander an den Tag legen, nicht einer wirklichen Höflichkeit zuschreiben. Es liegt demselben vielmehr gegenseitiges Misstrauen, das Bewusstsein eigener Treulosigkeit, der allgemeinen Rechtlosigkeit zugrunde. Aus argwöhnischer Vorsicht halten sie sich vollständig bewaffnet und in ratsamer Entfernung voneinander während der Begrüssung und verlängern die Zeremonie möglichst, damit jeder über Motive und Zwecke des andern klar zu werden die Zeit habe. Wie wenig dabei eine Verfeinerung der Sitten im Spiele ist, geht daraus hervor, dass oft Fragen persönlichen Interesses die endlosen Höflichkeitsformeln unterbrechen und von Zeit zu Zeit einen wütenden Streit erregen, der wenig im Einklange mit der ganzen Zeremonie steht.

Abgesehen von dieser lauernden Zurückhaltung haben sie das selbstbewusste Benehmen freier Männer gegeneinander, die, auf

eigene Kraft und Klugheit angewiesen, im beständigen, harten Kampfe mit Natur und Menschen liegen, und selbst der besitzlose Klient oder Schützling — Meloted — lässt sich durch seine abhängige Stellung niemals ein so unterwürfiges Benehmen seinem Protektor gegenüber aufzwingen, als in den Sudanländern häufig die Regel ist.

An den Gebrauch der Waffen werden die Leute von frühester Kindheit an gewöhnt. Schon zarten Knaben gibt man eine Lanze mittlerer Länge, gleichzeitig Lanze und Wurfspeer, aus scharf zugespitztem Holze, mit der sie sich üben und die sie nicht aus der Hand lassen. Anstatt des Wurfeisens gibt man ihnen in diesem Alter ein plattgeschnittenes, in der Fläche gekrümmtes und an einem Rande geschärftes Holz, das durch seine Form an den Schangor-mangor erinnert. Wenn diese Waffe kaum ernstlich zu verletzen vermag, so ist dagegen das scharf zugespitzte Ende der kleinen Akazienholzlanze eher dazu imstande. Im vorgerückten Knabenalter vertraut man ihnen einen wirklichen Wurfspeer, doch kleinen Masstabes, an und fügt später das Wurfeisen und die Lanze hinzu, bis sie mit dem Eintritt in das Jünglingsalter in den Besitz des vollen Waffenapparates treten. Die Männer sind infolgedessen so sehr daran gewöhnt, wenigstens Speer und Wurfeisen in der Hand zu haben, dass sie in ihren heimatlichen Dörfern, wo sie nicht bewaffnet herumgehen dürfen, zur Gewohnheit ihrer Knabenjahre, dem hölzernen Speer und dem platten, krummen Holze zurückkehren. Dass die Sitte ihnen verbietet, innerhalb ihrer Wohnorte mit metallenen Waffen zu erscheinen, hat besonders für Bardai und die übrigen ständigen Ortschaften die triftigsten Gründe. Ueberall rechtfertigt der Hang der Einwohner zu Streit und Zank diese Sitte; doch in Bardai und anderen Ortschaften des östlichen Tibesti kommt zu ihrem streitsüchtigen Charakter noch die Leidenschaft für den Laqbi, der die Gelegenheit zum Streite noch vervielfältigt und die Neigung zu blutiger Ausgleichung vermehrt.

Trotzdem hören ernste Streitigkeiten und blutige Zänkereien in Bardai nicht auf. Keine Woche verging während Nachtigals Anwesenheit daselbst, ohne dass nicht ein Totschlag oder leichte und schwere Verwundungen infolge der allgemeinen Streitsucht stattfanden. Schon in Zuar und Tao war es ihm aufgefallen, dass mit Ausnahme einiger weniger die männlichen Tedâ sämtlich durch mehr oder weniger in die Augen fallende Folgen von Waffengewalt gekennzeichnet waren. Er spricht nicht nur von den Narben der

Kopfschwarte und denjenigen, die sich auf Haut und Muskeln anderer Körperteile beschränken, denn er sah niemanden, der ihrer nicht reichlich gehabt hätte, sondern von wirklichen Verstümmelungen, unter denen Verluste einzelner Finger und Zehen und Gelenksteifigkeit im Fussgelenke, in der Hüfte, in Schulter, Ellbogen und Handgelenk am häufigsten vorzukommen schienen. Dieselben waren nur in der Minderzahl Errungenschaften von dem zweifelhaft ehrenvollen Felde der Ghazien und Beutezüge, sondern meistens traurige Folgen ihrer heimischen Zanksucht und Zornmütigkeit. Diese letzteren scheinen übrigens nicht nur ein Privilegium der Männer zu sein, sondern auch den Verkehr der Teda-Frauen untereinander zu erschweren. Dieselben tragen vielfach einen etwa halblangen Dolch auf der Hüfte unter der Kleidung, doch wenn Richardson diese Sitte ihren häufigen Liebesintriguen und den damit verbundenen Gefahren zuschreiben zu müssen glaubte, so kann unser Freund die Erklärung nach dem, was er im Vergleiche über die mit den Nachbarländern musterhafte Ehrbarkeit der Tibestifrauen sagt, nicht als zutreffend annehmen. Der genannte und andere Reisende haben ihre Beobachtungen über die Teda ausschliesslich in Fessan und Kawar angestellt, und auf der grossen Verkehrsstrasse nach Bornu mit dem Strome von Arabern und Negern herrscht freilich nicht die strenge, in Tubu übliche Sitte. Hier ist es vielmehr der fast männliche Sinn und die nationalen Charakterfehler, die die Frauen dazu bringen, ihre Streitigkeiten nicht selten durch Faustkampf oder mit Knitteln, oder im Notfalle mit der scharfen Waffe zu entscheiden. Zu Bardai sah unser Landsmann dieselben selten anders ausgehen, als mit einem ansehnlichen Knittel bewaffnet, der an einem ledergeflochtenen Riemen, welcher vorn mit der Hand gehalten wurde, über die Schulter nach hinten hing. Die Bedeutung dieser Gegenstände interessierte Nachtigal lebhaft, bis er eines Tages Zeuge ihrer Benutzung wurde. Zwei zornige Weiber, denen der Wortstreit nicht genügte, trennten plötzlich im Laufe desselben den Riemen vom Knittel, schürzten mit demselben als Gürtel ihr Gewand hoch und eng auf und bedienten sich nun, unbehindert im Gebrauch ihrer Gliedmassen, der Fäuste und Knittel mit der Leidenschaft der Frauen und der Kraft der Männer. Bevor es übrigens in diesem Falle zur Anwendung der ultima ratio des Hüftendolches kam, trennte man die Kämpfenden.

Die Gesamtzahl der Tedâ dürfte 12 000 Köpfe nicht übersteigen.

Reise nach Bornu.

Nachdem Nachtigal schon zu Anfang des Jahres 1870 vernommen hatte, dass der Generalgouverneur von Tripolis nächstens gleichfalls eine Gesandtschaft mit Geschenken an den König von Bornu abzuschicken gedenke, beschloss er, sich dieser Gesandtschaft anzuschliessen. Gegen Ende des kurzen, aber ziemlich strengen Winters traf denn auch der tripolitanische Gesandte in Mursuk ein. Es war Bu Aischa aus dem arabischen Stamme der Aulad Soliman, der früher an den heldenmütigen Kämpfen seiner Stammesgenossen gegen die türkische Herrschaft teilgenommen hatte, später aber als Gefangener der Türken in deren Dienst getreten war. Da er jetzt zugleich als Kaufmann reiste, führte er 20 Kamele mit sich, und zahlreiche Sklaven, Verwandte und Klienten bildeten sein Gefolge.

Nachtigal hatte sich dieses Mal zum Ankauf eines Pferdes entschliessen müssen, da seine Freunde dies als unerlässlich für sein Auftreten in Bornu bezeichneten. Sehr willkommen war ihm die Beteiligung der einfachen fessanischen Kaufleute an der Reise, und besonders fröhlich stimmte es ihn, als auch eine grosse Gesellschaft marokkanischer Gaukler anlangte, um die zahlreiche Karawane zu vergrössern. Viele europäische Grossstädter haben an ihren heimischen Vergnügungsorten die Kraft und Gewandtheit solcher afrikanischen Akrobaten schon bewundern können. Das Gewerbe selbst ist in der Welt des Islam nicht besser angesehen als bei uns, aber es zieht sich vom Süden Marokkos aus durch alle mohammedanischen Länder, ist dort ganzen Ortschaften eigentümlich und erbt in den Familien fort. Gewusst hatte man aber bei uns wohl kaum bisher, dass diese Künste zu Hause mit einem mystisch-religiösen Nymbus umgeben und die meist zahlreichen Banden eigentlich Pilgergesellschaften sind. Sie hängen mit religiösen Instituten zusammen, vereinigen ihre Kunstreisen gewöhnlich mit der Pilgerfahrt nach Mekka und befinden sich trotz der zur Hin- und Rückwanderung für sie erforderlichen Jahre beständig zwischen ihrer Heimat und dem heiligen Orte. Von jenen klosterartigen Instituten werden sie auch für die lange Tour ausgestattet, bringen aber oft beträchtliche Summen in die Kassen derselben zurück. Die jetzt in Fessan angekommene Truppe wollte einmal die Höfe der sklavenreichen, frommen und freigebigen Negerfürsten im Sudan besuchen. Ihr An-

führer, der Hadsch Salin, war bereits zwölfmal am Grabe des Propheten gewesen. Mit 50 Personen hatte er den Weg angetreten, infolge von Unzufriedenheit und Zwistigkeiten war aber die Zahl bereits auf 25 zusammengeschmolzen, zur Hälfte kräftige, elastische Jünglinge, zur andern Hälfte frische, lebhafte Knaben von 9 bis 15 Jahren, lauter unverfälschte Berber. Einige waren für die Hausgeschäfte, andere zur musikalischen Begleitung mit Trommel und Pfeife bestimmt. In dem armen Mursuk gab es freilich für sie nicht viel zu holen, höchstens vor den Häusern der wenigen Vornehmen. Nachtigal jedoch suchte sich bei dieser Gelegenheit die Gunst der Leute durch eine Spende von 10 Talern zu gewinnen und schoss ihnen auch die Mittel zum Ankauf eines Kamels unter der Bedingung vor, dass sie mit ihm nach seinem Wunsche reisen würden. Wider den amtlichen Glanz des tripolitanischen Gesandten und seine etwa störende Befehlshaberschaft glaubte er eines Gegengewichtes zu bedürfen, wozu ihm die Mannhaftigkeit der Berber und die überaus strenge Zucht geeignet erschien, die der etwa fünfzigjährige Hadsch Salin in seiner Gesellschaft hielt.

Ohnedies war der Reisende selber nicht gut mit Dienstpersonal versehen. Die beiden Ali hatte er entlassen müssen wegen Unredlichkeit und Liederlichkeit. Da ihm also mit dem alten Mohammedaner noch Giuseppe und Salad blieben, wurde für den bevorstehenden Weg noch ein ohnedies nach Kuka reisender Fessaner gemietet, während dabei auch der mit Waren dorthin gesandte Haussklave des Hadsch Brahim von diesem zu Dienstleistungen angewiesen war. Die Kamele waren auf neun gebracht und gutes Sattelzeug, Mundvorrat und sonstige Notwendigkeiten für die lange Wüstenfahrt zur Genüge angeschafft.

Als Tag des Aufbruches war der 18. April bestimmt. Nachtigal umarmte noch einmal seine Freunde und zog gegen 3 Uhr nachmittags über den Sand der nächsten Umgebung der Stadt gen Südosten. Die Karawane, die diesmal unter viel besseren Verhältnissen reiste als nach dem traurigen Tibesti, erreichte am 23. April Gatrun. Als der Abend dämmerte, gab die Künstlertruppe auf dem Lagerplatze eine Vorstellung, die in ihrer Eigenart unsern Reisenden mit Bewunderung erfüllte. In einer gewissen Entfernung traten fünfzehn Leute auf, die sich dem Alter und der Grösse nach geordnet hatten. Sie trugen schneeweiße Kleider, von denen die roten Gürtel und Bandeliere mit den blinkenden Dolchscheiden sich

bei dem aufleuchtenden Feuer der ringsum unterhaltenen Holzbrände phantastisch abhoben. Zum Klange zweier Tambourins und einer Flöte führten sie einen eigentümlichen Tanz auf, den sie mit schweremütigen Gesangsweisen und taktmässigem Händeklatschen begleiteten. Einer begann als Vortänzer langsam und feierlich, und die übrigen ahmten seine Bewegungen nach, doch von Minute zu Minute wurde der Tanz schneller und leidenschaftlicher. „Zwei fast gleichalterige Knaben von 13 bis 15 Jahren, durchaus gleich gekleidet, mit Talismanen und Amuletten behängt, um den Kopf weiss- und rotseidene Tücher gewunden, mädchenhaften Aussehens mit ihren frischen Gesichtsfarben und langen, weissen Gewändern, lösten sich hierauf aus der Reihe im Zustande höchster Erregung. Ein leises Zittern durchschauerte anfangs ihre zarten Körper, schien dann tiefer und tiefer ihr ganzes Wesen zu durchdringen, bis sie zuletzt mit fast unsichtbaren Bewegungen der Füße auf dem Boden des Turnplatzes hin und her schwebten und endlich im Dunkel der Nacht verschwanden. Der eigentümliche Gegensatz zwischen den Gesichtszügen der Beteiligten, den ernsten, rauhen, bronzefarbenen Köpfen der Männer neben den weichen Milch- und Blutgesichtern der hellangezogenen Kleinen erschien in der wechselnden Beleuchtung mit lodernden Flammen noch phantastischer. Bald war es, als ob die ganze, märchenhafte Gruppe in tiefes Dunkel versinken wolle, bald wurde sie grell erleuchtet von dem aufflackernden Feuer der trockenen Palmenrippen. Dazu die lautlose Stille der Wüste, der eigenartige Gesang in fremder Zunge und mit fremdem Tonfall, die nächtlichen Schatten der umgebenden Flammen, die bunt ausgestaffierten Kinder mit ihren fremdartigen Zügen vor den in schweigendes Staunen versunkenen, dunkelfarbigem Zuschauern aus Gatrün — es war ein Bild von so wunder- und zauberartigem Eindruck, wie es der gewöhnliche Lauf zivilisierter Vergnügungsalrtäglichkeit in dieser Urwüchsigkeit nicht zu bieten vermag.“

Am 30. April wurde die Reise fortgesetzt, und zwei Tage später erreichte Nachtigal Tedzerri, von wo er am 6. Mai 1870 schreibt:

Tedzerri, den 6. Mai 1870.

Lieber, alter Freund!

Mit dem Schreiben auf Tischen ist es vorbei und folglich auch mit der spinnenhaften Länge der Briefe; denn meine zugespitzten Knie bilden kein wünschenswertes Surrogat. Erst in Kuka werde

ich die schreinerhaften Talente meines Giuseppe Valpreda zur Konstruktion des genannten, nützlichen Hausgeräts ausbeuten, wenn, wie dies zu hoffen steht, unsere Reise bis dahin glücklich verlaufen wird. Zum dritten Male ziehe ich jetzt diese Strasse; das erste Mal mit verbrannten Unterschenkeln und entzündeten Augen; das zweite Mal in schamloser Nacktheit und schemenhaft in Selbstresorption begriffen, das dritte Mal, hoch zu Ross, neun musterhafte Wüstenschiffe mit liebendem Auge bewachend und fünfundzwanzig Marokkaner als Leibgarde. Du siehst, die Verhältnisse haben sich gebessert, die Auspizien sind nicht ungünstig; möchte es so bis zum Ende meiner gefahrvollen Reise bleiben!

Ich bin schon vor vierzehn Tagen von Mursuk aufgebrochen, doch Gatron, wo sich die Karawane sammelte, hat uns einen langen Aufenthalt gekostet, und Tedzerri, der südlichste Teil Fessans, sieht uns schon fast seit einer Woche vor seinen Mauern, die übrigens alle eingestürzt sind. Hier in diesem kümmerlichen Dorfe nämlich rüstet sich der denkende und sorgende Reisende mit Proviant für die Kamele und Rosse aus, sintemal die Strecke von hier bis zum Lande Kauar (vierzehn Tage) fast keinerlei Kamelatzung, geschweige denn Pferdefutter, erzeugt.

So muss ich für meine höckrigen Geschöpfe allein sechs Zentner Datteln mitführen und sie ausserdem mit einem trockenen, hirseartigen Grase, Sebot genannt, belasten. Alles kleine Zugaben zu der eigentlichen Ladung der nützlichen Tiere, die schliesslich doch einem sichern Tod in Bornu entgegengehen. Das Ross aber beansprucht sogar noch in angeborener „Trunkenboldenhaftigkeit“ täglich getränkt zu werden, und so muss denn eine ansehnliche Menge des kostbaren Nass den Ladungen einverleibt werden.

Unsere Karawane besteht vorläufig und wohl definitiv bis Kauar, aus dem ottomanischen Sendboten Bu Aischa, von dem ich Dir letzthin schrieb, mit etwa zwanzig Kamelen und ebensoviel Leuten (er reist zugleich als Kaufmann) mit vier Pferden; dann Hadz Hamida, Schwager des Scheich von Bornu, einem durch chronische Opiumvergiftung reduzierten Fessaner, dem Hadz Abd-er-Rahman, dem Hadz Bu Hadi x. x. Alle erfreuen sich eines Pferdes, so dass wir ganz anständig auftreten. Ohne Ross nämlich in Bornu auf der Bühne zu erscheinen, ist vom allerschlechtesten Tone und vermindert sofort die Anzahl der „Köpfe“; so spricht man nur von Sklaven, die einem der Scheich zum Geschenk macht. Mein Pferd, grau, wie



Quelle von Meschrün.



Anblick von Gatrun.

der gute Geschmack in Bornu ebenfalls verlangt, hat glücklicherweise die Reise schon zweimal nach Bornu gemacht, ist folglich akklimatisiert und frisst in gleicher Weise Gerste, Negerhirse, Datteln und Fleisch. Ich hoffe, es vorteilhaft zu veräussern, da mir ja der Scheich notgedrungen sofort ein Pferd schenken muss, wie es die Landessitte und der Reichtum des Landes an diesen Tieren zur Folge hat.

Bu Aischa und der Hadz Bu Hadi haben sich schon dem ungewohnten Zölibate unterwegs durch temporäre Verheiratung entzogen. Nichts leichter als das. Eines Abends kam Bu Aischa zu mir und erwähnte unter anderem, dass er die Absicht habe, selbigen Abends eine Gattin zu nehmen, dass er im Laufe des Tages bereits die Wahl getroffen habe (es war zu Gatron) und dass er sofort die Zeugen antreten lassen werde. Stracks schickte er in die Stadt, liess das Mädchen und zwei Merabetia holen, betete mit ihnen das Fatha, und die Sache war zu Ende. Der neidische Bu Had folgte in ebenso expediten Weise seinem Beispiel . . .

Ich hoffe, Bauschan und Peter befinden sich in erwünschtem Wohlbefinden, und bedauere, dass ich bei meiner heutigen Kürze ihnen nicht die verdiente Aufmerksamkeit schenken kann. Ich vermelde mit Schmerz das gewaltsame Abscheiden meines früheren Hundes Dudzali, ruhmwürdigen Mitglieds der Tibestiexpedition, die er ganz zu Fuss, ohne Sandalen, mitgemacht hatte. Nachdem er zu skelettartiger Transparenz durch Nahrungsentziehung und Anstrengung damals reduziert und dadurch barbarischer Abschachtung und Aufzucht entgangen war, verlieh ihm die beschauliche geistige und körperliche Ruhe Mursuks eine Körperfülle, die das Auge jedes Hundefreundes mit freundschaftlicher Rührung erfüllen musste. Rohe Barbaren, wie sie Fessan bewohnen, aller Hunde bar, betrachteten leider sein Embonpoint mit begehrliehen Augen, und ehe ich eine solche Roheit auch nur für möglich gehalten hatte, fiel er ihren kulinarischen Gelüsten zum Opfer. Jetzt, nachdem ich ihn beweint und noch den Verlust der treuen Faïda, die Tibesti zum Opfer fiel, zu beklagen habe, bleibt mir nur ein Hund „windiger“ Rasse, der augenblicklich die unser Lager umschwärmenden Schakale ankrakehlt . . .

Die Fessaner Regierung erhielt nach unserer Abreise durch einen expressen Boten aus Ghad die Nachricht, dass meine Freunde, die Tibbu-Beschade, 170 Rennkamele bemannt hätten, um uns auf-

zuheben und Fessan zu überfallen. Sie schickte uns dieserhalb noch vierzig Bewaffnete zur Geleitung an die Grenze nach, die wir aber von Gatron aus zurückgeschickt haben; denn wenn sie auch kommen, so geschieht das wohl ausserhalb des Fessaner Bereiches. Wir genügen aber auch ohne Sukkurs wohl, eine solche Macht siegreich abzuschlagen. Offener Angriff ist übrigens nicht die Sache genannter Schurken, sondern nur nächtlicher Diebstahl zu fürchten.

Die kolossale Armut der Bewohner von Tedzerri ist bemerkenswert; sie reduziert mich schon jetzt auf die Wüstendiät. Frühstück: Datteln mit Gerste zu Mehl vereint und mit Wasser zu Brei angerührt (zommeita genannt), Diner: Reis pur et simple. Nicht einmal ein Huhn kann man erstehen.“

Die Hitze scheint schon in Tedzerri gross gewesen zu sein; denn Nachtigal schreibt, dass man Hasen nicht selten zur Zeit der Tageshitze mit der Hand greifen könne. „Diese unschlaunen Geschöpfe beginnen zu laufen und, erstaunt ob der Hitze des Sandes, halten sie in dieser heilsamen Bewegung inne, ihre Pfötchen betrachtend und durch Anlecken erfrischend, bis der rohe Mensch sie bei den Organen ergreift, die eigentlich nur einem akustischen Zwecke dienen sollten, allerdings aber dafür etwas lang ausgefallen sind.“ Doch scheinen die Reisenden noch nicht so sehr unter der hohen Temperatur gelitten zu haben, wie in Schimmedru in Kauar, von welchem Ort der nächste Brief datiert; denn Nachtigal schreibt am 3. Juni desselben Jahres von dort:

„Das Thermometer krümmt sich in kühner Kurve über die 45 Grad Celsius im Schatten hinaus; der Wind scheint einem glühenden Ofen zu entwehen und führt zur weiteren Belustigung noch Sandwolken mit sich, die er mit mindestens sonderbarer Vorliebe vorzugsweise in mein Zelt deponiert; der mir einzig restierende Windhund arbeitet mit stumpfsinniger Energie im Boden, um eine kühlende Schicht zu erreichen, wohl wünschend, jene scharf gekrümmten Organe zu besitzen, die seinen hündischen Antipoden das Graben nach Dachsen so zweckentsprechend erleichtern. Der Mensch nähert sich mit mehr oder minder ausgesprochener Schamlosigkeit in seinem Kostüm seinen paradiesischen Vorfahren, und sogar der ruhelose Tibbu verschwindet von zehn Uhr morgens bis vier Uhr nachmittags. Selbst die Nacht, die aber wenigstens der Schamlosigkeit Vorschub leistet, erquickt nur mangelhaft; doch ist es in

ihr immerhin möglich, sich der Anstrengung des Schreibens zu unterziehen, und ich benutze sie, um Euch in wenigen Zeilen meine Ankunft unter meinen Freunden, den Tibbu, den Vettern jener von Tibesti, mitzuteilen. Schurken, wie diese, sind sie es doch mindergradig infolge ihrer hundertjährigen Vermischung mit Bornu-Elementen (Kanuri) und infolge des Karawanenverkehrs, den ihnen die Lage des Landes zuführt. Auch von meinen Tibesti-Freunden fand ich verschiedene hier, und waren dieselben äusserst erstaunt, das beliebte Hakini- (Gib mir) Spiel nicht wieder beginnen zu können. Auch der Sultan dieses Ländchens, Mai Dimoma, hoffte das im verfloßenen Jahre in Tibesti mit solchen Erfolgen gegen mich geübte System, von dem er gehört hatte, in Anwendung ziehen zu können, verschob dies jedoch in Rücksicht auf die 40 bis 50 Flinten, die unsere Karawane zieren, auf ein anderes Mal, wie er mich ebenso naiv als aufrichtig versicherte.

Die Oase Kauar ist etwa drei Tage lang und drei Stunden breit, und langten wir am 26. Mai in ihrem nördlichsten Dorfe, Anai genannt, an. Unser Empfang war glänzend, da mein Reisegefährte Bu Aischa, der Ueberbringer türkischer Geschenke, sich früher um die Repatriierung von in die Sklaverei geschleppten Tibbu verdient gemacht hat, und da die Einwohner dieses unglücklichen Ländchens von ihm Frieden und Sicherheit in der Zukunft erwarten. Obgleich also, wie gesagt, der Empfang nur so glänzend zu Ehren des letzteren ist, kostet er doch auch uns unser Pulver. Alles, was Araber und Neger ist, knallt, so lange nur die Flinte hält und so lange noch eine Unze in seinem Pulversäckchen bleibt. Von den Tibbu erfreuen sich nur sehr wenige der Schiessgewehre; sie begnügen sich, ihre Wurfspere und Lanzen und den Euch geschilderten eisernen Circumflex, mit dem ich in Tibesti einst eine so bedrohliche Bekanntschaft machen sollte, zu schütteln und zu schwingen. Dafür haben sie aber den Vorteil der weiblichen Beihilfe beim Empfang. Zwar sind es keine weissgekleideten Jungfrauen, sondern mehr oder weniger unbekleidete und schwarzhäutige Weibsen, die auch keine Fest-Karmina auf Samtkissen überreichen. Aber dafür entschädigt eine natürliche Grazie, die durch keine Blödigkeit beeinträchtigt wird, und ihre zwanglos gereimten Improvisationen dürften weniger Gemeinplätze und abgedroschene Redensarten enthalten, als die zum Empfange hoher und höchster Herrschaften penibel elaborierten und oft mit unbehilflicher Blödigkeit rezitierten Karmina.

An jedem Orte erwartete uns die weibliche Bevölkerung jeden Alters, etwa eine Viertelstunde vom häuslichen Herde entfernt, und erschöpfte sich in Bewillkommungen, die sich natürlich hauptsächlich in Bu Aischa adressierten, der viele von ihnen selbst aus der Sklaverei befreit und gastfreundlich in seinem Hause empfangen hatte. Jede schwang in ihrer Hand irgend einen Gegenstand zur Beihilfe ihrer graziösen, wiegenden, schwingenden Bewegungen: die eine einen riesigen Fächer von unbrauchbaren Straussenfedern und der rohesten Fabrikation, die andere einen Palmenzweig; jene einen Büschel Rindergrases, diese einige Schlüssel; eine andere endlich begnügte sich, die Zipfel ihres langen, kattunenen Schals, den sie alle tragen, zu ergreifen und anmutig hin und her zu zerren: alle zusammen und jede doch für sich tanzend, sich wiegend, ihre ganze Grazie entfaltend. Dabei hören sie nicht auf, in ununterbrochenem Ensemble die herzlichsten Begrüssungen rezitativ abzusingen, oder improvisiert zwanglose Reime, zu der die Gesamtheit Chor bildet; oder alle unterbrechen Gesang und Worte durch jenen Zungenschlag, dessen Geheimnis die Frauen von der Nordküste Afrikas bis ins Herz des Kontinents teilen, und der bei keiner Festlichkeit, welcher Art sie auch sei, fehlt. Dann siehst Du plötzlich die ganze Gesellschaft auf den Knien, Staub und Sand auf die Schultern streuend, Zeichen der Unterwürfigkeit und Ergebenheit in den südlichen Breitegraden, oder sie stürzen sich, wie auf Verabredung, doch ohne an Anmut der Bewegung einzubüssen, auf unsere jugendlichen Diener, die zu ihren Ehren sich der Gefahr des Flintenplatzens aussetzen, und beschwingen und befächern sie, oder endlich, sie machen ihre eignen Herren Männer zum Gegenstand dieser Ovation. Auf den Lippen aller spielt ein Lächeln des Glücks und der Befriedigung und verschönt selbst die plumpen Gesichter derer, die aus Kanuriblut stammen. Die Kleidung des schönen Geschlechtes besteht nicht, wie so oft in Tibesti, aus einem Ziegenfell, sondern unter dem erwähnten Schal aus gestreiftem Kattun tragen sie ein blaues Sudanhemd oder selbst luxuriöse Stoffe des manufakturreichen Sudan. Das Schal umhüllt den Kopf und Körper und wird kokett hin und her gezogen, bald das Gesicht halb bedeckend, bald seine Reize enthüllend.

Ihre musikalischen Hilfsmittel beschränkten sich dabei fast immer nur auf die Trommel; zuweilen funktionierte eine Trommel und eine Pauke; einige Male beobachtete ich dazu ein Antilopen-

horn, in das durch seitliche Oeffnung getutet wurde.

Mein Umgang mit den Frauen und Jungfrauen Kauars ist ein sehr reger, und diese Tatsache rechtfertigt in Euren Augen hoffentlich die Vorliebe, mit der ich mich ihrer Schilderung hingab. Unglücklicherweise nämlich entdeckte mich eine Schöne Aschennumas, wie ich einem meiner Leute einen Zahn ausriss. Von Stund an muss ich mich der Ausübung niederer Chirurgie hingeben, und 20 bis 30 Zähne per Tag sind die geringsten Trophäen meiner Kunst. Leider liefert der Dattelgenuss ein reiches Feld dieser kariösen Kauorgane, und selten findest Du ein Individuum von 20 Jahren, das weniger als die Hälfte seiner Backenzähne eingebüsst hat. Ohne Furcht und ohne die geringste Schmerzáusserung unterzieht sich Alt und Jung dieser widerwärtigen Operation, und es gibt Individuen, denen ich drei bis vier Zähne in einer Sitzung entfremdete, ohne sie vollkommen befriedigt zu haben. Sonderbare Schwärmer!

Morgen geht es nach Bilma, der Oase der immensen Salzproduktion, der südlichsten Kauars, und dann beginnt das letzte Viertel der Strecke von Tripoli nach Kuka.“

Ueber den weiteren Verlauf seiner Reise zum vorläufigen Endziel Kuka unterrichtet uns ein Brief vom 15. Juli 1870. In ihm zeigt er seinem Freunde seine glückliche Ankunft an.

„den 15. Juli 1870.

Mein lieber Freund!

Den Weg von Kauar bis zur grossen Negerstadt habe ich jetzt bereits in drei Briefen beschrieben; ich traciere Dir also nur in grossen Zügen, der folgerichtigen Ordnung wegen, die zweite Hälfte meiner Ueberkunft, und lade Dich dann sofort ein, meinem neuen Heimwesen, das der Versimplung nicht entbehrt, einen Besuch abzustatten.

Wir verliessen das grosse Salzreservoir Zentral-Afrikas (die Grube von Bilma) am 10. Juni, überwand den Dünengürtel, der die Wüste von fruchtbareren Zonen scheidet, in vier Tagen, unsern „Dorscht“ stillend in den Oasen von Muskatnu, der Grossen Zau und Dibbela; wandelten von hier in zwei Tagen der Oase von Agedem zu, die sozusagen, die Wüste abschliesst; passierten die grosse Steppe Tintumma, die einen verständigen Uebergang zu tropischen Breitegraden darstellt, in drei Tagen, an ihrem Ende aus dem Brunnen Belraschifari einen Männertrunk unkommentmässigen

Stoffes tuend und pilgerten von hier aus in stummem Entzücken durch den lichten Mimosenwald, dessen Stacheln uns bis in die Nähe von Kuka eindringlich an die Fortsetzung des Weges mahnten. Drei Tage dieser aufmunternden Stachelung verhalfen uns zum Brunnen Azi, der seinerseits nur anderthalb kleiner, gemeiner Tagemärsche vom nördlichsten Dorfe Bornus, Ngigmi, entfernt liegt.

Verschnaufe etwas von dieser rapiden Translozierung und überblicke mit sinniger Miene die zurückgelegte Strecke. Vier Tage Sandhügelketten in unaufhörlicher Folge stumpfen durch ihre Einförmigkeit den ohnehin nicht sehr lebhaften Geist des höckrigen Wüstenpilgers noch mehr ab, und wenn nicht die grosse Zau und Dibbela, oasenhaften Angedenkens, durch ihre stachligen Kräuter seine böse Laune etwas besänftigten, würde er sich verführen lassen, seiner Abschwächung nachzugeben und mit der seinem Charakter eigentümlichen Hartnäckigkeit liegen bleiben. Die freundschaftliche Behandlung, die ich meinen Schiffen der Wüste stets zuteil werden lassen, ersparte mir den Kummer eines solchen Verlustes, und mit verständiger Ergebung trugen sie meine Riesenkisten ihrem Endziele zu. Die gewellte Ebene entwickelt Gräser und Kräuter, und käuend und widerkäuend wandeln sie ohne Besinnung ihre zwölf bis siebzehn Stunden per Tag.

Auch unsere ebenso nahrhafte als einförmige und geschmacklose Diät erfreute sich hier einer aufmunternden Vervielfältigung. Zahllose Individuen nämlich der als Antilope bubalis geschätzten Art bevölkerten die Ebene, und mit Hilfe unserer Windhunde gelang es uns täglich, einige dieser ebenso harmlosen als anmutigen und schmackhaften Tiere ihrer irdischen Existenz zu berauben und unseren karnivoren Gelüsten zu opfern. Weder menschliche noch tierische Mörder bedrohen hier häufig dies herrliche Tier; selten verirrt sich ein Löwe bis hierher, nur zuweilen treten die „Bulgrada“ genannten Tibbu mit ihren Bastardhunden, deren sie eine so grosse Zahl halten, dass sie den Beinamen „Leute der Hunde“ führen, hier an, um sich mit Fleisch zu versorgen.

Die Steppe Tintumma ist noch reicher an Gräsern und Kräutern, und schon gelingt es der Natur, stellenweise einen bescheiden entwickelten Baum zu gebären. Ausser der Gummiakazie, die das Privilegium wüstenhafter Existenz hat, entringt sich der Tundub in einzelnen Exemplaren seiner Mutter Erde. Er ist eigentlich nur eine Hemmungsbildung, denn kein Blatt zielt seine krüpplichen Aeste.

Gegen das Ende der weiten Steppe werden die genannten Bäume häufiger, vereinigen sich zu Gruppen und nehmen als Dritten im Bunde noch den Bito, der auch nur ein mässiges Produkt en fait d'arbres genannt werden kann, obgleich seine dattelförmigen Früchte nicht allen Wohlgeschmack entbehren. Doch unmittelbar südlich von Belrachifari kann sich die Natur trotz ihres bisherigen allmählichen Uebergangs nicht enthalten, einen sehr plötzlichen, unbesonnenen Sprung vorwärts zu tun. Wie durch Zauberschlag ändert sich die Szenerie, und wenn ich mich früher selbst in den romantischsten Gegenden der Heimat nicht enthalten konnte, zunächst die Frage aufzuwerfen: „Ist denn kein Bierhaus in der Nähe?“, so befriedigte mich hier die Natur ohne alle Beihilfe alkoholischer Getränke.

Ein lichter Wald beginnt, in dem die Akazien vorwalten; in dem der Suak einen ansehnlichen Platz einnimmt, in dem der Ingisseri, der knorrige Kabi und der farblose Hedzlidz das nordische Auge des Fremdlings fesseln, schmarotzende Rankengewächse die Akazien einspinnen und aus luftiger Höhe dem Boden ihre Wurzeln zusenden. Charakteristisch für alle Früchte hierzulande ist, dass sie eine ungeniessbare Schale und einen Riesenkern entwickeln, der von ersterer nur durch eine dünne Lage halb Fleisch, halb Saft, getrennt ist. Letztere stellt den geniessbaren Teil der Frucht dar, ist gewöhnlich von feinem Aroma, aber, wie gesagt, mikroskopischer Menge. Ausnahme davon macht die Frucht der Dumpalme, deren dünne Schale allein geniessbar ist.

Welche malerischen Gruppen, welcher Reichtum, welche Mannigfaltigkeit der Färbung! Der vertrauensvolle, biedere Reisende aus fernen Zonen lässt sich gewöhnlich verleiten, die Beeren der Lappdaris sodata, mit denen der Strauch bedeckt ist, und die einen angenehmen, doch scharfen, reizenden Geschmack haben, im Uebermasse zu atzen. Wehe ihm! wenn er nicht, beizeiten gewarnt, die Beeren der unempfindlicheren Gazelle überlässt: die erquickende Beere enthält ein verräterisches drastisches Prinzip.

Zu den Füßen der kronenreichen, schattigen Bäume erleichtert ein munterer Wiesenteppich, reich an üppigen Gräsern und Kräutern, der Fauna dieser Gegend ihr romantisches Leben. Auf den Abhängen grast die schlanke Antilope Mohor, schneeweiss, mit breitem, braunrotem Halskragen, neben ihrem stumpfsinnigen Freunde, dem Strausse (sie haben einen Freundschaftsbund geschlossen und grasen ohne Scheu miteinander); Gazellen durch-

hüpfen in barocken Sprüngen die Täler; Giraffen suchen in reicher Anzahl vergeblich diejenige Bewegung zu erlernen, die gebildete Menschen und Tiere konventionell als „Laufen“ bezeichnen, und im Hintergrunde brüllt der Löwe. So geht es bis Azi, wo der Elefant und das Wildschwein die genannte Gesellschaft vermehren.

Azi liegt nur eine halbe Tagereise vom Tsad und ist offenbar ein Lieblingsaufenthalt des rüsseligen Pachydermen.

Zwischen Azi und Ngigmi fällt wohl der malerischste Teil des ganzen Waldes, und der Reichtum an Tieren ist beispiellos. Zu den aufgeführten Vierfüsslern gesellte sich in der Nähe von Ngigmi das gemütvolle Rind, das mich ganz heimatisch anbrüllte und in grossen Herden die ganze Weide belebte. Jetzt treten wir hinaus auf die Dünenhügel, die dem Wald gegen den See hin Schranken setzen oder diesen gegen den Wald hin im Zaume halten. Der kümmerliche Anblick des Sees, der ein endloser, schilfiger Sumpf schien, reizte mich nicht; doch desto mehr das Leben, das sich auf seinen Ufern regte. Unmittelbar um den schilfigen Rand des Sees dehnte sich die erste Negerstadt aus Stroh- und Rohrhütten aus, die mein Auge erblickt. Die fetten Weidegründe, die die Stadt umgaben und sich von den Dünen bis zum See erstreckten, waren bedeckt mit Rindern, Schafen, Pferden, Ziegen, Eseln, Reihern, Störchen, Pelikanen, Enten und hochbeinigen Sumpf- und Wasservögeln aller Art, und an einer Stelle offenen Wassers ergötzte sich ein friedlicher Elefant unbekümmert um Mensch und Tier.

Der Bimane „Mensch“ zeigte sich alsbald in Gestalt eines einäugigen, alten Herrn, der zu Pferde, von einem Adjutanten, einem Waffenträger, einem Wasser- und Teppichträger, diese ebenfalls beritten, und zwei bis sieben galoppierenden Sklaven begleitet war. Er führte sich als Chef des Distriktes ein, der seinen Wohnsitz in der südlicher gelegenen Stadt Baru hat, und vom Scheich Omar beordert war, uns an den Grenzen seines Reiches zu empfangen. Auch traten die Vertreterinnen des schönen Geschlechts in handeltreibenden Absichten an, schlanke Kanemba-Frauen, die die Produkte ihrer Stadt: Hühner, Eier, Milch, Zwiebeln, Fische, Erdmandeln, Baumwolle, Wassermelonen anschleppten, um sie gegen Spiegel, Nadeln, Korallenstückchen usw. umzutauschen. Für vier Nadeln konnte man einen anständigen Hahn erzielen. Wir rasteten hier einen Tag, den ich der Bekanntschaft mit den Hippopotamen widmete, welche halb fossilen Pachydermen zu zwanzig bis dreissig neugierig bis in die

Nähe des Ufers kamen, besonders wenn ihre musikalische Leidenschaft durch irgend welche laute Disharmonien geweckt war. Gegen Abend turnten sie mit antidiluvianischer Gewandtheit aufs Ufer, sich dem Kräuter- und Grasgenusse widmend. Dieser Tag schloss mit Gewitterstürmen und -Regen tropischer Fülle und Kraft und versetzte mich bei der gänzlichen Unzulänglichkeit meines Zeltens in einen miserablen Zustand.

Am zweiten Tage mittags erreichten wir Barua, ein Städtchen von der Grösse Ngigmis, doch ummauert durch einen Erdwall. Die Wohnungen sind auch hier nur Strohhöhlen; die Einwohner grösstentheils Kanemba, doch schon gemischt mit Kanuri-Elementen. Der Wald, so schattig und malerisch er auch oft war, hatte doch für mich seinen grossen Uebelstand. Da die Regenzeit noch nicht eingetreten war, so marschierten wir meist schon um zwei Uhr morgens aus, und da ich alles entbehren kann, nur nicht Schlaf, so gab ich mich überwältigt gewöhnlich bis nach Sonnenaufgang einem regelrechten Schlummer auf dem Rücken meines Pferdes hin. Das aber trug, der geringen Höhenentwicklung der stacheligen Gummiaazien keinerlei Rechnung, sondern wandelte mit Vorliebe unter ihnen hin, mich einer sehr unsanften Aufrüttlung aussetzend. Meine Kleidungsstücke und meine Haut trugen bemitleidenswerte Spuren meiner somnolenten Unfälle, denn die oft drei Zoll langen Stacheln des Talha scherzen nicht.

Von Barua bewegten wir uns in einem Tügelchen bis zur Stadt Jo, gelegen auf dem südlichen Ufer des „Flusses von Jo.“ Es hatte bisher erst einmal ordentlich geregnet, wir fanden also zu unserm Glück sein Bett in der Nähe der Stadt trocken. In der späteren Hälfte der Regenzeit verwandelt er sich in einen reissenden Strom, und es ist dann oft recht schwierig, Mensch und Tier und Gepäck hinüberzuschaffen, da die Einwohner sich keinerlei Fahrzeuge erfreuen. In der Nähe des Flusses verliert der Wald seinen Mimosencharakter, die herrliche, fächerige Dumpalme hatte sich der Herrschaft bemächtigt und prangte in ihren reifen oder doch nahezu reifen Früchten. Dazu kam der grosse, schöne, schattige Tamarindenbaum mit seinen vollen Formen, und machte den Charakter der Landschaft noch mannigfaltiger.

Die Stadt Jo ist ummauert, etwas grösser als Ngigmi und Barua, zählt verschiedene Erdhäuser neben den Strohhöhlen und ist von einem Chef verwaltet, der den Titel „Schitima“ führt. Wir

konnten die „Diffa“ (Gastmahlzeit), mit der die Stadt uns beehrte, nicht vertilgen, und überliessen eine Kuh und verschiedene Schafböcke den Armen des Ortes. Hier zu Jo kam der Mohammed Titiwi, der Scherif Hascheschi, der Scherif Hassan, drei seit langen Jahren zu Kuka angesessene Araber, die in vertrauten Beziehungen zum Scheich Omar stehen, um uns im Namen desselben willkommen zu heissen und uns seinen „Gruss“ zu überbringen. Derselbe bestand in einem Körbchen Guronüsse, mit Leidenschaft geliebt von allen Bewohnern dieser Länder, einem Sacke mit Nakia, und einem mit Dendokalia, beides aus Mehl, Honig und so weiter bereitete Pasten. Der Sultan liess uns bitten, doch so schnell als möglich seiner Hauptstadt zuzueilen.

In Mohammed Titiwi erkannte mein Kennerauge sofort den kleinen, gemeinen Feld-, Wald- und Wiesenschurken, und hat derselbe auch seitdem, obgleich ich ihm einen Empfehlungsbrief von seinem Bruder, der Schatzkämmerer von Fessan ist, überbrachte, diesen Verdacht vollkommen gerechtfertigt. Er ist leider einer der einflussreichsten Männer im Staate.

Am 5. früh lagerten wir zu Dauergo, einem Dörfchen in nächster Nähe von Kuka, wo die von Norden kommenden Karawanen stets den Tag vor ihrem Einzuge in die Hauptstadt verbringen, und bereiteten uns so gut als möglich zum würdigen Auftreten vor. Der ganze Tag wurde von Arabern und Tibbu, die meinen Reisegefährten Bu Aischa, den ottomanischen Sendboten, zu begrüßen kamen, in Anspruch genommen und hatte ich reichlich Gelegenheit, die Bornupferde zu bewundern. Sie sind zwar nicht sehr stark und hoch, aber feurig, feinhaarig und elegant gebeint. Man liebt die Schimmel und die Schecken. Ausser den Besuchern kam ein junger Mensch zu mir, der sich als „Sklave der Christen“ einführte und zu meiner Disposition stellte. Er war von Vogel in zartem Knabenalter gekauft, und dieser hatte ihn bei seiner Abreise nach Wadai hier zurückgelassen. Er lebte hier im Hause Mohammeds Laminos, des einflussreichsten Mannes im Staate, der ihn jetzt mit einigen Hühnern und einigen Schock Eiern zu mir schickte.

Abends schickte der Scheich durch eine zahlreiche Sklavenschar die usuelle Diffa. Doch kommt dieselbe mehr den Ueberbringern als den Reisenden zugute, denn jene insistieren auf die sofortige Rückgabe der Schüsseln, deren restierenden Inhalt sie als ihr Trinkgeld betrachten und sofort ihren Organismen einverleiben. Der

Reisende hat gewöhnlich nicht sehr viele Gefässe zu seiner Verfügung, und so begnügt er sich notdürftig etwas davon zu essen und fast alles den gefräßigen Sklaven zu überlassen:

Meine zehn Schüsseln bestanden aus schlecht ausgebackenem Brot, aus einer Art leichtem, grosssporigem Hirsekuchen, aus Basin, das heisst steifer Brei, aus Reis oder Hirse, oder Gerste oder Weizen, aus Reis mit gebratenem Fleische und aus leichtem, honig-süßem Gebäcke. Fast alle Schüsseln verdanken ihren Geschmack einer Sauce aus vegetabilischer Abkochung mit Fleisch. Der reichliche Zusatz von Butter ist für den Fremden unangenehm. Man muss sich nämlich unter „Butter“ nicht jenes Erzeugnis vorstellen, das mich in Deinem und Deiner verehrten Frau Vaterlande durch seine vorzügliche Qualität so oft erfreut hat: sondern hier, wie ja auch in Fessan, existiert nur „Simen“, gekochte und aufbewahrungsfähig gemachte Butter, die auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit unserem norddeutschen Produkte hat. Nur die Fellata im Westen erzeugen eine der unsern ähnliche Butter.

Ich verlasse diesen Gegenstand, denn seine Besprechung erweckt in mir die schmerzlichste Sehnsucht nach den materiellen Genüssen meiner Heimat. Der Gedanke an frische Butter erzeugt den an norddeutsches Brot, an heimatlichen Kuhkäse, an westfälischen Schinken, dessen natürliche Verwandtschaft zu Bier mich auf das Terrain alkoholischer Getränke, der nützlichen Frühschoppen, des männlichen Rheinweines, des heiteren Champagners schleudert, und dann, wo ist das Aufhören?

Die Erinnerung an heitere Stunden, die Hoffnung auf baldige Repatrizierung, die liebevolle Erinnerung an meine Freunde und die unleugbare Tatsache meiner momentanen Existenz auf dem 13. Grad nördlicher Breite versenken mich in Träumereien, die mich allerwenigstens am Briefschreiben verhindern. — Ich reise mich also los und fahre fort.

Am nächsten Morgen, den 6. Juli, rückten wir in Kukaua ein. Nahe bei Dauergo stiessen wir auf alles, was an Araber- oder Tibbulut über ein Pferd gebieten konnte. Bald darauf stiess unser ganzer Tross auf den Kronprinzen Bu Bekr, der mit glänzender Suite vom Sultan zu unserem Empfange ausgeschickt war. Derselbe hatte sich auf einem Sandhügel postiert, umgeben von Höflingen, die in farbigen Roben, goldgestickten Burnussen, dito Tuchhosen, in phantastischem Sattelzeug der Pferde und in schreienden Farben alles leisteten, was

die geschmackloseste Phantasie aushecken kann. Ihnen zunächst hielten sich die Panzerreiter, die in maschigen Metallhemden, Stahlhauben mit Stangen vor dem Gesichte anstatt des Visiers, mit den dickwattierten, buntfarbigen Pferdedecken und den Kopf- und Brustplatten ihrer Tiere einen sonderbaren Kontrast mit der dunkelfarbigem Tuch- und Seidenkleidung der Ratsherren bildeten. Dann kamen einfache Lanzenreiter, flintenbewaffnete, nicht uniformierte Fusstruppen, heidnische Bogenschützen, tibbuartige Speer- und Schangormangor-Schwinger, und in der nächsten Nähe des Prinzen heulte, dröhnte, kreischte, toste, pfiß die Musikbande mit anerkennenswerter Energie ihre Disharmonien ab. — Wir stiegen vom Pferde, begrüßten den alten Sohn, der ungefähr vierzig Jahre alt, still, dumm und gefräßsig aussah, doch im allgemeinen eines wohlwollenden Gesichtsausdrucks nicht entbehrte, und fort ging es, der grossen „Schwesternstadt“ zu.

Kuka besteht aus zwei abgesonderten Städten, einer östlichen und einer westlichen, die durch einen viertel- bis halbstündigen Zwischenraum getrennt sind, der aber ebenfalls mit Erdhäusern und Strohwohnungen ausgefüllt ist. Daher sagt man richtiger Kukaua (Plur) als Kuka. Von weitem gesehen, scheint Kukaua eine Baumstadt, so zahlreich sind die Bäume in ihr. In keinem Hofraum fehlt fast ein Baum, und da derselbe natürlich die Häuser und Hütten an Höhe überragt, so sieht man aus der Ferne zuerst die Baumkronen mit ihren zahlreichen Vogelnestern. Erdhäuser und Strohhütten sind ordnungslos über die grosse Fläche zerstreut, nur eine grosse Ader durchschneidet die östliche und westliche Stadt in der Richtung von Westen nach Osten. Alles übrige sind winklige, krumme Wege und Gänge, zufällig entstanden durch die zufällige Anordnung der Wohnstätten. Jene Hauptstrasse heisst der Dendab. Auf den spitzen Strohhütten prangen ein oder zwei bis vier Strausseneier.

Wir betraten die Stadt in ihrem offenen Teil, wandten uns mit dem ganzen Gefolge der Neugierigen zum Palast des Scheich in der östlichen Stadt, exponierten uns einige Zeit dem Blick des ungesenen Fürsten und zogen uns in unsere Wohnungen zurück. Trotzdem ich von Ngigmi aus dem Scheich geschrieben hatte, mir das historische „Christenhaus“ zurichten zu lassen, fand ich mich doch im grossen Hause des Hof- und Ratsherrn Ahmed bei Brahim-el-Wadawi einquartiert. Dasselbe ist in vieler Beziehung besser als



Anblick der Karawane.

jenes, hat aber die Unannehmlichkeit, dass ich den Erpressungen und Belästigungen des Hausherrn ausgesetzt bin.

Nachmittags drei Uhr ging ich zum Scheich zur Begrüssungsaudienz. Er empfing mich auf einem mit Matratzen und Decken belegten Diwan, trug feine, doch sehr einfache Kleidung, einen mässig grossen Turban und den väterlichen Litam. Der Boden ringsumher war, so gut es ging, mit Teppichen belegt, und auf ihnen hockte ich ihm gegenüber nieder. Die Wände des kleinen Raumes, eine Art Nische zum Ratssaale daneben, waren mit buntem Stoff ausgeschlagen. Neben dem Diwan stand eine recht hübsche eiserne, messingbeschlagene Bettstelle, und auf der andern Seite ein altertümlicher, hölzerner Grossvaterstuhl.

Von ihm ging ich oder ritt vielmehr (der anständige Mensch geht hier niemals zu Fuss) zum Haus- und Premiermeister usw....

Am nächsten Morgen Audienz zur Ueberlieferung der Geschenke. Ich überreichte in stattlichem Gehäuse den kunstvoll geschriebenen Brief des Königs Wilhelm, und musste denselben mehrmals laut vorlesen, während der Scheich seinen Inhalt aus der arabischen Uebersetzung studierte. Mittlerweile entwickelte Giuseppe die andern Gegenstände aus den vaterländischen Kisten, und zunächst ging glänzend aus ihnen der Thron, der Glanzpunkt der Sendung, hervor. Die Bewunderung des kostbaren Armstuhls war rückhaltslos, vollständig. Darauf produzierte er die grossen Bildnisse des Königs, der Königin und des Kronprinzen, von denen Scheich Omar erst gefürchtet hatte, als das Gerücht ihm von ihnen sprach, dass es Statuen sein könnten. Nachbildung des Menschen aber in stereometrischer Weise, wo der Körper den Schatten eines lebendigen Menschen wirft, ist Sünde, während die planimetrische Ausführung nichts Sündhaftes an sich hat. Die Porträts erfüllten ihn mit Stolz und imponierten ihm als reicher Zierrat seines grossen Ratssaales. — In dem angeführten Sinne war eine Stutzuhr als Missgriff zu betrachten, eine allegorische Figur, die sie zierte, greuelt den frommen Muselman an. Auch die sechs Zündnadelgewehre hatten grossen Erfolg; der Scheich, trotz seiner reichen Sammlung, kannte dieses System nicht. Ein Harmonium hatte leider seine Funktionen eingestellt; die Hitze hatte es ruiniert. Giuseppe klebte und kleisterte solange an ihm herum, bis es sich hinlängliche Töne entlocken liess. Musikmaschinen sind hier stets ihres Erfolges sicher. Von den übrigen Dingen wurde noch eine goldene

Taschenuhr und ein Fernrohr inspiziert; der Rest von Samt, Tuch und Seide indessen unentfaltet wieder in die Kisten getan.

Am dritten Tage sandte ich den wichtigsten Personen ihr „Salam“, und dann gab ich mich allmählich der häuslichen Einrichtung hin.

Macht mir in Gedanken einen Besuch: ich führe Euch geistig in mein Heimwesen ein. Dasselbe liegt, wie gesagt, an der grossen Verkehrsader, die die westliche und östliche Stadt durchschneidet. Der Eingang (1) ist sehr bescheiden und führt in eine Vorhalle (a), die Du sofort durch den Ausgang (2) wieder verlässt, um durch einen Gang (I) bis zur Türe (3) zu gelangen. Durch diese trittst Du in einen Hofraum (b), in dem drei Pfähle zum Anbinden der Pferde existieren. An einem tummelt sich das Ross, das ich von Fessan mitgebracht habe, den andern zierte der Schecke, den mir der Scheich eines Tages, nachts 2 Uhr, zuschickte, und der dritte ist okkupiert von dem Klepper des oben erwähnten Dunkas. Wendest Du Dich, anstatt diesen Hof zu betreten, von I aus durch die Türe links herum, so gelangst Du in den Gang II, an dessen Anfang Du gleich links die Tür 5 entdeckst. Neugierig trittst Du durch diese in den Gang III ein, schleicht unwillkürlich für einen Moment durch eine Tür rechts in den kleinen Hofraum E, der den Vorplatz zu dem Häuschen 6 bildet. Dieses besteht nur aus einem Zimmer und dient vorläufig als Rumpel- und Vorratskammer. Enttäuscht kehrst Du wieder um in den Gang III, verlässt denselben durch die Tür 6 und gelangst auf diese Weise in den Hofraum A, in dem zwei Dinge Deinen lebhaften Geist fesseln. In der Mitte erhebt sich ein Pfahl in Gestalt eines Perpendikels, den eine jugendliche Hyäne sich verpflichtet glaubt, als Mittelpunkt eines Kreises, mit dessen Konstruktion sie betraut sei, zu betrachten. Sie ist gestreift, sehr wenig zu Scherzen geneigt, exzelliert durch einen Hang zur Unreinlichkeit und ist trotz meiner liebevollen Behandlung stets böser Laune. Dann wandelst Du auf die Tür Nr. 7 zu, die Dich in mein innerstes Heiligtum geleitet. Der Hofraum B ist teilweise durch den mächtigen Bitobaum 5 beschattet, in dem 12 bis 17 grosse und kleine Nester schweben; einer der Reiher schmeisst Dir vielleicht einen unlieb-samen Embryo, oder ein Ei, dem er eine schlechte Prognose stellt, an den Kopf. Indem Du neugierig Deinen forschenden Blick in den Gipfel des Baumes bohrst, erinnert Dich ein Ichneumon, das einen nagenden Angriff auf Deine Fussbekleidung unternimmt, an das

Leben zu Deinen Füßen. Unbekümmert um das beunruhigend lebhaftes Ichneumon, in dem ich das Perpetuum mobile konstatiere, pilgert eine Schildkröte, in Stumpfsinn oder in Nachdenken versunken, aus einer Ecke in die andere. Ein flügelgelähmter Falke lässt seine gelben Augen menschen- und tierfeindlich in die Ferne schweifen, und ein jugendlicher Schakal, der einen kleinen, gemeinen Hofhund simuliert, sieht Dich lauernd, perfide von der Seite an. Mit der Gegenwart der letztgenannten, wenig zu vertrautem und harmlosem Umgange disponierten Geschöpfe söhnt Dich aber sofort die liebenswürdige und offene Begrüssung von drei Individuen derjenigen Familie aus, die die Einwohner mit Karl Vogt als nahe Verwandte des homo betrachten. Ein Knäbchen mit weissem Antlitz, rotem Haar, zierlichem, schwarzem Schnurrbart und dito Augenbrauen, weissem Backenbarte, allerdings aber mit einem abnorm verlängerten Os coccygis, reicht Dir mit kindlicher Vertraulichkeit die rechte Hand, indem er in der linken ein kleines Maulwurfsfell trägt, sein einziges Besitzthum, an dem er mit grosser Liebe hängt, das ihn bei Tage nur für Augenblicke verlässt und das bei Nacht sein bescheidenes Bettchen darstellt. Seine Gattin, um vieles älter, soweit ich Affenphysiognomien zu ergründen weiss, unterliegt derselben Beschreibung, ist jedoch zurückhaltender, scheuer, wie es denn dem weiblichen Geschlechte zukommt. Solltest Du zu lange auf die knabenhaften Spiele des genannten Joko eingehen, der mittlerweile vielleicht auf Deine Schulter gehüpft ist, oder mit seinen Händen Deine Züge einer Durchastung unterwirft, so winkt und telegraphiert Dir aus der Ferne ein anderes Specimen der Halbmenschen mit seinen schwarzen Händen, Dich ihm zu nähern. Er ist etwas grösser, erfreut sich eines grauen Pelzes, kohlschwarzer Gesichtsfarbe, mit der der schneeweisse Bart energisch und interessant kontrastiert, und vorläufig unkundig der Sprache, ergreift er Deine Hand und führt dieselbe mit zärtlich bittendem Blicke an diejenigen verschiedenen Stellen seines Körpers, von denen er wünscht, dass Du dieselben kratzend bearbeitest.

So gelangst Du in meine Residenz, Zimmer E mit Anhang A, dessen Decke durch eine viereckige Erdsäule in der Mitte gestützt ist. Erschöpft hast Du zu Deiner Erfrischung vielleicht eine Guro-nuss vertilgt und gehst dann an die Vollendung der pflichtgemässen Besichtigung. Noch im Hofe B bemerkst Du das Häuschen a und halbbedeckten Raum b, Residenz Giuseppe Valpredas und Küche.

Durch die Tür 7 wieder in den Hofraum A übergetreten, bemerkst Du den Gang IV, dessen Passage Dich in den Hof D leitet. In seinem horizontalen Teile siehst Du einen mässig entwickelten Kornabaum, an den einige Schafböcke gebunden sind, wirfst einen Rückblick durch die Tür 8 in den Gang II, und von diesem durch die Tür 9 in den Pferdehof C, und biegst neugierig in den vertikalen Teil des Hofes D ein, dessen munteres Leben Dich einige Zeit zu fesseln nicht umhin kann. An verschiedenen Stellen fristen an Pfähle gefesselte Schafböcke die kurze Spanne ihres Lebens. Ein Strauss und Gattin tragen mit einer Prätension Kopf und Flügel, die niemand mehr berückt, im spärlich bemessenen Raum herum; gänzliche Hirnlosigkeit ist ihres Lebens Regel. Eine Gazelle erheitert ihre Mitgefangenen und Zuschauer durch ihre grotesken Sprünge, und zwischen diesem Getier bewegen sich Perlhühner vom Flusse Schari, drei bis vier verschiedene Entenvarietäten vom Tschad und gemeine Haushühner herum.

So, mehr weiss ich von Kuka selbst noch nicht. Lebt mit mir zuweilen in Gedanken; was ist Raum und Zeit für eine kühne Phantasie?

Adieu! Sobald der Regen aufhört und ich vom Fieber dieser Zeit verschont oder doch gelinde behandelt worden bin, gehe ich zu den Piraten des Tschad, den Budduma; später vielleicht nach Kanem und Borgu, und endlich nach Baghirmi.

P. S. Ich konstatiere mit Bedauern, dass die Aeffin sich, wahrscheinlich in Anbetracht der zu grossen Jugend des Gefährten, den ich ihr zum künftigen Gatten bestimmt hatte, in Koketterien mit dem schwarzgesichtigen, grauen Affen ergeht. Der vertrauensvolle Knabe, ohne böse Lebenserfahrungen, hat kein Arg darin.“

Bornu. — Land und Leute.

Es dürfte hier am Platze sein, einige Einzelheiten über Bornu zu berichten. Wie bei fast allen Reichen des Sudan, so hat auch bei Bornu die Geschichte bei der heutigen Ausdehnung des Landes, auf die Zusammensetzung seiner Bevölkerung und deren Charakter den weitgehendsten Einfluss ausgeübt. So interessant es an sich wäre, die Geschichte Bornus zu verfolgen, das ehemalige Reich des mittleren Sudan, das mit Kanem und dem von beiden Seiten einge-

schlossenen Tsadsee 242 701 qkm umfasst, jetzt aber zwischen Grossbritannien, Deutschland und Frankreich aufgeteilt worden ist, so müssen wir uns doch dies schon aus räumlichen Gründen versagen.

Die Kenntnisse dieses Landes verdanken wir verschiedenen Forschern, besonders dem deutschen Forschungsreisenden Dr. Heinrich Barth, dem deutschen Astronomen Dr. Eduard Vogel und Moritz von Beuermann, welche beiden letzteren ihren Mut mit dem Versuch, in Wadai einzudringen, mit dem Leben bezahlen mussten, dann Gerhard Rohlfs und dem Helden dieses Buches, Dr. Gustav Nachtigal. Nach diesen Forschungsreisenden sind verschiedentlich Expeditionen und Kriegszüge der wissenschaftlichen Erschliessung des Landes zugute gekommen.

Bornu ist ein politischer, kein geographischer Begriff. Es ist schwierig, bei den fortwährenden Veränderungen, denen die politische Ausdehnung Bornus im Laufe der Jahrhunderte unterworfen war, die Umrisse auch nur einigermaßen zu zeichnen, zumal natürliche Grenzen vielfach fehlen. Wenn man die willkürliche Abgrenzung, wie sie sich durch die Teilung des Landes unter die drei Kolonialmächte, Deutschland, England und Frankreich, ergibt, zunächst ganz ausser Betracht lässt, so gilt über die Grenzen Bornus auch heute noch im grossen und ganzen das, was Nachtigal als Resultat seiner gewissenhaften Forschungen niedergelegt hat. Die äusseren Umgrenzungen Bornus entsprechen ungefähr einem Rhombos, dessen längere Diagonale von NW. nach SO. verläuft. Der 10. und 14. ° N. wie der 10. und 16. ° östl. Greenwich bezeichnen im allgemeinen die Linie, über welche Gebiete, die zu Bornu gehören, nicht, oder doch nicht wesentlich hinausreichen. Gut begrenzt ist Bornu nur im Osten, wo der Tschadsee und sein Zufluss Schari eine natürliche Grenze bilden, leidlich gut zum Teil auch im Süden, und zwar dort, wo das zu Adamaua gehörende Mandara-Hochland eine Art von Grenzwall bildet. Alle anderen Grenzen sind mehr oder weniger unbestimmt. Zwischen Schari und dem Hochland fällt die Südgrenze Bornus ungefähr mit der Südgrenze — Musgu-Völker —, deren Gebiet für Bornu lange Zeit die Mehrzahl der Sklaven lieferte, d. h. als etwa dem 10. Grad zusammen. Oestlich des Mandara-Hochlandes reicht die Grenze nicht ganz so weit nach Süden, sie teilt hier das Gebiet der Margi-Heiden zwischen Bornu und Adamaua und geht etwa von Kofa am Yadseram in westlicher Richtung bis zum

Gogolafluss, diesem eine kurze Strecke aufwärts folgend, um dann als Westgrenze in geschwungener Linie, Katagum westlich lassend, nach NW. auf Zinder weiter zu verlaufen. Vom Schnittpunkte dieser Linie mit dem 10. Meridian läuft dann die Grenze Bornus nach dem Nordende des Tschadsees durch das Gebiet der Tuareg, deren Raubzüge gleichfalls Anlass zu fortwährenden Aenderungen der Grenze wurden. Die hier angegebenen Grenzlinien umfassen ein Gebiet von rund 140 000 qkm.

Dieses grosse Gebiet wurde zuerst auf der Karte zwischen den drei Kolonialmächten geteilt, aber erst seit dem Jahre 1903 wurde mit der Festlegung der Grenzen begonnen, eine Arbeit, die erst in allerletzter Zeit zum Abschluss gekommen ist. Der nördlichste und kleinste Teil, streckenweise vom Kondugu Yoohe begrenzt und nördlich von diesem gelegen, gehört zum Gebiet der französischen Sahara. Der grösste, mittlere Teil bildet als Britisch-Bornu das nordöstlichste Gebiet der Kolonie Northern-Nigeria und wird im Osten gegen die zur deutschen Kolonie Kamerun gehörenden östlichen und südöstlichen Teile, die deutschen Tschadseeländer, begrenzt durch den Yadseram und die Wasserläufe, die zur Regenzeit die Verbindung zwischen diesem Fluss und dem Tschadsee herstellen. Nur westlich Dikoa macht die Grenze eine kleine Ausbuchtung über den Yadseram nach NW. hinaus, die die zu Dikoa gehörenden Ackerländer umfasst.

Der Kaiserliche Oberleutnant a. D. Dr. Arnold Schultze hat in einem (bei Baedeker, Essen, erschienenen) vortrefflichen Werke „Das Sultanat Bornu“, dieses nach den verschiedensten Richtungen geschildert und besonders Deutsch-Bornu seine Aufmerksamkeit zugewandt. Wir folgen hier seiner Darstellung.

Unter der Bevölkerung Bornus nehmen die Kanuri, ein Mischvolk, die grössten Gebiete des Landes ein. Aeusserlich steht der Kanuri im allgemeinen durch plumperen Knochenbau und ausgesprochene Negerphysiognomie weit hinter vielen anderen Stämmen des Landes zurück. Man kann ihn wohl als einen hässlichen, grobknochigen Volksschlag bezeichnen, dessen Frauen sich ausserdem noch durch das Rotfärben der Zähne und den unvermeidlichen Korallenpflock oder Metallknopf im Nasenflügel wenigstens für europäische Schönheitsbegriffe entstellen. Im Charakter zeigen sie Unzuverlässigkeit, Hang zum Wohlleben und echt negerhaften Leichtsinn.

Das, wodurch sich die Kanuri von den anderen Völkerschichten auszeichnen, ist, trotz der unverkennbaren Genusssucht, ihr Fleiss, der die mühsamere Arbeit, wie so vielfach im Sudan und überhaupt in fast allen Negerländern, nicht nur den Frauen und Sklaven überlässt, und den so reichen Anbau des Landes ermöglicht hat. Trotz dieser Regsamkeit scheint manches verloren gegangen zu sein, was man als Zeichen einer höheren Kultur ansehen kann. Unverkennbar ist überall der Einfluss des Islam, der, allerdings oft rein formell, die herrschende Religion des Landes ist und trotz der Berührung mit der fanatischen Sekte der Senussiten — in der östlichen Sahara — in durchaus toleranter Weise gehandhabt wird. Andererseits lässt sich kaum leugnen, dass der Islam den tief eingewurzelten Hang zur Sklavenjägerei, dem erst in letzter Zeit durch die europäischen Mächte ein Riegel vorgeschoben wurde, in jeder Beziehung begünstigt hat. Die Satzungen des Koran werden recht lax befolgt, das zeigt sich vor allen Dingen im wenig abgeschlossenen Leben der äusserst gefallsüchtigen Kanurifrau, die sogar eine gewisse Rolle in der Oeffentlichkeit spielen kann und auch, abgesehen hiervon, nichts von der Zurückhaltung ihrer Schwestern in den streng mohammedanischen Ländern zeigt. Diese Freiheit geht soweit, dass, wenigstens in den grösseren Städten, die Frauen sich auf den Strassen zeigen und ein überaus leichtfertiges Benehmen zur Schau tragen, von dem sogar die Damen aus königlichem Geblüt keine Ausnahme machen.

Dass in einem so rein mohammedanischen Lande, wie es Bornu ist, abgesehen von Verzierungen an Häusern und Geräten, nichts von bildender Kunst anzutreffen ist, liegt auf der Hand. Dagegen wird der Musik ausgedehnte Pilege zuteil, und so finden sich neben langen „Aidatrompeten“ und der im ganzen Sudan verbreiteten „Algeitaru“, einem Blasinstrument mit schreiendsten Dissonanzen, auch vielfach Saiteninstrumente, mittels deren man sehr ansprechende Melodien hervorbringt. Musik findet in Bornu die vielseitigste Anwendung, muss sogar dazu herhalten, die Leute auf dem Felde zu flotter Arbeit anzuspornen. Auch dass die Tracht der Bevölkerung seit Denhams Zeiten, ohne dass der europäische Einfluss der vorherrschende ist, gewissen Moden unterworfen war, lässt sich vielleicht als ein Zeichen höherer Kultur ansehen. Tobe und Burnus, früher die ausschliessliche Bekleidung der Männer, sind heute vielfach durch die von Rabadh eingeführte Kleidung der Derwische verdrängt worden.

Die Kanuri verwenden auf ihr Aeusseres grosse Sorgfalt und zeigen Vorliebe für kostbare Stoffe, wie solche neben den im Lande verfertigten trefflichen Baumwollengeweben über Tripolis und den Niger eingeführt werden, daher mag es kommen, dass ihr Geschmack sich fortwährend ändert.

Häuser und Geräte sind nicht in dem Umfange Wandlungen unterworfen gewesen wie die Bekleidung, und so haben sich diese noch in der Form erhalten, wie sie die ersten Reisenden in Bornu vorfanden und wie vor allem Nachtigal sie so ausführlich schildert. In allen Dörfern oder in den Vorstädten trifft man runde Hütten mit kegelförmigen Dächern in der Form, wie sie ähnlich im ganzen Sudan wiederkehrt. Der Unterbau besteht entweder aus Lehmwänden oder aus einem Holzgestell mit Mattengeflecht, das Dach aus verschiedenem Material, meistens aus Halmen der vorkommenden Getreidearten. Die oberste Spitze des Hauses, das meist dicht von Kürbisranken überzogen ist, trägt vielfach als Symbol der Fruchtbarkeit ein Straussenei. In den Städten finden sich mehrfach ein-, selten zweistöckige Häuser von rechteckigem Grundriss mit dicken Luftziegel- oder Lehmwänden und den im ganzen Orient üblichen flachen Dächern. Mehrere dieser Häuser sind aus Lehmmauern, die keinen Einblick von aussen gestatten, zu einem Gehöft verbunden. In dieser Bauart sind die Wohnungen aller Würdenträger, auch die minaretlosen Moscheen gebaut. Die kahlen Mauern entbehren im allgemeinen jedes Schmuckes, nur die Wände und viereckigen Reliefs sind geschmückt. Es wird zum Häuserbau nur Material verwandt, das sich im Lande befindet, Holz, Lehm — oft mit Kuhmist vermischt — und Matten der verschiedensten Art. Trotz ihrer scheinbaren Solidität gewähren sie dennoch nicht denselben Schutz gegen die Unbilden der Regenzeit, wie die Hütten mit kegelförmigem Dache, das ein besseres Ablaufen des Regens gestattet.

Die Dörfer, in denen die Rundhütten vorwiegen, sind in der Regel offen, dagegen sind die Orte, deren Bedeutung durch das Vorherrschen massiver Bauten äusserlich schon zum Ausdruck kommt, von einer mehr oder weniger ansehnlichen, auf der Innenseite treppenartig nach oben verjüngten Lehmmauer umgeben, die sogar für die Aufnahme von Kanonen eingerichtet sein kann. Keiner grösseren Stadt fehlt der „Dendal“, die Königstrasse, auf der sich, abgesehen vom Markte, tagsüber das regste Leben abspielt. Die innere Einrichtung der Häuser ist ausserordentlich einfach und entbehrt viel-

fach des Behagens, das im allgemeinen auf die mit Hausrat angefüllte Rundhütte beschränkt ist, wo unter den Geräten besonders die geschmackvoll verzierten Kalebassen und sorgsam geflochtene Korbdeckel auffallen.

Unter den Beschäftigungen, die das tägliche Leben der Kanuri ausfüllen und die fast durchweg in weitgehendster Weise das Prinzip der Arbeitsteilung und die Herausbildung von Provisionen erkennen lassen, stehen die obenan, die sich mit der Ausnutzung des Ackerbaues, dessen einziges Gerät, wie überall im Lande, die Hacke ist, und der Viehzucht befassen. Ganz besondere Sorgfalt lässt der Kanuri — diese Gepflogenheit zum Teil auch auf andere Völkerschaften Bornus übertragend — den Gärtnereien zuteil werden, die in der Trockenzeit mittels künstlicher Bewässerung auch dann die Ausnutzung des Bodens und die Versorgung mit Gemüse aller Art ermöglichen. Diese Gärtnereien, in Gestalt zahlloser, kleiner, nebeneinander liegender rechteckiger Beete, die — ähnlich dem Giessbett eines Hochofens — durch Rinnen untereinander verbunden sind, werden mittels Schöpfvorrichtung aus tiefen Brunnen, in deren Anlage die Kanuri Meister sind, oder aus den noch bestehenden Wasserlachen der ausgetrockneten Flüsse berieselt.

Der Reichtum der Kanuri an Vieh ist stellenweise ausserordentlich gross, und die gute Pflege, die sie vor allem ihren Pferden zuteil werden lassen, ist unverkennbar eine von ihren arabischen oder hamitischen Stammeltern ererbte Eigenschaft. Damit steht sehr gut im Einklang die grosse Tierliebe der Kanuri, die einen sympathischen Zug in ihrem Wesen bildet und wohl der Grund dafür ist, dass sie sich mit dem Einfangen wilder Tiere und deren Zähmung befassen. Die Rinderherden, von denen ein Teil als Lasttiere verwandt wird, versorgen die Kanuri in erster Linie mit Milch, die indessen niemals in frischem Zustande genossen wird, sondern vorher durch Beimischung mit Kuhurin zum Gerinnen gebracht wird. Auch die Butter, die die Kanuri überall herzustellen wissen, hat stets den fatalen Beigeschmack des unappetitlichen Milchzusatzes. Der Fischfang wird eifrig auf den Flüssen mit kleinen Netzen betrieben, wobei der fischende Mann von zwei durch eine Stange verbundenen Kürbissen — wie sie auch sonst zur Herstellung von Flößen gebraucht werden — über Wasser gehalten wird.

Während sich in die Arbeiten der Landwirtschaft Mann und Frau teilen, fällt die Herstellung industrieller Erzeugnisse, so bei-

spielsweise selbst die kunstvolle Strickerei der Frauenhemdchen, fast durchweg den Männern zu. Die beiden Erzeugnisse, die vorherrschenden, sind die der Textil- und Lederindustrie. Jene entnimmt ihren Rohstoff den reinen Baumwollfeldern des Landes, deren Flocken, zunächst zu handbreiten Gewebstreifen verarbeitet, schon in dieser Gestalt ein Wertobjekt bildet und dann zu den mannigfachen Gewändern zusammengenäht wird. Die Färberei dieser Gewänder und das Besticken mit geschmackvollen Mustern ist, besonders in den grossen Städten, ein weiterer Industriezweig. Aus den Häuten des geschlachteten Viehes weiss der Kanuri ein treffliches, meist rot gefärbtes Marokkoleder herzustellen, das dann vielfach im Lande selbst zu dauerhaften und schön gemusterten Gegenständen, wie Kissen, Reisetaschen und Patronengurten, aber auch Reitstiefeln, Pantoffeln u. dgl. mehr verarbeitet wird. Eine nicht unbedeutende Rolle spielen daneben noch die Produkte der Salzsiedereien, die zum Teil sogar noch die Asche salzhaltiger Pflanzen ausnutzen, und der Schmiede, die sich, obschon sie das Rohmaterial für ihre Erzeugnisse meist von auswärts beziehen müssen, sogar an die Herstellung von Kanonen gewagt haben.

Die Erzeugnisse des Landbaues und der Industrie, nur zum kleineren Teil unter der Hand verkauft, sind Gegenstand des lebhaftesten Warenaustausches auf den Märkten der Städte und grösseren Dörfer. Die verschiedenen Warengattungen bekommen hier ihre besonderen Viertel zugewiesen, die zugleich zur Werkstätte für viele Industrieerzeugnisse werden; und unter der Aufsicht eines besonderen Beamten, des „Maisuk“, und bei der Anwesenheit zahlreicher Auktionatoren und Makler entfaltet sich auf den Märkten, besonders zur Mittagszeit, ein fast internationales Treiben und Gedränge sondergleichen, das besser als alles andere die wirtschaftliche Regsamkeit der Kanuribevölkerung zeigt. Hier ist ihr Gelegenhcit geboten, ihre kaufmännische Veranlagung zur Geltung zu bringen, die allerdings auch heute noch mit jener Unzuverlässigkeit und Wortbrüchigkeit — selbst bei höheren Beamten — verknüpft ist, über die schon Leo klagte. Dagegen ist der kriegerische Sinn — und die Geschichte der letzten Jahre beweist es zur Genüge — immer mehr verloren gegangen.

Von den im eigentlichen Bornu ansässigen hamitischen Stämmen, die mit zur Bildung der Kanurirasse beigetragen haben, sind nur die Kanembu, die Bewohner Kanems, noch auf einem

schmalen Streifen längs des südwestlichen Tschadseeufers anzutreffen. Zu den vor der Einwanderung der Kanuri in Bornu eingesessenen Stämmen gehören eine ganze Reihe solcher, die, im Volke der Eroberer aufgehend, ihre Merkmale eingebüsst haben, während andere ihre Eigenart erhalten haben und auch heute wohl noch von jenem unterschieden werden können: der wichtigste und grösste Volksstamm ist der der Massa im westlichen und südwestlichen Bornu, zu dem wohl Barth, wie auch Nachtigal, auf eingehende Sprachstudien gestützt, die Makari oder Kotoko, die Tschadseeinsulaner, die Camgerhu, die Mandara oder Wandala und die Musgu rechnen. Kulturell stehen von diesen die Makari oder Kotoko und die von ihnen kaum zu trennenden Logoneleute am höchsten, obwohl hier der Islam zu Barths Zeiten nicht älter als sechzig Jahre war. Diese Völkerschaften bewohnen das grosse Ueberschwemmungsgebiet zwischen Schari, Logone und dem verbindenden Kanalsystem nördlich etwa des 11. Parallels, tragen zudem ein ernsteres, gesetzteres Wesen (das ihnen übrigens den Ruf der Zauberei eingetragen hat) als dieses leichtlebige Mischvolk zur Schau, scheinen dafür aber auch zuverlässiger und energischer zu sein. Der grösseren Gediegenheit ihres Charakters entspricht auch ihre sonstige Lebensweise. Schon im Bau ihrer Ortschaften zeigt sich das. Mannigfach ist die Form der soliden, oft zweistöckigen Lehmbauten, die durch Wechsel im Aussehen der Haustüren und Fenster und durch den krenelierten Rand der dicken, mit Türmchen verzierten Mauern ein gefälliges Aeussere zeigen. Durch zahlreiche Nischen und winklige, schmale Gässchen, die durch hohe Mauern mit sehr engen Toren zu einem Ganzen zusammengefasst werden, erinnern die Städte, wie Afade, Gulfei, Kusseri, Logone (Karnak) an eine geräumige Burganlage des Mittelalters.

Wo so viel urbaner Sinn zum Ausdruck kommt, ist natürlich die Industrie hervorragend entwickelt; so trifft man neben vorzüglichen Fabrikaten der Weberei im ganzen Gebiet ausserordentlich feine Flechtarbeiten, und die in dreifarbigen Mustern geflochtenen Logonekörbe gehören zu dem Schönsten, was es an industriellen Erzeugnissen im mittleren Sudan gibt. Daneben wird aber auch der Landwirtschaft sorgsame Pfllege zuteil, zumal die Bevölkerung ziemlich dicht wohnt und zudem aussergewöhnlich grosse Mengen einer sehr konsistenten Nahrung nötig hat.

Während von den verwandten Stämmen die mohammedanischen Wandala oder Mandara schon in ihren Lebensgewohnheiten sich in etwas dem Gebirge anpassen mussten, das ihre Gebiete nach Süden hin begrenzt und das diesem Stamme seinen — sehr wenig bezeichnenden Namen — verdankt, sind die Tschadseeinsulaner, zum Teil übrigens mit Kanembu oder anderen Stämmen vermischt, die Verkörperung eines Volkes, das halb auf dem Wasser lebt. Auch sie, zum grossen Teil Mohammedaner, zerfallen in zwei grosse Unterstämme. Die Yedina der Budduma bevölkern den nördlichen grösseren Teil des Tschadseearchipels, die Kuri den kleineren südlicheren. Während jene grosse Barken bauen, die sonderbarer Weise denen der Schari ähneln, daneben allerdings auch kleinere Fahrzeuge aus Ambatschholz besitzen, ist das von den Kuri gebrauchte Transportmittel, obschon eine Nachahmung der auf dem Schari gebrauchten Barken näher liegt, weiter nichts als ein kanuartiges Bündel aus Ambatschstämmchen. Grössere Stücke dieses leichten Materials, die der einzelne Mann — Kuri sowohl wie Budduma — bei seinen Jagd- und Raubzügen mit sich führt, ermöglichen es, in bequemster Weise auch jene Stellen zu passieren, wo zwar das Wasser geschwunden ist, dafür aber metertiefer Schlamm zu einem gefährlichen Verkehrshindernis wird. Diese treffliche Anpassung an die ständig sich ändernden Wasserverhältnisse des schwer zugänglichen Sees mag mitbestimmend gewesen sein für den Hang der Tschadseeinsulaner zu Räubereien, obschon sie in den eigenen Aeckern und Viehherden, dem Reichtum an Wild und Fischen, genügende Hilfsquellen haben. Wenn sie auch mit dem einen oder dem anderen der Uferdörfer in freundschaftlichem Tauschverkehr stehen, so bedeuten sie im grossen und ganzen für die Anwohner des Tschadsees doch das, was die Tuareg für die Gebiete nördlich des Komadugu von Yoo sind; und die Piraten des „Tsade“ mögen hinter den gefürchteten Räuberbanden der südlichen Sahara an Kühnheit kaum zurückstehen.

Am meisten Beachtung von den zu den Massa gehörigen Stämmen verdienen zweifellos die heidnischen Musguvölker, einmal wegen der dichten Bevölkerung, die sie bilden, dann aber auch wegen mancher völkerkundlich interessanten Gebräuche. Sie bewohnen das Ueberschwemmungsgebiet vom Schari und Logone südlich des 11. Grades, und zwar die fruchtbarsten Striche dieser Niederungen. Die Logoneufer sind derartig dicht bewohnt, dass man die

zwischen den Orten Mushum und Mohore liegende, etwa 50 km lange Strecke wohl als ein einziges grosses Dorf bezeichnen kann. Das Merkwürdigste an diesen Dörfern sind die bienenkorb- oder tiaraähnlichen Lehmbauten, die an der Aussenseite zahlreiche Wülste tragen. Im Musgugebiete findet man eine hohe Entwicklung des Landbaues, selbst künstliche Düngung der Aecker, in den neu-angelegten Pflanzungen baut man den unentbehrlichen Tabak. Man hat für die zahlreichen Bienenschwärme allenthalben in den grösseren Bäumen Brutstätten in Gestalt von ausgehöhlten Stämmen angelegt, sammelt das Heu in Bündeln für die reichen Viehherden und versteht den natürlichen Reichtum der Flüsse an Fischen durch sinnreiche Fangvorrichtungen auszunutzen. Harmloser, zugänglicher und weniger misstrauisch als die Musgu sind die heidnischen Margi, die die südlichen Distrikte Bornus westlich des Mandargebirges und einen Teil dieses Hochlandes bewohnen. Die Margistämme wohnen zum Teil in Bergzufluchten, deren Besuch heute noch nicht ganz gefahrlos ist. Westlich schliessen sich an die Margi als Grenzvölker Bornus einige wohl durchweg heidnische Stämme des britischen Gebietes an, über die wir auch heute noch wenig mehr wissen, als das, was uns Nachtigal auf Grund eingezogener Nachrichten überliefert hat. Es sind dies die Babir südlich Gudjiba sowie die Kerrkerri und Ngizzem zwischen Gudjiba und Katagum. Inmitten aller Bornuprovinzen, in denen auch noch die Kanurisprache die herrschende ist, am Mittellaufe des Komadugu Yoo, und in der Berglandschaft Munio liegen die Sitze der hauptsächlich von Salzindustrie lebenden Manga und der, wahrscheinlich mit ihnen verwandten Bedde; und an sie schliesst sich nach Westen und Nordwesten das Gebiet der Haussa an, die im Zinder das herrschende Element bilden.

Als Grenzvölker Bornus sind schliesslich noch die schon geschilderten Tibbu oder Tubu und Tuareg (Tuarik) oder Kindin anzusehen, beides Volksstämme, die von jeher eine Ursache ständiger Beunruhigungen für die nördlichen Provinzen waren. Wichtig und verhängnisvoll ist die Rolle, die die berberischen Tuareg in den Provinzen nördlich des Komadugu gespielt haben. Von Barth als ehemals „integrierender Teil“ der Bevölkerung von Bornu angesehen, haben sie sich später losgerissen und seitdem, unter Vermeidung offener Kämpfe, das Land fortwährend durch ihre plötzlichen Ueberfälle, die der Erbeutung von Sklaven und Vieh galten, beunruhigt und so die Strassen nach dem westlichen Sudan zeitweilig voll-

ständig gesperrt, ja die Bebauung des Landes zum Teil unmöglich gemacht. Die Zustände in diesen Gegenden waren so unsicher, dass die Sultane sich schliesslich genötigt sahen, einen eigenen Katchella gegen die Raubzüge der Tuareg einzusetzen, und neuerdings haben sie auch die französischen Garnisonen andauernd zum Einschreiten veranlasst. Auf alle Fälle sind die Tuareg das bei weitem unruhigste und gefährlichste Glied der Bevölkerung ganz Bornus.

Neben den genannten Stämmen treten noch in Bornu zwei Bevölkerungselemente auf, die in meist zusammenhanglosen grösseren oder kleineren Kolonien über das Land zerstreut sind und, obschon ganz verschiedener Herkunft, dennoch rein äusserlich gewisse Aehnlichkeit zeigen und tatsächlich auch in freundschaftlichen Verkehr miteinander getreten sind, die semitischen Araber und die hamitischen Fulbe.

Nachtigal hat die gesamte Bevölkerung Bornus auf 5 Millionen Köpfe geschätzt. Arnold Schultze ist der Meinung, dass mindestens noch 500 000 hinzuzuzählen seien. Von der so erhaltenen Zahl glaubt er, dass im Gegensatz zur amtlichen Denkschrift von Kamerun, die die Gesamtbevölkerungszahl der gesamten Kolonie mit 1,3 Million angibt, mindestens ein Drittel auf den besonders dicht bevölkerten deutschen Anteil Bornus kommen.

Hochinteressant ist, was Dr. Schultze über die Haupterwerbsquellen der Bevölkerung Bornus sagt. Allen voran steht der Ackerbau, für den Bedingungen vorhanden sind, wie kaum sonst in einem Tropenlande der Erde. Das uneingeschränkte Lob, das Barth den südlichen Musguländern zuteil werden lässt, die er als „die fruchtbarsten und am reichsten bewässerten Striche der Erde“ bezeichnet, gilt für viele andere Gebiete des Sultanats mit demselben Rechte; eigentlich schlecht ist kein Gebiet, denn auch die Firkigegenden, die nur dank der schnellen Austrocknung heute fast unbrauchbar sind, wären sicherlich bei den Arbeitsmethoden einer höheren Landwirtschaft nutzbar zu machen. Es gibt weite Strecken in den Niederungen Bornus, die ein einziges, weites Ackerfeld darstellen. Und welcher Ueberfluss an allen Bedürfnissen wird heute, bei der primitiven Hackkultur, dem Boden abgerungen, und was liesse sich aus dem Lande herausholen und allein durch Einführung des Pfluges! Es ist nicht daran zu zweifeln, dass die intelligente, arbeitsame Bevölkerung, die mit den einfachsten Mitteln solch mustergültige Gärtnereien anzulegen versteht, die schon seit langem selbst den Wert

der künstlichen Düngung erkannt hat, sehr bald den Segen der Pflugkultur begreifen würde. Das geeignete Zugtier, das Buckelrind, ist überall vorhanden, und dass es sich als Pflugbespannung eignet, haben Versuche, die man in Südkamerun damit angestellt hat, hinlänglich bewiesen.

Es wird heute so ziemlich jedes Ackerprodukt des Sudan in Bornu in reichlicher Menge erzeugt, und zwar weit billiger als irgendwo sonst in Innerafrika, ein Umstand, auf den bereits Barth aufmerksam gemacht hat. Von grösster Bedeutung ist es aber, dass gerade die Pflanze, die heute weltwirtschaftlich die wichtigste ist, die Baumwolle, in Bornu eine ihrer ältesten Kulturstätten hat. Die Güte der im Lande erzeugten Baumwolle wird durch die Tatsache erwiesen, dass die im Sudan in reichlicher Menge hergestellten Zeuge von den Eingeborenen den aus Europa eingeführten billigen Baumwollstoffen bei weitem vorgezogen werden. Und das alles bei der ursprünglichen Herstellungsweise der einheimischen Gewebe! Wenn schon Barth mehrfach betont, dass längst nicht alle für den Baumwollbau geeigneten Gebiete Bornus ausgenutzt werden, welche Möglichkeiten eröffnen sich da erst für diesen Zweig der Landwirtschaft bei Verwertung aller Baumwollböden nach Einführung besseren Saatgutes und vor allem intensiverer Kulturmethode. Bornu mit seinem regelmässigen Klima ist weit günstiger gestellt als manche andere Baumwollkulturzentrale, die Südstaaten Nordamerikas beispielsweise mit ihren unberechenbaren Wetterverhältnissen — und hat zweifellos eine Zukunft, soweit dieses Erzeugnis in Betracht kommt. Neben der Baumwolle treten an Wichtigkeit die anderen pflanzlichen Erzeugnisse Bornus vollkommen in den Hintergrund, jedoch kann der Anbau mancher wertvollen Ackerprodukte, die in den Ausfuhrstatistiken anderer afrikanischer Gebiete heute bereits eine Rolle spielen, gleichfalls eine bedeutende Steigerung erfahren; dahin gehört vor allem die Erdnuss und der Sesam.

Fast die gleiche Pflege wie der Ackerbau hat in Bornu von jeher die Viehzucht gefunden. Obenan steht die Zucht des Rindes. Man erhält einen Begriff von dem ungeheuren Reichtum Bornus an Rinderherden, wenn man die Schilderungen der Musguländer liest. Kund schätzt in diesen Gebieten, wo sich Dorf an Dorf reiht, den einzelnen Ort von etwa 100 Gehöften, auf 200 bis 250 Stück Grossvieh. Selbst wenn man in Betracht zieht, dass nicht alle Gebiete für die Viehzucht geeignet sind, so vor allem die, in denen grössere

Waldparzellen die Haltung von Rindern erschweren, darf man wohl annehmen, dass Bornu eines der an Grossvieh reichsten Länder des schwarzen Erdteils ist. Auch die Herden an Kleinvieh sind stellenweise nicht unansehnlich, werden aber mehr in den weniger von der Natur begünstigten Gegenden Bornus angetroffen.

Bei der Nähe der Sahara war es nur natürlich, dass man in Bornu frühzeitig die Zucht des Kameles und Pferdes aufnahm. Während sich die Zucht des Kameles als wenig aussichtsreich erwies, steht die Pferdezucht immer noch in Blüte, begünstigt wird sie durch die Möglichkeit der Blutauffrischung, da jederzeit von Norden her neues Zuchtmaterial eingeführt werden kann. Trotzdem scheint es, als ob dieser Wirtschaftszweig seit Denhams und Barths Zeiten nicht die Entwicklung genommen hat, wie man nach den Schilderungen jener Reisenden erwarten könnte. Barth hat bei einer Truppschau — es handelte sich dabei allerdings um eine Versammlung der gesamten, berittenen Streitkräfte des Landes — 10 000 Pferde an einer Stelle gesehen, aber es ist fraglich, ob sich auch heute diese Zahl wieder zusammenbringen liesse, wenn man auch in Betracht ziehen muss, dass die Veranlassung für solche Versammlungen wohl für immer aufgehört hat. Das Vorhandensein einer so hoch entwickelten Landwirtschaft, zu deren Hauptprodukten Baumwollbau und Viehzucht gehören, musste bei der dichten Bevölkerung naturgemäss eine vielartige Industrie im Gefolge haben.

Alles, was die Industrie Bornus geleistet hat — nicht nur in Erzeugung von Textil- und Lederwaren —, zeigt, dass hier dem europäischen Handel die Aufgabe, Bedürfnisse zu schaffen, um Absatzgebiete für heimische Fabrikate zu finden, zum grossen Teil bereits abgenommen ist. Hierbei kommt nun allerdings mit in Betracht, dass Bornu dasjenige der mohammedanischen Länder Inner-Afrikas ist, das zuerst vielleicht von allen in Handelsbeziehungen zu fremden Völkern trat und so frühzeitig auch mit abendländischen Erzeugnissen in Berührung kam.

Für den Handelssinn der Bevölkerung Bornus spricht weiter das verhältnismässig gut entwickelte Geldwesen, das Barth bereits vorfand. Neben dem vielfach gebräuchlichen Tauschverkehr war damals der Kauf gegen Zahlung von Geld allgemein üblich. Das älteste Zahlungsmittel war eine bestimmte Kupfermenge, das „Rottl“, eine Bezeichnung, die auch nach Einführung anderer heute noch gebräuchlicher Geldarten als Münzeinheit beibehalten wurde. Zu

diesen Geldarten gehört der „Gabag“ genannte Baumwollstreifen, von denen vier einem „Rottl“ entsprachen. Kurantmünze war damals und selbst noch vor kurzem, der in der islamitischen Welt als Zahlungsmittel weit verbreitete Maria-Theresia-Taler, die eigentliche Scheidemünze der Kaurimuschel, von der zu Barths bzw. zu Nachtigals Zeiten je nach dem Kurs 3000 bis 4000 auf einen Taler, 32 auf einen „Rottl“ gingen. Trotzdem der Kurs festgesetzt war, kamen dennoch bedeutende Schwankungen vor und machten den Geldverkehr immerhin etwas kompliziert. Erst in allerletzter Zeit sind die europäischen Münzeinheiten der in Betracht kommenden Kolonialmächte offiziell eingeführt worden, vermögen naturgemäss aber nur ganz allmählich die bisher üblichen Zahlungsmittel zu verdrängen.

Die deutsche Kolonie Kamerun ist in der glücklichen Lage, dass die bei weitem kürzeste, ideale Verbindungslinie zwischen dem Meere und Bornu, dem Brennpunkte des Sudan, liegt, — durch ihr Gebiet läuft die Linie Bucht Biafra-Tschadsee. Diesen glücklichen Umstand auszunutzen, ist die Pflicht des Deutschen Reiches. Barth, Rohlfis und Nachtigal haben vor vielen Jahren den hohen Wert der Tschadseeländer übereinstimmend erkannt, und jeder, der sie aus eigener Anschauung kennt, wird sich gern dem Urteil Nachtigals anschliessen:

„Es gibt sehr viele tropische Länder, in denen durch mächtige Ströme und Wechsel von Berg und Tal die Natur gewaltiger und reicher, die Schönheit grossartiger erscheint, in denen die Vegetation üppiger und der Boden fruchtbarer sein mag, doch in Inner-Afrika kaum ein Land, in dem eine den reichen Kräften des Bodens entsprechende Betätigung des Menschen ein wohlthuenderes Bild ge-
deihlicher Entwicklung entfaltet hat.“

Diese Entwicklung ist gleichwohl nicht in dem Tempo vorangeschritten, die das reiche und glückliche Land verdient hätte. Schuld daran trägt die Unzulänglichkeit der natürlichen Zufuhrstrassen. Nur eine Eisenbahn kann hier Wandel schaffen; sie erst würde die volle Ausnutzung des reichen Baumwollbodens und der andern Hilfsquellen jener Länder ermöglichen. Die Verhältnisse liegen sehr günstig, weil die technischen Schwierigkeiten für den Bahnbau auf der Linie Bucht Biafra-Tschadsee nicht allzu grosse sind und weil die Bahn, deren erste Strecke Bonaberi—Manenguba-Gebirge im Jahre 1910 fertiggestellt ist, in keinem Stadium der

Fertigstellung ein Torso bedeutet, da sie überall durch entwicklungsfähige Strecken führen wird. Erst die Eisenbahn wird den hohen Wert der reichen Tschadseeländer, so wie sie es verdienen, offenbaren: ohne eine solche stellen sie nach wie vor nur ein totes Kapital dar!

Bei den Nomaden.

1. Die Aulâd Solimân und die Reise nach Kânem.

Nachtigal hatte lange sich mit dem Plan getragen, die Inselwelt des Tsade zu besuchen. Plötzlich traf eine Nachricht in Kuka ein, die sein ganzes Projekt zerstörte und ganz Bornu in die höchste Aufregung versetzte. Es erschienen nämlich am 6. Januar, als sich Nachtigal bei Lamînos befand, um die Vorbereitungen zur Reise zu besprechen, zwei Schôa aus dem Stamme der Salâmât, die in Kotôko ansässig waren, mit beunruhigenden Nachrichten aus Wadai, wo sie zum Ankauf von Kamelen gewesen waren. In Kuka bestand grosse Furcht vor den Einfällen des sehr kriegerisch gesinnten Königs Alîs, um so mehr, als der Vater und Vorgänger Alîs, Mohammed Scherif, ohne einen Grund vor 25 Jahren in Bornu eingefallen und im ganzen siegreich gewesen war. Obwohl sichere Nachrichten nicht zu erlangen waren, so erklärte dennoch Scheich Omar unserem Forschungsreisenden, dass er seine Reise zu den Kurî und Badâma nicht zugeben könne, bevor nicht der Friede wieder hergestellt sei.

Zu gleicher Zeit traf Nachtigal ein schwerer Schlag, indem Lamîno, sein zuverlässigster Ratgeber und Freund, plötzlich durch den Tod hinweggerafft wurde. In der ganzen Stadt sah man, dass der Tod dieses Mannes als eine allgemeine Kalamität empfunden wurde. Die Geschäfte ruhten; der heitere Sinn der hauptstädtischen Bevölkerung schien für einige Tage erstorben; man sprach und dachte an nichts, als an den grossen Verlust. Ein Schrecken für Diebe und Verbrecher, war er andererseits ein Trost für die Armen und Unterdrückten gewesen, und Hunderte, die tagtäglich in seinem Hause gespeist worden waren, belagerten in stummem Schmerz den Platz vor seinem Hause.

Nur die Mehrzahl der Kôkenâwa, denen der Verstorbene streng auf die Finger gesehen und deren Intrigen er oft genug furchtlos durchkreuzt hatte, trugen den Schmerz nur zur Schau, um ihre ge-

heime Freude zu verbergen. Nur wenige derselben waren ihm befreundet gewesen. Einige hatten ihn gehasst, und die meisten sich wenigstens unter seinen Augen unbehaglich gefühlt. Jetzt suchten sie das zugängliche Gemüt des Herrschers durch Schmeichelei zu trösten und trotz seines Wohlwollens und seines unleugbaren Verstandes schloss sich dieser in der Schwäche seines Charakters nur um so enger an seine elende Umgebung. Er fand auch wohl, trotz seines guten Herzens, einen geheimen Trost in der Aussicht auf das grosse Vermögen des Toten, das ihm nach der Landessitte zum grössten Teil zufiel, und in dem Bewusstsein, nun weniger bevormundet zu werden.

Der Eunuch-Schatzmeister des Palastes erschien sofort nach erfolgtem Tode im Trauerhause, um sämtliche Vorratskammern und Magazine mit Vorlogeschlössern zu versehen und liess nur denjenigen Teil des Hauses offen, in dem die Frauen wohnten und die vornehmsten Sklaven des Hauses die Kondolenzbesuche empfangen. Bei Nachtigals Beileidsvisite im Königlichen Palaste nach einigen Tagen fand er die Kôkena in heiterster Stimmung. Jeder Kôkena freute sich schon darauf, einen Teil der Verwaltung des Verstorbenen zu erben, und der Scheich ergötzte sich an den blendenden Ziffern, die ihm vorgelegt waren. Die Hinterlassenschaft hatte, wie man sagte, mehrere tausend Sklaven, nahezu 1000 Hengste und viele Zuchtstuten, einige tausend Stück Rindvieh, 27 Kammern mit Vorräten in Stoffen und andern Marktwerten, etwa 1000 Schwerter, 500 Schilde, mehrere hundert Flinten und Karabiner, 200 Panzerhemden und 20 000 bare Maria-Theresia-Taler, eine für dortige Verhältnisse allerdings höchst glänzende Hinterlassenschaft, ergeben.

Nunmehr musste Nachtigal jede Hoffnung auf die Tsadse-Reise aufgeben. Nun war Ende Januar eine Karawane der ruhelosen Araber Kanems angekommen, die etwa 100 Kamele, das Ergebnis ihrer letzten Räubereien bei den Tubu, Bidjât und Mahâmîd-Arabern Wadâis, eine grosse Menge Borkûdatteln und Butter, die sie von den Rinder züchtenden Stämmen Kanems eingetauscht hatten, auf den Markt von Kûka brachten. Die Karawane war nur klein, denn vor Monatsfrist waren ungewöhnlich zahlreiche Wadâi-Scharen im Bahar-el-Ghazâl erschienen, und wenn dieselben auch bald darauf plötzlich verschwunden waren, so hatten doch die Araber ihre Rückkehr besorgt, da sie keine Nachrichten über die Vorgänge in Baghirmi hatten, und nicht in grösserer Anzahl ihr Gebiet zu ver-

lassen gewagt. Die Angekommenen waren fast alle Mghârba, und der Stamm der Aulad Soliman war nur durch Hazaz, Sohn Bû Alâqs und Neffe des gleichnamigen Rats Herrn von Kuka, vertreten.

Als Nachtigal ihnen mit Bu Aischa, ihrem Stammgenossen einen Besuch machte, gefielen ihm die Leute trotz ihres bösen Rufes recht gut, und er hatte besonders mit Hazaz lange Gespräche über Kanem, den Bahar-el-Ghazâl und Borkû, die sein lebhaftes Interesse erregten. Da sie beabsichtigten, in einigen Monaten nach der letztgenannten Wüstenlandschaft aufzubrechen, die sie als ihr Eigentum betrachten, um die Dattelernte einzuheimsen, so fasste er sofort den Plan, sich ihnen anzuschließen. Eine solche Reise stellte ihm, abgesehen von einem Teil Kanems, den Barth und Overweg besucht hatten, gänzlich unbekannte Landstriche in Aussicht. Er konnte hoffen, endlich das Verhältnis des Bahar-el-Ghazâl zum Tsade aufzuklären und vielleicht den südlichsten Endpunkt seiner Tibestireise zu erreichen und dadurch dieser Gegend der östlichen Sahara eine festere kartographische Gestaltung zu geben.

Es drängte ihn überaus, Kuka zu verlassen. Sein Aufenthalt daselbst hatte sich schon auf sieben Monate ausgedehnt, und wenn derselbe auch nicht unfruchtbar für ihn gewesen ist, so soll doch der Reisende vorwärts streben, und sein Hauptzweck die Kenntnis fremder Länder aus eigener Anschauung sein. Dazu wurden ihm die fast allwöchentlichen Besuche beim Scheich allmählich peinlich, denn er wusste nicht mehr, welche Aufmerksamkeit er ihm jedesmal erweisen sollte. Es ist für den Fremdling gewissermassen Sitte, dem Herrscher bei jedem Besuch eine kleine Ueberraschung zu bereiten, ein unbedeutendes Geschenk zu überreichen. Bisweilen hatte er ihm fremdländische Rosenkränze zur Audienz gebracht, einmal ihm ein zusammenlegbares Tafelbesteck, das Löffel, Messer und Gabel enthielt, geschenkt, ein anderes Mal eine kleine Apotheke zusammengestellt. Schon hatte Nachtigal sich eines kleinen, zoologischen Bilderatlasses beraubt und endlich seine Zuflucht zu einigen unbrauchbar gewordenen meteorologischen Instrumenten genommen, um seine ansehnliche Sammlung dieser und jener Gegenstände, die grösstenteils von Eduard Vogel herrühren, zu vermehren. Doch seine Schätze hatten ihr Ende erreicht, und es musste ihm wünschenswert erscheinen, eine längere Zeit abwesend zu sein, bis eine kleine Zufuhr von geeigneten Gegenständen, die er aus Europa erwartete, eingetroffen sein würde.



Wohnungen am Markte. Marktszenen.

Eine sorgfältige Besprechung seines Planes mit Bu Aischa Hazaz und einem einäugigen Uled Solimai, namens Abû Beir, der seit einigen Jahren sein Räuberleben mit dem eines Kaufmanns in Kuka vertauscht hatte, bestärkte ihn in demselben. Hazaz versprach, ihn in das südöstliche Kanem, an den unteren Bahar-el-Ghazâl und nach Borku zu geleiten und in längstens vier Monaten wieder nach Bornu zurückzuführen.

Zur Vorbereitung und Ausführung dieser Reise erhielt Nachtigal 200 Maria-Theresia-Taler geliehen. Er musste indessen über 500 Taler einen Schein ausstellen, da das Gesetz des Islam formell verbietet, Geld gegen Zinsen zu verleihen, so halfen sich seine Freunde in gewöhnlicher sophistischer Weise, indem sie ihm Kauri-Muscheln auf Kredit zu dem entsprechend hohen Preis verkauften und diese dann nach dem Tageskurse gegen die Taler umwechselten.

Nunmehr ging die Reise zu den Aulâd-Solimân in Begleitung von zwei fieberkranken Marokkanern und des erfahrenen Reiseführers Hazaz. Seine Armut zwang Nachtigal indessen zu dem bescheidensten Auftreten. An offiziellen Geschenken beschränkte er sich auf den Ehrenmantel, den ihm der König von Bornu bei seiner Ankunft gegeben hatte, und den er jetzt dem Scheich Abd-el-Dschilil bestimmte, und auf je einen feinen Wollenschal mit breiten, seidenen Streifen — Dscheridi — für den Scheich Mohammed, der ein Sohn des Murabed Omar, also Vetter des Häuptlings war, und für seinen Reisebegleiter Hazaz. Sodann liess er einen halben Zentner Schiesspulver durch einen intelligenten Mann anfertigen, der die Fabrikation desselben in Aegypten gelernt hatte, kaufte ein halbes Dutzend Stücke Châm, ebensoviele indigogefärbte Toben, die im ganzen Gebiet der Aulad Soliman die Maria-Theresia-Taler der Bornu-Märkte vertreten.

Dank der Grossmut des Scheich Omar, der zu der in seinen Verhältnissen reichen Geldunterstützung, die er ihm hatte zuteil werden lassen, in seiner Güte noch drei Kamele und ein Zelt fügte, konnte er ausser seiner Reiseausrüstung noch etwa 20 Maria-Theresia-Taler für unvorhergesehene Fälle mitnehmen und etwa das Dreifache dieser Summe für die Zeit seiner Rückkehr bei seinem Freunde und Vertreter in Kuka, dem Scherif Amed aus Medina, zurücklassen.

Das Aussehen der Lasttiere erfüllte Nachtigal zwar nicht mit besonderem Vertrauen, aber der erfahrene Hazaz gab sich der

Hoffnung hin, dass sich dieselben auf den üppigen Weiden Kanems noch hinlänglich erholen würden, um auch die Borkureise auszuhalten. Sein alter Quatrûner setzte besonderes Vertrauen in ein scheckiges Tuarik-Kamel, das zwar das magerste von allen war, aber einer albinoartigen Spielart angehörte, die Milâhî (d. h. eigentlich der Salzige) genannt wird und des Rufes grosser Energie und Zähigkeit geniesst.

Der Araberstamm der Auli Soliman wird in vielen Berichten von Afrikareisenden sehr oft erwähnt. Die ursprünglichen Heimatsitze dieser Leute liegen in Fessan und in der Umgebung jenes Busens des Mittelländischen Meeres, der als die Grosse Syrte bezeichnet wird. Während der Winters- und Frühjahrszeit weideten sie dort früher ihre Kamelherden in den Steppen nahe dem Meeresufer und lagerten bald hier, bald da in den Flusstälern, die sich von Westen her jenem grossen Meerbusen zuwenden. Mit dem Eintritt des Sommers zogen sie dann in die Oasen Fessans zur Aberntung der Dattelpflanzungen, die sie dort besaßen. Noch sah unser Landsmann Greise in ihrer heutigen Gemeinschaft, deren Augen leuchteten, wenn sie von jenen Tagen erzählten, in denen sie auf dem Boden der „Heimat“ noch eine glänzende, wenn auch unglückliche Rolle gespielt, die nur den einen Wunsch hegten, diese Heimat noch einmal wiederzusehen und ihr ruheloses Haupt in vaterländische Erde zu betten. Der Stamm setzt sich aus vier Zweigen oder Abteilungen (Dschebair, Miaissa, Scheredat und Hewat) zusammen und scheint niemals sehr gross gewesen zu sein. Seine Streitmacht erreichte wohl kaum jemals die Zahl von 1000 Reitern, und wenn Nachtigal die Leute als „wüste Räuber“ bezeichnet, deren Roheit und Gewissenlosigkeit uns abstossen muss, so fügt er doch hinzu, dass ein Rückblick auf die Geschichte der winzigen Genossenschaft, auf ihre unerschöpfliche Lebens- und Tatkraft ihm gleichzeitig auch warme Teilnahme, ja bewundernde Anerkennung eingeflösst habe.

Die frühere Vergangenheit der Aulad Soliman ist eine sehr wechselvolle gewesen, erfüllt vom blutigen Bruderzwist und gewaltigen Heldenkämpfen. Aber nicht immer blieb ihnen der Sieg trotz ihrer überlegenen Führer. Infolge einer grossen Niederlage war sogar einmal der ganze Stamm zwei Jahrzehnte hindurch gleichsam vom Schauplatz verschwunden. Es erhielt sich aber die Ueberlieferung seines Ruhmes, und bald tat sich auch der am Hofe von

Tripolis aufgewachsene, jugendliche Häuptling Abd' el-Dschlil bei den kriegerischen Unternehmungen hervor, die damals von Fessan aus auf weite Entfernungen nach dem Süden hin unternommen wurden. Fünf dieser grossen Raubzüge drangen in die Tubuländer, nach Kanem, ja bis Baghirmi vor, jeder derselben dauerte etwa ein Jahr, dem sodann ein Jahr der Ruhe folgte. Bei diesen Gelegenheiten lernten die Aulad Soliman den natürlichen Reichtum dieser Landstriche kennen, und als später ihr Führer Abd' el-Dschlil im tapferen Unabhängigkeitskampfe Fessans gegen die Türken unterlag und selber den Heldentod erlitt, versammelte er vor seinem Hinscheiden die Aeltesten seines Stammes und beschwor sie, sich durch eine selbstgewählte Verbannung der Rache der Türken zu entziehen. Eindringlich erinnerte er sie an die gemeinschaftlichen Kriegszüge gegen Süden und riet ihnen, in der dattelreichen Tubulandschaft Borku mit den ihr benachbarten üppigen Kamelweiden Bodeles und des Bahr el-Ghasâl einen der jetzigen Heimat ähnlichen Wohnsitz zu gründen.

Zuerst gehorchte nur ein Teil diesem Rate, später folgten die übrigen nach, und jetzt haust fast der ganze Stamm seit länger als einem Menschenalter in jenen Gegenden nördlich vom Tsade. Im Anfange hatten sie nur die Landschaft Borku in Besitz genommen, die aber zu weit von Fessan und von Bornu liegt, während die industriellosen Araber zur Beschaffung von Kleidern und Getreide auf die Märkte dieser beiden Länder angewiesen sind. Darum hatten sie die Datteltäler Borkus wieder verlassen müssen und ihren Aufenthalt in Kanem genommen, wo die Bornumärkte nahe genug sind, die südlichsten Landesteile eine blühende Getreidekultur und Rindviehzucht haben und ausserdem viele dichtbewaldete Täler und steppenartige Ebenen eine ausgezeichnete Kamelweide darbieten. Es war jedoch eine harte Zeit, die dieser Niederlassung folgte. Gehasst als Erbfeinde und Eindringlinge, mussten sie die Möglichkeit einer Existenz sich durch Befestigung ihrer Macht erkämpfen, und warfen so nacheinander in blutigen Fehden alle eingeborenen Stämme nieder mit unvergleichlicher Zähigkeit und einer Streitmacht, die sicher niemals mehr als 500 Reiter und ebensoviel Fussvolk zählte.

Von Borku holten sie ihre Datteln, und unermüdlich fand man sie bald dort zur Ernte, bald im Kriege mit den zahlreichen Stämmen des Bahr el-Ghasal, bald auf der Reise zu den Märkten in Bornu und den Haussastaaten. Nicht lange dauerte es auch, bis unter

ihrem Einflusse die kräuterreichen Niederungen von Egei und Bodele mehr und mehr vereinsamten, diese altbeliebten Sammelplätze aller heimischen kamelzüchtenden Stämme der südöstlichen Wüste. Denn aller Berechnung spottet es, was von den rücksichtslosen Räubern seit ihrer Ankunft dort geraubt wurde. Aus der Wüste und Steppe holten sie sich die Kamele, und die sesshafte Bevölkerung des Sudan gab ihnen reiche Beute an Silber, Bernstein, Korallen und Baumwollentoffen. In wenigen Jahren war von den verarmten Bewohnern dieser Striche nichts mehr zu erjagen, und die immer kühner gewordenen Raubritter mussten endlich ihre Augen auf die an den besten Kamelen der Welt so reichen Tuareg richten. In wenigen Jahren sollen sie denselben an 50 000 dieser Tiere geraubt haben. Aber an diesem kriegesischen Berberstamme hatten sie endlich einen gewachsenen Feind gefunden. Eines Tages überfielen die Tuareg unerwartet die Kriegerschar der sicher gewordenen Araber auf ihrem ungeschützten Lagerplatz und warfen sie vollständig nieder. Nicht zwanzig ihrer Reiter sollen aus diesem Gemetzel entkommen sein, von der Häuptlingsfamilie allein fielen sieben Männer, unter ihnen der damalige Scheich des Stammes.

Zum zweiten Male in einem halben Jahrhundert war also die Blüte desselben, fast seine ganze, waffenfähige Mannschaft vernichtet. In diesem Zustande hatte Barth 20 Jahre vor Nachtigal die Aulad Soliman gesehen und deshalb ihren baldigen Untergang verkündet. Aber so kam es nicht, Lebenskraft und Elastizität des merkwürdigen Stammeswesens trugen auch hier den Sieg davon. Scheich Omar von Bornu nahm sich aus kluger, politischer Berechnung des Restes an, versorgte ihn mit Pferden und Waffen und zog den jugendlichen Häuptling bis zum Amtsantritt an seinen Hof. An bedeutenden und tatkräftigen Führern mangelte es ihnen allerdings in dieser Zeit der Schwäche, aber trotzdem vermochten sie bald wieder einige Hundert Krieger ins Feld zu stellen. Mit den Tuareg schlossen sie Frieden, und nach zwei Jahrzehnten fand sie Nachtigal als unbedingte Herrscher in dem ganzen weiten Gebiet, das der Schauplatz ihrer Taten vor der Niederlage gewesen, ebenso gefürchtet, aber auch ebenso gehasst wie in den Tagen ihrer ersten Blüte. Noch immer zogen sie rastlos umher und selten auf friedlichen Pfaden; denn je mehr sie eine Verödung aller ihnen erreichbaren Gegenden herbeiführten, um so mehr mussten sie sich zu sehr weiten und mühevollen Raubzügen entschliessen. Derartige Hinder-

nisse aber lähmen die Tatkraft dieser Menschen nicht. Denn was ist Zeit und Raum für einen Sohn der Wüste? Ein Jahr ist für ihn wie ein Monat, wie eine Woche, wie ein Tag. Wo es Kamele gibt, da fühlt er sich zu Hause, wo ihre Nahrung wächst, dahin zieht es ihn, und wo er Zelt und Hütte aufschlägt, da ist seine Heimat. Gewiss, ein Staunen ergreift uns, wenn wir das ungeheure Gebiet betrachten, das diese Araber ruhelos von Süd nach Nord, von West nach Ost durchstreichen, das sie mit Pulver und Blei beherrschen, aus dem seit ihrem Erscheinen Treue und Glauben, Friede und Sicherheit gewichen sind und das der friedliche Reisende doch nicht anders als in Begleitung dieser gesetzlosen Freibeuter betreten kann. Das Wesen des Stammes ist deutlich aus seiner Geschichte zu erkennen, und da es Nachtigal ist, dem wir die obigen Mitteilungen über dieselbe verdanken, so mag zugleich daraus ersehen werden, wie gründlich er sich mit der Beschaffenheit der Leute vertraut gemacht hat, zu deren Sammelplätzen und Aufbruchsstationen er sich jetzt von ihrem Genossen Hazaz führen lassen wollte. Dass sie durch manche Tugenden von Ritterlichkeit ausgezeichnet seien, wusste er von kundigen Freunden, die namentlich ihre Gastfreundschaft und Dankbarkeit nicht genug zu rühmen wussten.

Nicht ohne ernste Bewegung, wie es bei der Trennung auf so weite Entfernung und zu so zweifelhaften Schicksalen begreiflich ist, nahm Nachtigal vor den Toren von alten und neuen Freunden Abschied. Von furchtbaren Fieberschauern durchrüttelt, in der nächtlichen Ruhe wiederholt durch die zahllosen Hyänen der Gegend gestört, von den Qualen des Durstes entsetzlich gepeinigt, kam der Reisende nach einer fünfzehntägigen Tour durch eine Gegend, die sehr häufig ihren Charakter ändert, endlich nach den von den Aulad Soliman besetzten Lagerplätzen, in der 70—80 000 qkm umfassenden mittelsudanischen Landschaft Kanem. Von verschiedenen Stämmen, die er antraf, gastfreundlich aufgenommen und gut bewirtet, gelangte der Forschungsreisende zu den Stämmen der Maissa. Inmitten einer kleinen Gruppe der beschriebenen Nomadenhütten wurde ihm ein Empfang zuteil, dessen Herzlichkeit ihn sehr wohltuend berührte. Der unmittelbar nach ihrer Ankunft aufgetragene, übliche Mehlbrei aus Dughn war aus feinerem Mehl bereitet, als in Bornu üblich ist, wo man sich keine Mahlsteine verschaffen kann, und die dazu gehörige Sauce, ein Gemisch von Kamelmilch und Butter gaben ein ungewöhnlich üppiges und sehr wohlschmeckendes Gastmahl, das

seine durch die elenden Klepper und die etwas zerlumpten Kostüme der sie einholenden Reiter nicht sehr hoch gespannten Erwartungen weit übertraf. War dasselbe auch für Nachtigals kranken Körper zu kräftig, so versprach es ihm doch einen regelmässigen Genuss von Kamelmilch, deren günstigen Einfluss er auf das Fieber und seine Folgen oft hatte rühmen hören.

Nachdem das Fieber ihn während des folgenden Tages wieder an sein Lager gebannt hatte, sass er am 7. April frühmorgens mit Hazaz auf, um zu den Dschebair zu reiten und dem Scheich Abd' el Dschilil und seinem Vetter Mohammed, dem Sohne des Murabid Omar, seine Aufwartung zu machen. Die Unterabteilung der Dschebair zerfällt in die Gruppen — Feriq (d. h. Haufe oder Schwarm von Menschen) — des Scheich Bu Alaqs und Scherfeddins, deren einzelne Familien durch Blutsverwandtschaft, Verschwägerung oder andere, langjährige Beziehungen verbunden sind. Bei grosser Unsicherheit und Armut einer Gegend an Brunnen lagern wohl diese Gruppen zusammen an einem Dawar, andernfalls halten sie sich gesondert, sowohl auf dem Marsche als auch im Lager, so dass der ganze Stamm mit seinen einzelnen Feriqs sich oft über dem eigentlichen Standquartier der Aulad Soliman befand. Mit seinen vielen und wasserreichen Brunnen und seinem reichlichen Kamelfutter war es bei der vollständigen Sicherheit angenehmer, gesondert zu wohnen, und die einzelnen Gruppen umfassten nur eine geringe Anzahl eng zusammengehöriger Hausstände.

Abd' el-Dschilil lagerte mit seinen nächsten Verwandten und Klienten etwa 2 km entfernt an dem zentralen Barqa-Brunnen. „Dort herrschte ein etwas regeres Leben und Treiben als bei den wenigen Hütten der Ankunftsstation. Kamelherden wurden auf die Weide getrieben oder kamen von derselben, um zur Tränke geführt zu werden; Mutterkamele mit ihren neugeborenen Jungen waren im Lager eingefriedigt, während andere grössere Füllen, die von ihren draussen weidenden Müttern getrennt im Lager gehalten wurden, sehnsuchtsvoll nach ihrer gewohnten Milchnahrung blökten. Neben den Mattenhütten der Tubu erblickte man die weissen Baumwollenzelte, deren sich die nordischen Kaufleute und die vornehmen Bornubewohner auf ihren Reisen bedienen, und auch die Zelte der tripolitanischen Nomaden aus Kamelwolle waren noch nicht ganz aus dem Gebrauche der Aulad Soliman verschwunden. Das Ganze

gab ein hübsches, wenn auch wegen der kleinen Verhältnisse keineswegs imponierendes Bild.“

Aber auch eine andere, noch viel freundlichere Begegnung war Nachtigal auf diesem Heimritte beschieden: es kam Bu Alak des Weges, der Vater seines Führers Hazaz, ein prächtiger, alter Araber, dessen Persönlichkeit den Fremdling sofort mit der besten Hoffnung für seine nächste Zukunft erfüllte. Bu Alak war so würdevoll und selbstbewusst und dabei zugleich so einfach, so herzlich und vertrauenerweckend, dabei das Verhältnis zwischen Vater und Sohn ein so liebevolles, dass Nachtigal noch an demselben Abend beschloss, sein Zelt in die nächste Umgebung dieses Mannes zu verlegen und dem besonderen Schutze Abd' el-Schils zu entsagen. Hatte man ihm doch schon in Kuka gesagt, dass Bu Alak, das Haupt seines Ferek, der beste und achtbarste Mann unter den Aulad Soliman sei. Die sonstige Gesellschaft der Gruppe war eine sehr kleine. Neben ihrem Haupte waltete seine Gattin Schwecha, eine verständige, dicke, gutmütige Araberin, deren Alter dem Gastfreunde einen harmlosen Verkehr mit ihr gestattete und die ihm auch mit Rat und Tat zur Seite stand. Ein zweiter, jüngerer Sohn war noch da, er hiess Nidschem (der Stern). Die junge Frau des Hazaz, eine Schwester jenes Scheich Mohammed, war hässlich, kalt, eingebildet, ohne den Grundzug des arabischen Charakters, eine gewisse Noblesse der Gesinnung. Ein hochbetagter, gutmütiger Bruder der Schwecha stand ganz unter dem Pantoffel seiner jugendlichen Sklavin, und ein solcher Pantoffelheld in legitimer Ehe war auch ein fernerer Mitglied des kleinen Ferek, ein gewisser Husein, der im Geschäft, wie in mancher Handwerksarbeit ein ungemein tätiger und geschickter Schlaukopf, ausserdem aber mit Recht weit und breit berühmt war als ausgezeichneter Wegekenner und Topograph.

Durch Ruhe, Wüstenluft und Kamelmilch hatte auch Nachtigals Gesundheit sich gebessert, sein Lebensmut sich wieder gehoben. Von einer irgend dauernden Ruhe kann indes für einen Teilhaber am Leben dieser Wüstenstämme nur ausnahmsweise die Rede sein. Kaum hatte der Neuling einige Tage mit seinen Nachbarn sich bekannt gemacht, als die ganze Horde in gewaltige Aufregung versetzt wurde durch einen Abgesandten des Wadaikönigs Ali, der die Angesehensten des Stammes zu einer Zusammenkunft mit ihm am Fittri-See einladen liess, wo er demnächst vom Kriegsschauplatze einzutreffen gedachte. Die von ihm belagerte Hauptstadt Massenja

war gefallen und der rebellische Baghirmikönig flüchtig geworden. Der siegreiche Herrscher aber nahm sofort seine Reformpläne wieder auf und hielt es für ein Haupterfordernis, einen beträchtlichen Teil seines Landes und seiner Untertanen gegen die regelmässigen Beunruhigungen und Beraubungen seitens der Aulad Soliman durch ein verlagsmässiges, gutes Einvernehmen mit denselben sicher zu stellen. Vielfach erfahrene, schwere Aergernisse gaben ihm freilich genügende Ursache, den Stamm zu hassen, aber seine politische Klugheit liess ihn den Gefühlen des Zorns und der Rache keine Rechnung tragen und eine Besserung der Lage nur von einem friedlichen Abkommen erwarten. Vielleicht auch hegte er feindliche Pläne gegen Bornu, bei deren Ausführung die kriegerischen Araber sehr wichtig für ihn werden konnten. Zunächst jedoch hatte seine ganz unerwartet gekommene Aufforderung bei diesen nur endlose Rats- oder Volksversammlungen zur Folge, in denen ein sehr starker Widerspruch sich geltend machte. Namentlich wurde von der Mehrzahl mit grosser Lebhaftigkeit die Rücksicht auf das gastfreundliche Kuka und den grossmütigen Scheich Omar betont, dem man durch einen solchen Besuch seines Erbfeindes eine Kränkung und Sorge nicht erregen dürfe. Diese demokratische Einrichtung der Ratsversammlungen ist aber hier überall nur eine scheinbare, wie Nachtigal dies oft gesehen und erfahren hatte. Ohne Widerstand zu finden, tun die aristokratischen Mitglieder nach langem Gerede und Gezank immer nur das, was sie wollen, und so geschah es auch in diesem Falle. Die in Aussicht stehenden, reichen Geschenke des Königs, der gerade im Besitze einer ungeheuren Kriegsbeute sein musste, gaben bei den Eingeladenen den Ausschlag: sie reisten ab, und Nachtigal stattete dabei seinen neuen würdigen Freund Bu Alak noch mit seinem allerdings etwas mottenzerfressenen Schal nebst genügendem Stoff zu den Unterkleidern aus, nachdem er ihm vorher schon einen Tarbusch mit Turban gespendet hatte.

Zu dieser Zeit hätte Nachtigal sich fast zur Abreise in anderer Richtung vorbereiten müssen. Einige Tage vor seinem Aufbruch erschien nämlich Bu Alaq im Auftrage Abd' el-Dschilis und der Stammesgenossen, um ihn zu einer freiwilligen Rückkehr nach Bornu zu bewegen. „Der alte Herr erklärte mir offen den Grund des Umschwungs der öffentlichen Stimmung in bezug auf mich und meine Pläne. Kurz vor meiner Ankunft waren zwei Emissäre der fanatischen Religionsgesellschaft der Senusija, die nach Kanem gekommen

waren, um den gottlosen Arabern zugunsten der Teda, Daza und Bidejat ins Gewissen zu reden, aus dem Lager abgereist. Ich habe bereits Gelegenheit genommen, zu schildern, welche grosse Verbreitung diese Sekte im nordöstlichen Afrika innerhalb eines halben Jahrhunderts gefunden hat. Jetzt waren die Missionäre im Begriff, religiöse Institute — Zawia — in Borku und Ennedi zu gründen und bedurften dazu einiger Garantien für die Sicherheit ihrer Schützlinge von seiten der Aulad Soliman. Sie hatten diesen schonungslos ins Gewissen geredet, ihnen endlose Höllenqualen zur Strafe für ihr schändliches Vorgehen gegen Rechtgläubige in Aussicht gestellt und sie im Zustande tiefer Zerknirschung verlassen, um das südöstliche Kanem zu besuchen und dann über Schitati nach Borku zurückzukehren. Das Gerücht meiner Ankunft war nun nach Mao gedrungen und hatte einen geharnischten Brief dieser Fanatiker an Abd' el-Dschilil zur Folge gehabt, indem sie die Uebersendung einiger bei den Arabern zurückgelassener Effekten und Sklaven forderten, da sie den Entschluss gefasst hätten, über Wadai nach Borku zu reisen, um nicht ferner mit so gottvergessenen Leuten verkehren zu müssen, die zu ihren übrigen zahllosen Verbrechen noch dasjenige zu fügen im Begriffe ständen, einen Christen in Landstriche zu führen, die bisher noch von keinem Fusse europäischer Ungläubiger besudelt worden seien.

Nach der öffentlichen Vorlesung dieses Briefes hatten sich die verängstigten Araber, um ihre Sündenlast doch etwas zu erleichtern, entschlossen, mich zu bitten, freiwillig auf die Borkureise zu verzichten. Bu Alaq hatte würdig und fest erklärt, er werde zwar diese Botschaft an mich übernehmen, jedoch im Falle meiner Zustimmung mit den Seinigen auf den Zug nach Borku verzichten, mir Kanem nach allen Richtungen hin zeigen und mich endlich in Person nach Kuka geleiten. Hazaz mit seinem bedeutenden Einfluss hatte leider in der Versammlung nicht anwesend sein können, da er an heftigem Fieber krank lag; es war also ein glücklicher Umstand für mich, dass sein Vater noch nicht abgereist war. Ich beauftragte nun diesen, in der allgemeinen Ratsversammlung in meinem Namen die Erklärung abzugeben, dass ich nicht gekommen sei, um Schande über die Aulad Soliman zu bringen, sondern in dem Glauben, dass die Freundschaft, die einst ihre Vorfahren mit den Christen von Tripolis verbunden habe, noch in ihnen fortlebe und mir eine gute Aufnahme sichern werde. Wenn ich mich hierin getäuscht hätte,

und sie selbst es öffentlich für eine Schande erklären wollten, einen Christen in ihrer Mitte zu haben, so würde ich nach Bornu zurückkehren. Wenn sie jedoch dies nicht tun würden, und die Ailet Bu Alaq, meine Gastfreunde, mich bei sich behalten wollten, so sei es mir vollständig gleichgültig, was die Herren Senusija von mir dächten und sagten, da ihre Meinung nicht meine Person, die ihnen gänzlich unbekannt sei, sondern nur meine Religion beträfe; diese aber sei ein Erbteil meiner Väter, und Gott allein wisse, ob sie die richtige sei.

Nachdem Bu Alaq diese Mitteilung gemacht, seinen anfangs ausgesprochenen Entschluss aufrecht erhalten und der jüngeren Generation eine Vorlesung über die Pflichten der Gastfreundschaft gehalten hatte, reiste er ab, nicht ohne ein Gefühl der Scham bei den Stammesgenossen hervorgerufen zu haben. Zwar machte Abd' el-Dschilil an demselben Tage noch einen Versuch bei dem kranken Hazaz, mich in freundschaftlicher Weise loszuwerden, doch der letztere blieb fest und versicherte, dass er mich, wie er dem Scheich Omar versprochen habe, nach Borku führen, oder, im Unvermögensfalle, selbst mit den Seinigen und mir in Kanem zurückbleiben werde.

Während die wichtige Angelegenheit wieder und wieder durchberaten wurde, ohne endgültig entschieden zu werden, verlegte der Stamm seinen Standort weiter nach Nordwesten zur Vorbereitung für die Abreise nach Borku. Da meine Kamele in der achttägigen Ruhe durchaus nicht stärker geworden waren, wir uns mit jedem Schritte mehr von den Getreidequellen entfernten, und auf einer Borkureise die Nahrungsmittel für Menschen und Pferde auf Monate mitgeführt werden müssen, so sah ich mich genötigt, sieben Toben zu opfern, um einen vierten „Rücken“ — Dahar — (will sagen Kamel) zu kaufen und zwei, um eine Ladung Duhn einzutauschen. Wir zogen darauf am 16. April drei Stunden hindurch in nordwestlicher Richtung über den Bir esch-Schebeita hinaus bis an die nördliche Grenze Ost-Schitatis und lagerten in der Nähe des Bir Delei.

Da der Abzug des ganzen Stammes nahe bevorstand, so konnte die Entscheidung über meine Begleitung nicht mehr hinausgeschoben werden, und als auch ein letzter Versuch seitens der Umgebung des Scheich, mich zurückzuschicken, an Hazaz' Festigkeit gescheitert war, wurde die Angelegenheit zu meinen Gunsten erledigt. Abd' el-Dschilil selbst besuchte mich eines Tages und sprach sich mit einiger Verlegenheit dahin aus, dass er meine Reisegesellschaft

eigentlich stets als selbstverständlich betrachtet habe, und dass alles über den Protest der Senusi-Missionäre in der Ratsversammlung Verhandelte mir in sehr übertriebener Weise zu Ohren gekommen sei.“

Einige Tage vor Nachtigals Abreise hatte er noch Gelegenheit, die interessante Bekanntschaft des weit und breit bekannten und gefürchteten Häuptlings Halluf, des ältesten Bundesgenossen der Aulad Soliman, in ihrer neuen Heimat zu machen. Derselbe kam aus dem nahe südwestlich gelegenen Tale Barkadrusso, seinem hauptsächlichsten Lagerorte in Schitati, um von seinen Freunden für die Dauer des Sommers Abschied zu nehmen. Seine eigentliche Absicht war aber vielmehr ein letzter Versuch, dieselben in Kanem zurückzuhalten, denn, umgeben von Feinden und gehasst von den übrigen Dazastämmen, denen er bei jeder Gelegenheit sein Uebergewicht fühlen liess, bedurfte er der Nähe der Araber, deren Bundesgenossenschaft er seine Macht verdankte, und konnte ihrer Beihilfe bei etwaigen Gelegenheiten zu kriegerischen Unternehmungen nicht entbehren. Nach allem, was Nachtigal über ihn gehört hatte, war er unter seinen Landsleuten eine ungewöhnliche Erscheinung, ebenso ausgezeichnet durch politische Klugheit, Willensstärke und kriegerischen Mut, als durch Treulosigkeit, Rachsucht und grausamen Sinn. Obgleich zwanzig Jahre verflossen waren, seit Barth seine Bekanntschaft gemacht hatte, fand Nachtigal ihn noch in voller Manneskraft. Seine mächtigen Körperformen erinnerten an den verstorbenen Laminô, wie man denn auch sagte, dass er für einen Tagemarsch zwei starke Pferde nötig habe. Er war von grauschwarzer Hautfärbung, zeichnete sich durch einen wahren Stiernacken und ein breites, plumpes Bulldoggengesicht aus und hatte nichts von den charakteristischen Formen und Zügen der Tubu, wie denn überhaupt der Stamm der Qadiwa oder Quadawa, dessen faktischer, wenn auch nicht nomineller Häuptling Halluf war, aus einer Mischung von Kanembu und Daza hervorgegangen ist. Da sich fast alle Kanembuabteilungen im Laufe der wüsten Zeiten, von denen das Land heimgesucht war, an die Ufer des Tsade oder auf die Inseln zurückgezogen haben, so hat jener Stamm den ursprünglich vorwaltenden Kanembucharakter in Sitte und Lebensweise fast ganz eingebüsst und die Nomadengewohnheiten seiner Dazaelemente angenommen. Auch von den Begleitern Hallufs, die vorwaltend dunkelfarbig waren, zeigten nur wenige sich in Gestalt und Antlitz den Tubu ähnlich.

Bei der geringen Zahl und den unzulänglichen Eigenschaften seiner Leute, seinen schwachen Kamelen und geringen Mitteln trat unser Landsmann die Reise nicht ohne Besorgnis an. Zwar durfte er hoffen, bald volle Genesung in der gesunden Wüstenluft zu finden, doch Hammus Zustand flösste noch immer Bedenken ein. Soliman hatte während der Ruhe in Kanem wieder Gelegenheit gehabt, zahllose Liebesverhältnisse mit den Sklavinnen der Araber anzuspinnen und über diesen seine Arbeit zu vernachlässigen. Nur Hadsch Husein bewährte sich als ein tatkräftiger und verständiger Diener und stand in grossem Ansehen bei den Arabern. Doch wenn derselbe auch nach Kräften das Pferd und die Kamele besorgte und den leichtsinnigen Soliman zur Arbeit anhielt, so konnte Nachtigal dem letzteren doch keinerlei selbständige Arbeit mit einiger Zuversicht anvertrauen, und Hammus Kräfte reichten nur notdürftig hin, für sie die Mahlzeit zu bereiten. Ausserdem gab es aber noch viele beschwerliche und zeitraubende Arbeiten zu verrichten. Wasser musste geholt, Futter für das Pferd geschnitten, die Kamele geweidet und getränkt und das Getreide in Mehl verwandelt werden. Inmitten eines Stammes, der die Arbeit als Schande betrachtet, konnte er seinen hellfarbigen Leuten, deren einer sogar ein Scherif war, unmöglich Arbeiten zumuten, die allgemein den Frauen, und zwar den Sklavinnen zufielen. Wenn Dunkas, der Baghirmisklave, sich in Kuka stolz geweigert hatte, zur Bereitung der Mahlzeiten das geringste beizutragen, so hatte zwar Hammu im Falle der Not oft genug Getreide gemahlen, doch hatte er weder die nötige Kraft, noch konnte unser Forschungsreisender vor den Augen eines ganzen Dawar eine solche Arbeit von ihm verlangen. Vorläufig war zwar Schwecha in dieser Beziehung sehr gefällig und richtete ihnen auch einen ansehnlichen Reiseproviand der heimatlichen Zomeita her, aber bei dem allgemeinen Mangel an Sklavinnen sah er voraus, dass sie sich auf die Dauer solchen Opfern nicht unterziehen würde. Das Hauptbedenken aber flössten Nachtigal seine Lasttiere ein; deren Kräftezustand war sorgenvoll, um nicht zu sagen, hoffnungslos, mit den Getreidelasten verglichen, die sie unterwegs und in Borku ernähren sollten. Der scheckige Milahi bestand aus Haut und Knochen; das zweite Tier, ein weisses Kinemkamel, gebot von Hause aus nicht über grosse Kräfte; zum dritten, einem riesenhaften Kyamkamel, hatte niemand Vertrauen, und der in Kanem gekaufte Hiqq (dreijähriges, männliches Kamel) gehörte zwar der vortreff-

lichen Zucht der Bidejat an, war aber zu jung, um schwere Lasten zu tragen. Leider verbot Nachtigal die Geringfügigkeit seiner Geldmittel, mehr Leute zu mieten, die ihrerseits wieder hätten ernährt werden müssen, und mehr Kamele zu kaufen, bevor nicht die bevorstehenden Ghazien, von denen jeder träumte, den Kamelbestand der Araber vermehrt und folglich die Preise der Tiere vermindert haben würden.

Bewohner von Kanem.

Der Tsadsee oder der Tsade stellt das ungefähre Zentrum der grossen Abflachung dar, in der sich die Abflüsse Bornus, Bagirmis, der Länder im Süden Wadais, eines Teiles der Haussastaaten und eines Teiles von Dar For sammeln. Der Anstieg von ihm, der eine Meereshöhe von etwa 250 Meter hat, geschieht nach allen Seiten allmählich. Zwischen dem 12. und 14. Breitengrade gelegen, steigt von ihm das Terrain nach Nord fast unmerklich bis zum 23. Grade nördlicher Breite an, wo die Wüste sich bis über 700 Meter erhebt. Nach Süden und Südwesten zu sind die fernst besuchten Punkte nur wenige Breitengrade von ihm entfernt und haben eine Erhebung von etwa 500 Meter. Nach Osten steigt das Terrain vom 15. Grade östlicher Länge von Greenwich, der Ostgrenze des Tsadsees, bis zum 25. Grade, dem Marriagebirge, dessen höchste Erhebung 1400 bis 1500 Meter Meereshöhe erreichen mag. Nach Westen endlich gelangt man in sanfter und allmählicher Hebung durch sechs Längengrade zu der in den Haussastaaten gelegenen Wasserscheide zwischen Tsadsee und Niger. Diese sanft und gleichmässig abfallenden Wandungen dieser weiten Mulde sind fast nur in der Peripherie durch Terrainerhebungen und Senkungen alteriert; doch nimmt der See selbst nicht die tiefste Stelle ein. Derselbe setzt sich vielmehr von seinem Süd-Ost-Winkel aus durch ein breites, baumbewachsenes Tal, den sogenannten Bahar el Ghasal noch auf eine Entfernung von ungefähr 550 km nach Nordosten fort und endigt daselbst in den Niederungen Bodele und Egai, die noch unter seinem Niveau liegen. Von Norden her, aus der Wüste, können dem See begreiflicherweise keine Zuflüsse zugehen; von Westen her führt der Fluss von Ioo (Komodugu Ioobe), der in den Haussastaaten entspringt, ihm seine spärlichen Wässer zu; von Süden und Südwesten her empfängt er noch unbedeutendere Gewässer, von denen der

ansehnlichste, der Komodugu Mbulu, an der Grenze des Marghi-gebietes, etwa unter dem 11. Grade nördlicher Breite, entspringt. Der Hauptzufluss kommt ihm von Südosten im sogenannten Schari, der in zwei Armen aus den Heidenländern im Süden und Südosten von Wadai zu entspringen scheint, einen kleinen Teil der westlichen Abflüsse des Marragebirges mit sich führt und während des ganzen Jahres eine beträchtliche Wassermenge in ihn ergiesst. Von Osten her würden die zentralen Abflüsse Wadais, der Batha und Beteha ihm ebenfalls tributär sein, wenn nicht östlich vom Tsadsee ausgedehntere Bodenerhebungen dieselben zwingen, in einem ähnlichen, wenn auch viel kleineren See, dem Fittrisee, zu endigen. Die nord-östliche Fortsetzung der Tsade, der Bahar el Ghasal, und das Ende desselben, die oben erwähnten Niederungen in der Wüste, sind seit längerer Zeit trocken gelegt, so dass alles zuströmende Wasser sich auf den See selbst beschränkt, der in der Wasserabgabe jetzt einzig und allein auf die Verdunstung angewiesen ist.

Der Tsadsee hat eine Flächenausdehnung von ungefähr 27 000 qkm, eine dreieckige Gestalt und besteht in seinem westlichen Teile aus offenem Wasser, während der östliche nur eine netzartige Anordnung von Wasserarmen darstellt, durch die eine grosse Menge Inseln entstehen, deren Bodenbeschaffenheit sich der Landschaft Kanem nähert und die eine ansehnliche Bewohnerschaft besitzen. Die Ufer sind ganz flach, so dass die Konturen des Sees sich je nach dem Stande des Wassers leicht und beträchtlich ändern. Der See fällt in die Region der regelmässigen Regen, die Ende Juni beginnen und Anfang Oktober aufhören, doch vermag der fallende Regen den Verlust, der durch die Verdunstung zustande kommt, anfangs nicht zu ersetzen; der See beginnt erst bemerkenswert zu schwellen, wenn, in der zweiten Hälfte der Regenzeit, der mittlerweile sehr beträchtliche Zufluss des Schari ihm seine Wassermassen zuführt. Den höchsten Stand erreicht er Ende November, und dann ziehen sich die nächsten Anwohner des Westufers etwas zurück, und es werden die südwestlichen Ufer oft weithin unter Wasser gesetzt. Diese Gegend Bornus wird dann ein grosses Sumpfland, in dem die Bewohner der Ortschaften nur mühsam durch Fahrzeuge miteinander verkehren, und das für Reisende oft bis in die Mitte des Winters unwegsam und durch Krankheitskeime verhängnisvoll bleibt.

Während des grössten Teiles des Jahres herrscht in diesen Gegenden der gewöhnliche Nordostpassat, und nur während der

Sommerhöhe scheint von dem Meerbusen von Guinea ein Monsun zustande zu kommen, der ihnen die zum Regen nötige Feuchtigkeit aus dem Atlantischen Ozean zuführt. Der hochgradige Feuchtigkeitsgehalt der Luft, der durchtränkte Boden und die stagnierenden Gewässer machen dann die Gegend für Fremde gefährlich und erzeugen auch bei den Eingeborenen zahllose Krankheiten. Das ist das Land der Fieber, der Lepra in allen ihren Formen, des Guinea-wurmes und zahlloser Augenkrankheiten. Glücklicherweise ist der in dieser Hinsicht so gefährliche Ton- und Lehm Boden in den nächsten Umgebungen des Tsadsees sehr selten. Wie die Ufer des Schari fast überall aus sandigem Terrain bestehen, so waltet diese Bodenbeschaffenheit auch in der Umgebung des Sees vor, wo nicht gerade, wie an dem südwestlichen Umfange, der Boden einer anhaltenden Ueberschwemmung alljährlich ausgesetzt wird und mit der Zeit in einen tiefschwarzen Humusboden verwandelt ist.

Die verschiedenen und mannigfachen Be- und Umwohner dieser interessanten Lagune teilen sich naturgemäss in die von Kanem auf ihrer östlichen oder nordöstlichen Seite, in die von Bornu, die ihr westliches und südwestliches Ufer innehaben und in die ihrer Inseln. Der südöstliche und ein Teil des südlichen Umfanges ist nicht von sesshaften Leuten bewohnt, sondern wird von Nomaden durchzogen.

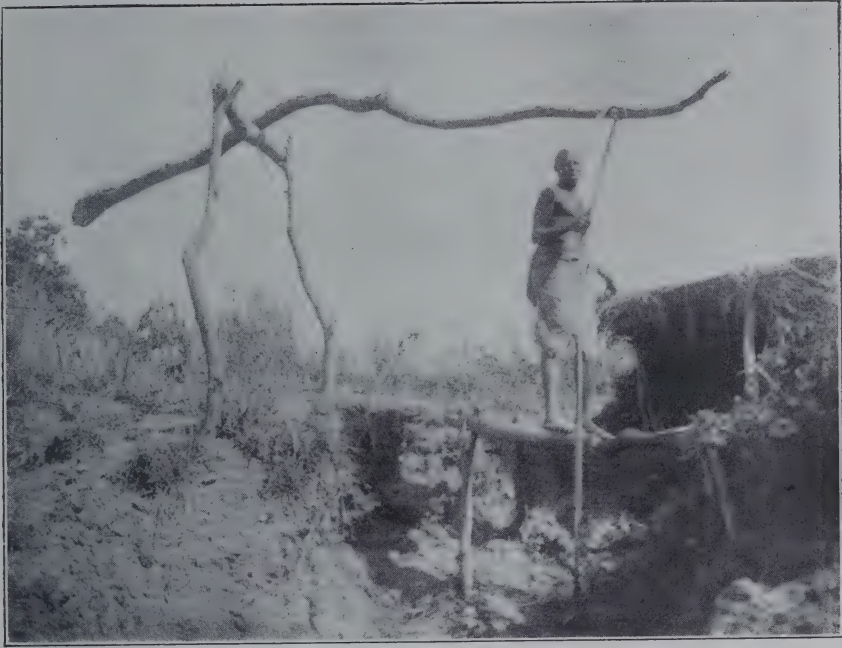
Wenn wir, wir folgen hier Nachtigals Darstellung in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“, mit der Besprechung der Leute von Kanem beginnen, so ist dieses natürlich, weil diese Landschaft den Ausgangspunkt des ganzen Bornureiches bildet, weil auf ihrem Boden die fremden, eingewanderten Elemente mit den ursprünglichen Einwohnern zuerst in Kontakt kamen, und von dort aus die allgemeine Verschmelzung und Verschiebung sich vollzog, die der ganzen heutigen Bewohnerschaft des Tsadebeckens ihre bunte, oft sehr verwickelte und schwer zu entwirrende Physiognomie gegeben hat.

Kanem ist eine regelmässige und hochgewellte Landschaft, die vielfach von tiefen, vorwiegend von Nord nach Süd verlaufenden, grösseren und kleineren Tälern durchschnitten ist, in denen unter dem gewöhnlichen sandigen, wasserreichen Boden Tonboden zum Vorschein kommt. Das ganze Land legt sich an die von Nordwest nach Südost verlaufende Ostseite des Tsadsees und hat einen ungefähren Flächeninhalt von 60 000 bis 70 000 qkm; doch ist von dieser ungeheuren Ausdehnung nur der dem Tsadsee zunächst gelegene

Teil, weniger als die Hälfte des Ganzen, unbewohnt. Die dichteste, und zwar sesshafteste Bevölkerung fällt in den südöstlichen Teil des Territoriums, der als das eigentliche Kanem, Kanem im engeren Sinne, bezeichnet wird, während die von diesem nach Nordwesten, Norden und Nordosten gelegenen Gegenden eine nomadisierende Bewohnerschaft enthalten, die höchstens ihre Sklaven in den einzelnen Tälern ansiedelt, um die absolut notwendige Menge von Getreide anzubauen. Die genannten regelmässig bewohnten Teile erfreuen sich des Regens, wie das eigentliche Bornu, doch die nördlicheren Distrikte sind in dieser Hinsicht schon kümmerlicher bedacht und haben einen reinen Steppencharakter.

Während seines Aufenthaltes in diesem Teile in Kanem im Monat April hatten Nachtigal und seine Begleiter eine höchste Tagestemperatur bis zu 40° C, während die niedrigste selten 10° C sank. Im ganzen Lande herrschen die Mimosen als Baumwuchs vor. Auch der Serrach, der Tundub (Cappari sodada), die Dumpalme, der Suak (*Salvadora persica*) und der Oschar (*Calotropis procera*) sind häufig. Im nordöstlichen Teile des bewohnten Teiles der Landschaft ist eine Reihe von Tälern mit Dattelpalmen geziert, die eine zweimalige Ernte im Jahre von sehr schlechten Früchten liefern, sei es, weil der Regen der Frucht schadet, sei es, weil die Bewohner ihnen eine mangelhafte Kultur zuteil werden lassen. In unmittelbarer Nähe des Tsadsees aber und in den tiefgeschnittenen Tälern zeigt sich überall eine üppige Vegetation. Der nördliche Teil dieses Gebietes wird Schitati genannt; an ihn schliesst sich nach Osten die als Lilloa bezeichnete Gegend, und südlich von ihnen liegt das einigermaßen dicht bevölkerte, eigentliche Kanem. Nördlich von Schitati und Lilloa, etwa ein Breitengrad vom Rande des Sees entfernt, beginnt der Distrikt Manga, der keine sesshaften Bewohner mehr hat, auch den Nomaden nur zum vorübergehenden Aufenthalte dient und die natürliche Grenze gegen die Wüste hin bildet. Zu ihm steigt man von dem nordöstlichen Uferrande des Sees um etwa 60 m auf, um jenseits desselben nach Nordosten in die ausgetrockneten dünenreichen Tiefen von Egai und Bodele hinan zu steigen, deren tiefste Stelle etwa 113 m tiefer als der Tsadsee liegt.

Die Bornu-Chroniken führen uns mit einiger Sicherheit, d. h. ohne Lücken in den Regentenreihen und übereinstimmend in der Vergangenheit Kanems bis auf das Jahr n. Chr. zurück, erstrecken sich lückenhaft noch 100 Jahre weiter und endigen alle bei Ssaef, dem



Schöpfbrunnen in der Thadsegegend.



Haus eines Bornugrossen.

Sohne Dhu-Iassans, dem letzten Himyritenkönige, der um die Mitte des 6. Jahrhunderts n. Chr. lebte. Ssaef soll nach Kanem gekommen sein, und sein Enkel Dugu, der ein Sohn Birams von einer Frau aus dem Stamme der Kie war, ist als Stammvater einer Familienabteilung der Kanuri in ganz Bornu wohlbekannt. Der erste der festgestellten Kanemherrscher, Ajoma, lebte aber um das Jahr 1000 n. Chr. und sicherlich in Kanem. Zwischen ihm und dem Stammvater der Dynastie Ssaef sind also $4\frac{1}{2}$ Jahrhunderte auszufüllen, und es werden auch wohl Jahrhunderte darüber hingegangen sein, ehe die Einwanderer von der Nordküste Afrikas bis nach Kanem gelangten. Die Einwanderer sollen, nach Süden vorrückend, sich zuerst in den Sitzen des Stammes der Berdoa niedergelassen haben, die von Audschila nach einer Wüstenreise von etwa 14 Tagen erreicht wurden. Ueber die Lage dieser Sitze sind verschiedene Vermutungen aufgestellt worden, und man hat vor allem Borku als die wahrscheinlichste Gegend dafür angenommen. Einerseits würde aber die Entfernung von Audschila bis Borku eine allzugrosse sein, und andererseits haben wir in dem östlichen Tibesti, in dem ausgedehnten Tale von Bardai, einen näherliegenden Anhalt. Bardai, auch Borde, Barde genannt, scheint Nachtigal einen innigen Zusammenhang mit dem Stammenamen der Berdoa oder Berdewa oder Bardeitae zu haben, und es stimmt seine Entfernung von Audschila für diese Annahme viel besser. Zwar findet sich in Borku an der Quelle Galakka, in der Nähe des heutigen Jin, der Rest eines Backsteingebäudes, welches fast 500 Fuss lang und 300 Fuss tief war und mit einer Art Turm versehen gewesen zu sein scheint, und den alten Kanem-Königen zugeschrieben wird. Doch dürfte dieses viel wahrscheinlicher aus der späteren Zeit, als die Bornu-Könige ihre Herrschaft bis an die Nordgrenze von Fessan und über die Tibu-Länder ausgedehnt hatten, herrühren. Wenn Leo Africanus die Berdoa einen lybischen Stamm nennt, so muss man bedenken, dass im Altertum die Oasen der grossen Wüste stets als lybische aufgeführt wurden und dass die Teda oder nördlichen Tibu immerhin eine grosse Aehnlichkeit mit den Melanogätulern der westlichen Sahara, den Tuareg, haben. Dass es wirkliche Wüstenberber (Tuareg) gewesen sein sollten, die diese Sitze inne hatten, scheint sowohl wegen der Unzulänglichkeit des Landes Tibesti unwahrscheinlich, als auch, weil sich keinerlei Erinnerungen über die Verschiedenheit der Tibesti und Borku bewohnenden Stämme bezüglich ihres Ur-

sprungen erhalten haben, und weil sich keinerlei Elemente der Berbersprache in der der Kanembu und Kanuri vorfinden, während die Verwandtschaft der letzteren und der Tibusprache, den Teda- und Dasa-Dialekten unverkennbar ist. Wenn auch Makrisi und der Sultan Bello den Bornuherrschern einen Berberursprung geben, so sind damit ebenfalls nur die Wüstenbewohner gemeint, die lybische Teile Nordafrikas bewohnten, und wenn Makrisi besonders die Nomadeneigenschaft der früheren Kanem-Könige anführt, so stimmt dieselbe ganz gut mit ihrem Teda-Ursprung, wie auch die von Ibn Batuta angeführte Sitte der Kanem-Könige, sich des Lithams zu bedienen, d. h. den unteren Teil des Gesichtes zu verschleiern. Auch die aristokratische Reichsverfassung in Bornu, die sich nominell bis in die neueste Zeit erhalten hat, entspricht dieser Annahme durchaus. Während wir für die Annahme in den genannten Schriftstellern die Behauptung haben, finden wir für die Annahme, dass der Hauptbestandteil der in Kanem eingedrungenen Einwanderer aus Tibu-Elementen bestand, in den Bornu-Chroniken vielfache Beweise. Schon vor dem genannten ersten sichern Kanem-Könige Ajoma finden wir Tibu-Frauen als Königsfrauen aufgeführt, denn die Kie oder Keie haben einen intimen, sogleich zu besprechenden Zusammenhang mit den Tibu. Von Ajoma ab haben fast alle Herrscher Jahrhunderte hindurch Frauen aus Teda- oder Dasastämmen. Aus diesem Umstande und weil sich die Herrschaft wahrscheinlich in einer edlen, aus Norden gekommenen Familie erhielt, erklärt es sich auch, dass die helle Hautfarbe der ersten Einwanderer sich so lange geltend machen konnte. Wir finden erst im Anfange des 13. Jahrhunderts den ersten dunkelfarbigen König ausdrücklich erwähnt.

Die Einwanderer waren bis nach Kanem hin Heiden, denn die geschriebenen Chroniken, wie die allgemein bekannten Traditionen in Bornu, setzen den ersten mohammedanischen König Hume in das Ende des 11. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung.

Nach Nachtigals Annahme also ging die Einwanderung, die das Reich Kanem gründete, aus dem später Bornu entstand, zwar von der Nordküste aus, nahm aber erst auf ihrem Wege durch die östliche Sahara ihren Hauptbestandteil, die Tibuelemente, auf. Die Einwanderer fanden sodann auf ihrem Wege in den Steppen, die die damaligen Lagunen von Egei und Bodele umgaben, und im nördlichsten Teile von Kanem, der sich durch seine Steppennatur der Wüste anschliesst, noch ihre eigenen Verwandten, die Dasa. Im

eigentlichen Kanem, wo regelmässige Regen die sedentäre Lebensweise mit Ackerbau ermöglichen, fanden sie bereits ihre entfernten Verwandten, die Kanembu, mit ihnen eines Ursprunges, doch im Laufe langer Jahrhunderte unter anderen klimatischen und Lebensbedingungen eigenartig geworden. Von dieser Einwanderung stammt wohl die Anwesenheit der meisten Dasa und Teda in Kanem. Die meisten mögen nachher gekommen sein; vorher die Kie oder Kojam, die jedenfalls nicht mit den Tibu-Stämmen gleichzeitig eingewandert sind, da sie sich jetzt nur noch in Bornu finden und eine ganz besondere, von den Tibu getrennte Stellung einnehmen, und die Tomaghera oder Thomagheri, die beide schon im Anfange der Dynastie den Königen Frauen lieferten.

Die Kie oder Keie, die jetzigen Kojam, sollen ihre ursprünglichen Sitze zu Wun in Borku gehabt haben und werden in den Chroniken als Leute Dirks bezeichnet. Zur Erklärung dieses Namens sei gesagt, dass derselbe in der ganzen nördlichen Tibuwelt als Dirki, Dirkemi, Dirkoma vorkommt, wie er wohl auch der Kauar-Ortschaft Dirki den Namen gegeben hat. Eine Abteilung der Arine führt noch jetzt den Namen Arina-Dirkoma, bewohnt den südwestlichen Teil Tibestis und wird von den Arabern als die der Dirkemauiä bezeichnet. Jetzt, wie gesagt, finden sie sich nur noch in Bornu, an den Ufern des Komodugu-Joobe und leben dort vermischt mit den später eingewanderten Tibu, doch von ihnen mannigfach unterschieden. Während die Araber in Bornu schon lange aus Kamelhirten zu Rinderhirten oder gar zu Ackerbauern geworden sind, halten die Kojam bis in die neueste Zeit mit äusserster Zähigkeit an ihren heimatlichen Kamelen fest, so dass sie allmählich eine Varietät dieses Tieres geschaffen haben, die freilich, den für das Kamel so ungünstigen klimatischen Verhältnissen entsprechend, eines sehr schlechten Rufes geniesst. Ebenso frühzeitig müssen die Tomaghera in diese Gegenden gekommen sein, denn wir finden sie in den ersten Zeiten der Einwanderung schon erwähnt, im Laufe der Zeit meist nach Süden vorgedrungen und am vollständigsten transformiert. Sie werden als Leute von Kera in den Chroniken bezeichnet und dürften durch diesen Namen einen Zusammenhang mit den Kreda des Bahar el-Ghasal dokumentieren, die in dem Dasa-Dialekt Kara heissen. Wir finden sie noch heute als das edelste Geschlecht in Tibesti und die Kauar, aus dem die Könige beider Ländchen hervorgehen müssen. In Kanem leben sie jetzt mit den Kanembu oder als

Kanembu, doch sich ihres Tibu-Ursprunges noch bewusst, und eine Abteilung dieses Namens bildet sogar noch einen Teil des demnächst anzuführenden, andersartigen Stammes der Dana oder Danawa — bekannter unter der arabischen Bezeichnung der Haddäd — im südlichsten Kanem. In Bornu endlich finden wir sie als einen zahlreichen Kanembu-Stamm ohne eine distinkte Erinnerung an ihre nordische Vergangenheit, und die Könige von Mandara im äussersten Süden und von Munio im höchsten Norden des Landes gingen aus ihnen hervor.

Mit diesen beiden Stämmen werden in frühester Zeit der Kanemherrschaft der Stamm der Megharma und der der Ghamama, die vielleicht identisch sind, erwähnt und scheinen, dem Namen nach zu urteilen, ebenfalls Tibustämme zu sein, obgleich ihre genaue Fixierung jetzt nicht möglich ist.

Gleichzeitig werden denn auch in den Chroniken die Teda im allgemeinen erwähnt ohne Nennung bestimmter Abteilungen. Ein halbes Jahrhundert hindurch figurieren dieselben wieder und wieder, traten später in einen politischen Gegensatz zu der Kanemherrschaft, wie es sich erklärt, zwischen zügellosen Nomaden und einer streng organisierten Regierung über Ackerbauer, führten jahrelang Krieg mit den Kanemkönigen und müssen nach überlieferten Nachrichten noch bis in das 16. Jahrhundert hinein zahlreich und mächtig gewesen sein. Viele wanderten infolge des Sieges des Königs Edris über die Bulala, denen sie sich angeschlossen hatten, in der letzten Zeit des 16. Jahrhunderts nach Bornu. Seitdem scheinen ihre Verhältnisse ungefähr dieselben geblieben zu sein bis in die neueste Zeit, als vor einem Menschenalter der Araberstamm der Aulad Soliman aus Fessan nach Kanem auswanderte, mit Waffengewalt dort dominierte und die südlichen Tibu mehr und mehr nach Bornu drängte.

Jetzt grenzen in Kanem an Teda und Dasa zunächst im nördlichsten oder nordwestlichsten Teile, den Distrikten von Manga und Schitati, Bruchstücke der Gunda, deren Ursprung wir in Tibesti finden, wo sie bis vor kurzem den zweiten König des Landes lieferten und wo sie als gleichberechtigt mit den Tomaghera anerkannt werden. Mit ihnen werden Bruchteile der Atereta, die die ursprünglichen Herren von Jin in Borku waren, und den Worda, ein Name, der zweifellos von dem Eigennamen eines Chefs — der Name Worde ist

nicht selten — herrührt und also nicht mehr identifiziert werden kann.

Ebenfalls in Manga finden wir die Juroa oder Osümma, die ihren Ursprung aus Wun in Borku herleiten und in Schitati im Anschluss an die Gadawa spärliche Elemente der Mada, eines Tedastammes aus dem südlichen Teile von Tu (Tibesti). Die Gadawa oder Gadiwa, von denen wir weiter unten noch sprechen werden, sind neben den Wandala der zahlreichste und mächtigste Stamm in Schitati; beide scheinen stets die Steppen zwischen Kanem und Egai inne gehabt zu haben und haben keine Kenntnis von einem nördlicheren Ursprunge. Zu den Wandala gehören jetzt als Unterabteilung die Jerüma, die aber eigentlich nur eine Abteilung der Dasa Sakerda im Bahar el-Ghasal sind und selbst wieder die Tommülma einschliessen.

Im Nordosten von Kanem wohnen die Hawalla, deren Chef den Titel „Medela“ zu führen scheint und die daher auch Medelea genannt werden, sowie der mächtige, in neuerer Zeit von Wadai oft und arg mitgenommenen Stamm der Dogorda, die die ursprünglichen Herren von Wun waren und jetzt den Distrikt der Täler von Lilloa innehaben.

Im eigentlichen Kanem wohnen sodann die Kumosoalla, die Salemea und die Beggarea, die zusammengehören und im allgemeinen als Dasa gelten.

Im Bahar el Ghasal endlich, das sich an Kanem schliesst, wohnen im südlichsten Teile die Karda oder Kreda, die sich Kara nennen, und die Dasa, die in zwei Abteilungen zerfallen, die Dasa Sakerdea mit der Hauptunterabteilung der Schindijora und die Dasa Norea oder Nawarma, die ursprünglich allein als Dasa anerkannt werden.

Es ist hier zur Erklärung hinzuzufügen, dass die ganze Tibufamilie durch ihre Sprache in zwei Abteilungen geschieden wird, deren nördliche die Teda, sich des „Tedaga“ oder Tedadialektes bedient, und deren südliche das Dasaga oder den Dasadialekt spricht. Der Uebersicht wegen kann man alle Stämme, die sich des Dasaga bedienen, unter der Kollektivbezeichnung Dasa zusammenfassen; doch sie selbst reservieren eigentlich diesen Namen den eben genannten beiden Tibustämmen des Bahar el Ghasal.

Auch hier in Kanem finden wir bei den Dasa noch vorwaltend regelmässiger Züge, zierlicheren, ebenmässigeren Bau, als bei den

Bornustämmen und jene hellere Hautfärbung, die sie von den meisten Bornuleuten unterscheidet. Dies gilt natürlich am meisten von denen, die sich unvermischt erhalten haben und in den nördlicheren Steppen und auf der Grenze derselben ihr ursprüngliches Nomadenleben führen. Auch in dieser Beziehung vollziehen sich interessante und ausgiebige Transformationen. Wie die Kojam und die Tomaghera im Süden ihre ursprüngliche Natur mehr und mehr eingebüsst haben und teilweise keine ihrer Herkunft entsprechende Stellung mehr einnehmen, so sind auch in Kanem die Dasa Verbindungen eingegangen, die ihre ursprüngliche Natur alteriert haben oder noch alterieren. So finden wir in dem eben genannten zahlreichen, durch seine Verbindungen mit dem Auläd Soliman mächtigen Stamm der Gadawa oder Gadiwa eine Verbindung von Dasa mit dem Kanembustamme der Dibbiri. Der berühmte Gadawachef Halluf, bekannt aus Barths Schilderungen, den Nachtigal noch in voller Manneskraft gesehen hat, erklärte ihm den von den Arabern adoptierten Namen dieses Stammes Fugabu, den Barth allein gekannt hat, und über den er sich vergeblich Rechenschaft abzulegen suchte. Die Gadawa nämlich teilen sich in eigentliche Gadawa — reine Dasa — und in die Fugo Meo oder Kinder des Fogo, die Dibbiri sind und sich mit den Gadawa verschmolzen haben. Fugo oder Fugobo ist der Titel der Kanembuchefs, den die Araber einfach in Fugabu korrumpiert haben; doch der ganze Stamm, einschliesslich der Dibbiri — nachweisbar Kanembu — sprechen jetzt nur das Dasaga; die Bornusprache ist bei ihnen verschwunden.

Auch die Kumosoalla mit ihren beiden unbedeutenderen Nebentämmen werden im allgemeinen als Dasa bezeichnet, stehen ihnen in physischer Beziehung näher als den Kanembu und sprechen Dasaga, doch gehen sie ebenfalls aus einer Mischung hervor, in der aber das Dasaelement nicht eine so hervorragende Rolle spielt, als bei den Gadawa. Sie stehen unter einem Chef, der den Titel Kumo führt, umschliessen aber eine Unterabteilung, deren Chef den nationalen Titel der Dasachefs, Kedela, führt. Dieser Teil also repräsentiert das eigentliche Dasaelement, das sich dem fremdartigen, das wir durch den Titel Kumo angedeutet finden, unterordnete. Welches dieses fremdartige dominierende Element war, vermag Nachtigal nicht zu präzisieren, er vermutet, das es Bulala oder Kuka waren. Mit diesen Vermischungen wurde vor allem auch die Disposition zu einer Veränderung ihrer ursprünglichen Lebens-

weise vermehrt. Während die reinen Dasa der Wüste und Steppe höchstens in den wasserreichen Tälern einige Sklaven zum Ackerbau sesshaft machen, sind die Kumosoalla, in denen das fremdartige Blut vorherrscht, und die Hawalla, deren Chef den für die Reinheit des Stammes verdächtigen Titel Medela führt, ganz sesshaft geworden und erinnern nur noch durch den mässigen Besitz von Herden an ihre ursprüngliche Natur. Die Gadawa, die die mit ihnen lebenden Dibbiri mehr oder weniger absorbiert haben, sind ebenfalls, wenn auch vorwaltend Nomaden, doch teilweise Ackerbauer geworden.

Dass natürlich diejenigen Bruchteile der Tibu, die bis zum Tsadsee versprengt werden, in jeder Beziehung ihre ursprüngliche Natur einbüssten, versteht sich von selbst. Hier und da ist es nicht allein die Vermischung mit fremden Bestandteilen, die das ursprüngliche Nomadentum der Tibu beeinträchtigt, sondern es ist in den südlicheren Teilen die zwingende Notwendigkeit. Wo ihre Sitze an dem regelmässigen Regen Anteil haben, gedieh ihr heimatliches Kamel nicht mehr, und sie sahen sich genötigt, aus Kamelhirten Rinderhirten zu werden, und als dann eine Reihe von Jahren hindurch die Lungenseuche den Rinderbestand aller Sudanländer dezimierte, haben sich viele von ihnen genötigt gesehen, zum Ackerbau ihre Zuflucht zu nehmen; sogar die Wandala, bis dahin reine Nomaden, haben angefangen, ihre Lebensweise zu ändern.

In Waffen und Kleidung sind sie dieselben geblieben, wie zur Zeit ihres reinen Nomadentums. Mit Ausnahme der Dana führen übrigens alle Bewohner Kanems im allgemeinen dieselben Waffen, wie die Tibustämme; nur das Wurfeisen, das in Tibesti und Borku die Haupt- und Lieblingswaffe darstellt, verliert nach Süden zu seine Bedeutung und verschwindet endlich ganz.

Dort, wo das reine Nomadentum aufgegeben wurde, gesellt sich zu den ursprünglichen Hütten, aus auf Stangen gehängten Matten, die Strohütte der Kanembu und wird endlich ganz von ihr verdrängt.

Die auf die Dasa folgenden Einwohner von Kanem, die ursprünglichen Herren des Landes, die Kanembu, haben wie gesagt einen, wenn auch in der Zeit sehr fernen Zusammenhang mit den Tibu, wie aus ihrer Sprache, aus der Verbindung einzelner ihrer Abteilungen mit den Wüstenbewohnern und aus ihrer Vergleichung einerseits mit ihnen, andererseits mit den Kanuri, ihren nächsten Verwandten, den Herren von Bornu, erhellt. Noch haben sie im Vergleich zu ihren

südlichen Nachbarn im Innern von Bornu durchgängig eine hellere Nuance der Hautfärbung bewahrt, wenn sie auch in dieser Beziehung gegen die Tibu zurückstehen. In der feuchtigkeitsreichen Umgebung des Tsadsees und im Innern von Bornu haben sie einen Teil der Zierlichkeit, Magerkeit, Nervosität, Beweglichkeit und physischen Energie, die den Tibu charakterisieren, eingebüsst und sind massiger, fettreicher, plumper geworden, ohne jedoch hierin die eigentlichen Bornuleute zu erreichen. Durch die Natur ihrer Sitze sind sie natürlich alle sesshafte Ackerbauer. Sie sind im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr nach Süden gedrängt worden, hielten sich hauptsächlich auf dem ganzen Nordostufer des Tsadsees, sind aber in neuester Zeit und hauptsächlich durch die räuberischen Auläd Soliman in das Innere desselben oder des Bornureiches gedrängt worden.

Von der Nordspitze des Tsade auf seinem Rande nach Südosten gehend, stösst man zuerst auf die Sugurti mit ihrem Zentrum Beri; sodann auf die Kuburi in den Distrikten von Kiskaua und von Gala; die Kenanie oder Kunkinna mit der Unterabteilung der Ngellega, die als ein zahlreicher Stamm in den Bornu-Chroniken erwähnt werden, in der Gegend von Sulu; die Konku in der Gegend gleichen Namens; die Tomagheri in der Gegend von Dibelontschi; die Korio, von denen man sagt, dass sie schon ursprünglich auf den Inseln des Tsadsee selbst gewohnt hätten, ohne der zahlreicheren kleineren Kanembu-Abteilungen im einzelnen zu gedenken. Die Katschiti, die gewöhnlich als Kanembu betrachtet werden, sind unreinen Ursprungs und aus einer Mischung von Kanembu mit Bornusklaven hervorgegangen.

Wie aber die Kanembu mit der Verschiebung der Tibu nach Süden hin selbst vorrücken mussten, so finden wir die Korio, Kunkinna und die Katschiti jetzt auf den nächsten Inseln des Tsadsees wohnen, und die Sugurti haben sich von den räuberischen Auläd Soliman fast ganz aus ihrem heimatlichen Distrikte Beri nach Bornu zurückgezogen.

Fern vom See haben sich von den Kanembu in einer gewissen Kompaktheit nur die Tschiroa in dem Distrikte Tschiri erhalten, der den östlichen Teil des bewohnten Kanem-Gebietes einnimmt und dem Teile, der im engeren Sinne als Kanem bezeichnet wird, nach Nordosten anliegt.

Die Tomagheri leben zum grössten Teil schon länger im eigentlichen Bornu. Auch die Kuburi, die sich noch am meisten in der Gegend von Kiskaua erhalten haben, wohnen zum grössten Teil in Bornu und in den Ortschaften zwischen ihrer Heimat und der Mündung des Flusses von Joo auf dem Westufer des Sees. Der nordische Ursprung lässt sich nicht allein für die Tomagheri bis zur Evidenz nachweisen, sondern wird sogar angedeutet in dem stoltesten aller Kanembustämme, dem der Kuburi, dem das Königsgeschlecht angehört, durch den Namen einer Abteilung desselben, die die der Borkubu, d. h. der Leute von Borku, genannt wird.

Zahlreiche kleine Ansiedlungen von Kanembu sind über das ganze Land zerstreut, sowohl in dem südöstlichen Teile mit sesshafter Bevölkerung, als auch in den Tälern der Nomadendistrikte.

Die Kanembu sind eines und desselben Ursprungs mit den Kanuri. Die Trennung beider scheint sich erst vollzogen zu haben, als das über die Kanembu und andere Stämme gegründete Reich Kanem etwa 300 Jahre bestanden hatte. Um diese Zeit begann das Vordringen eines Teiles der mehr oder weniger homogen gewordenen Bevölkerung von Kanem nach Süden über den Fluss von Joo hinaus. Als derselbe die südlich davon bis zum Schari wohnenden So oder Sou und verwandte Stämme besiegt und zurückgedrängt hatte, siedelte er sich dort an, mischte sich mit den dortigen Eingeborenen und erfuhr so neue Modifikationen. Dies wurden die Herren von Bornu, die Kanuri. Von vornherein sind dieselben nicht zu trennen von den Kanembu. Beide haben Abteilungen desselben Namens, die von Berichterstatlern und geschichts- und landesunkundigen Leuten in ihrer Zugehörigkeit beständig verwechselt werden. Jede derselben weiss zwar sehr genau, ob sie zu den Kanuri oder den Kanembu gehört, doch über die Zeit und Ursachen der Trennung gibt es nur eine dunkle Tradition, die behauptet, dass das Königsgeschlecht der Kubu vor Zeiten sich durch Streit zweier Glieder desselben in zwei Teile gespalten habe, von denen der eine sich nach Bornu wandte, während der andere in Kanem verblieb.

Wiewohl der nach Bornu gezogene Teil, der die Benennung Kanuri adoptierte, im Laufe der Zeit die Herrschaft von Bornu und Kanem gewann, halten sich die Kanembu doch für die reineren Vertreter der Familie und verachten die Kanuri in Etwas, trotzdem dieselben ihre Herren sind, weil sie durch eine Vermischung mit den heidnischen Stämmen Bornus verunreinigt seien. Von den Kanuri,

nachdem sie den Schwerpunkt des Reiches von Kanem nach Bornu verlegt hatten, kamen dann manche in ihre Heimat zurück, und so finden wir die Abteilungen der Bullua, der Dugua, der Biriwa, der Manijau, der Ngalmä Dukko und anderer später auch in Kanem vertreten. Diese werden stets unter dem Sammelnamen der Magomi zusammengefasst, der sich für die herrschende Kanuri-Abteilung herausbildete, für diejenige, der das Königsgeschlecht angehörte.

Äusserlich unterscheiden sich die Kanembu nicht allein durch ihre charakteristische Körperbildung — sie sind gross und immerhin verhältnismässig schlank — und durch eine mehr oder minder allen gemeinsame, etwas ins Rötliche spielende Hautfärbung von den Kanuri, die, was Wuchs, Körperbildung, Gesichtszüge, Hautfarbe betrifft, sehr verschiedenartig sind und sich nicht von bestimmten Gesichtspunkten aus zusammenfassen lassen, sondern auch durch Tracht und Sitte. Wo sie nicht im eigentlichen Bornu neben den Kanuri, sondern in ihrer Heimat leben, tragen sie mit Vorliebe ein einfaches Lederschurzfell, verzieren sich mit Muschel-Halschmuck, tragen Ringe um den Oberarm und um das Handgelenk, bedecken gern den Kopf mit einer hohen Mütze (Dschoke), die mit einem Baumwollensstreifen (Aliabu) umwunden wird, gleichsam zur Erinnerung an den in ältester Zeit von Norden gebrachten Turban, oder mit irgend einem phantastischen kriegerischen Schmucke. Die jungen Leute lassen ihr Haar wachsen und flechten einen Schmuck daraus, während die Kanuri mit viel grösserer Regelmässigkeit ihr Kopfhaar rasieren. Die Waffen der Kanembu bestehen in Wurfspieß, Lanze und langem Vorderarmmesser — das Wurfeisen der Tibu fehlt, — und unterscheiden sich von den Kanuri nur durch einen Schild von halber Manneshöhe aus dem leichten Holze des „Phogu“ genannten, am und im Tsadsee verbreiteten Baumes.

Im eigentlichen Bornu, wo Kanembu und Kanuri nebeneinanderleben, verschwinden diese leichten äusseren Unterschiede, doch schwächen sich die physischen nur hier und da etwas ab.

Ausser den zuvor erwähnten Abteilungen der aus Bornu zurückgewanderten Magomi, gibt es noch einen Stamm in Kanem, der als zu den Kanuri gehörig angesehen wird oder sich so betrachtet, doch seinen Ursprung nur dorthin gesandten Sklaven verdankt. Dies sind die einst so mächtigen Dalatoa, die Mao und Umgegend bewohnen und von einem früheren Bornusklaven namens Dala, der Gouverneur von Kanem war, abstammen.

In ihren Händen befand sich zu Nachtigals Zeiten noch das Khalifat des eigentlichen Kanem, doch wird der Inhaber desselben nicht mehr von Bornu, sondern von Wadai bestallt. In der nächsten Nähe des Tsadsees, im südöstlichsten Teile Kanems, wohnt ferner ein mächtiger Stamm, der hier erwähnt werden muss, da er sich nur der Kanurisprache bedient und auch physisch keine charakteristischen Unterschiede von den Kanembu darbietet. Es sind dies die Dana oder Danawa, wie sie sich selbst nennen, oder Haddäd, wie sie die Araber heissen. Dieses Wort bedeutet „Schmiede“ und lautet in der Dasa-Uebersetzung Azoa; in der Tat geben die Tibu dem Stamme ebenfalls diesen Namen. Die von ihnen bewohnten Täler werden wohl unter dem Distriktnamen Bari zusammengefasst. Sie selbst teilen sich in vier Unterabteilungen und führen dieselbe Lebensweise wie die benachbarten Kanembu. Sie haben keinerlei andere Sprache als die Kanurisprache, sind häufig von rötlicher Hautfärbung, und unterscheiden sich nur dadurch von den Kanembu, dass sie sich des Bogens und der Pfeile bedienen, die sie mit dem Saft der Euphorbien und der *Calotropis procera* vergiften. Weshalb sie Haddäd heissen — ein Name, dem eine grosse Verachtung anklebt —, weiss niemand zu sagen; jedenfalls beschäftigen sie sich jetzt nicht mehr mit der Schmiedekunst, als die Kanembu oder Dasa. Sie leben sehr abgeschlossen in ihren dichtbewaldeten Tälern und sind mit den gleich zu erwähnenden Ngidschem die einzigen, die den Auläd Soliman mehr oder weniger Widerstand leisten, und in deren Wohnsitze sich diese nicht wagen. Kommen die Feinde heran, so ersteigen sie ihre dicht belaubten Bäume und überschütten dieselben von der Höhe mit Pfeilen. Die Tradition sagt, dass sie Manga seien, die sich mit den Bulala gemischt hätten, und dabei ist es merkwürdig zu konstatieren, dass der Stamm der Manga, der sich auch nur der Sprache der Kanuri bedient, ohne doch eigentlich zu ihnen gerechnet zu werden, und der jetzt so zahlreich in dem westlichen Bornu am Fluss von Joo lebt, sich ebenfalls der Bogen und der Pfeile bedient. Wie ferner die Manga-Ortschaften in Bornu ausser der Umschliessungsmauer und dem Graben noch eine, wohl zehn Fuss dicke Dornenhecke zum Schutze haben, so legen auch die Dana ihre Dörfer so an, dass sie ringsum von undurchdringlichem Dickicht umgeben sind. Es wäre nicht unmöglich, dass der Ursprung beider in der Landschaft Manga, die jetzt unbewohnt im Norden von Kanem die bewohnten Teile des Landes von der Wüste scheidet,

zu suchen wäre, dass beide sich bei der Verschiebung der Wüstenbewohner nach Süden aus ihrer Heimat zurückgezogen, zum grossen Teil nach Bornu wanderten, sich im Südosten Kanems mit den Bulala mischte und die Dana bildeten.

Die Hauptstadt des Kanemreiches war Ndschimi und blieb es bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts, wo der damalige Herrscher Daud aus dieser durch die Bulala vertrieben wurde. Diese hatten seit Jahrhunderten am Fittrisee und im Gebiete der Kuka eine Herrschaft gegründet und setzten den Kanemkönigen, deren mehrere sie töteten, so hart zu, dass in den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts Kanem ganz aufgegeben wurde. Erst im Anfange des 16. Jahrhunderts wurde diese Provinz wieder erobert, obgleich auch später die Bulala manche Aufstände machten und manche Kriegszüge dorthin veranlassten. Diese Bulala, obgleich sie lange auf ihre eigentliche Herrschaft, das Fittrigebiet, beschränkt waren, haben ebenfalls ihre Spuren in der Bevölkerung Kanems zurückgelassen. Man ist ungewiss, woher der Name Bulala kommt, der für die Mehrheit gebraucht wird, und begegnete grosser Unsicherheit in der Bildung des Singulars. Der König der Bulala, namens Dschurab am Fittrisee, ein sehr verständiger, wohlwollender, belesener, im Sinne des Islams gelehrter Mann, hat Nachtigal versichert, dass die herrschende Klasse durch eine Aufpfropfung arabischer Elemente auf den Stamm der Kuka entstanden sei. In der Tat, im allgemeinen ist in jener Gegend anerkannt, dass die Bulala mit den Auläd Raschid und den Heimat, deren Stammväter Brüder waren, verwandt sind. Der Name Bulala oder Belala kommt von dem Eigennamen Belal, wohl dem Stifter des Stammes oder ersten Herrscher der Gegend, wie denn ihr Gebiet wohl als Ard Belal, d. h. Land Belals, bezeichnet wird. Dem Könige Dschurab war auch nicht das geringste bekannt von einer Abstammung seiner Vorfahren aus Kanuri-Elementen, wie Barth als wahrscheinlich annahm, und wies er einen derartigen Zusammenhang auf das entschiedenste zurück. Wohl aber behauptete er, schriftliche Beweise aus alter Zeit über ihre arabische Abstammung und ihre Herkunft aus Kodofan beibringen zu können. Das spärliche arabische Element verschwand natürlich in dem der Kuka; die Sprache ging verloren in der allgemeinen üblichen der letzteren, und physisch und moralisch sind sie jetzt nicht mehr von denselben zu trennen. Sie sind sehr wohlgebildete, mittelgrosse, dunkelfarbige Leute mit kupfrigem Schimmer ihrer Haut, besonders

die Frauen erfreuen sich eines zierlichen, hübschen Wuchses, gefälliger Züge und eines angenehmen Gesichtsausdruckes. Sie haben in Kanem ein mächtiges Populationszentrum in Dibelontschi, wo die zu ihnen gehörige Abteilung der Ngidschem wohnt, und zählen einige andere Abteilungen, wie die der Bedde, die unter den Dana leben, die Diabu und die Fedha, zu den ihrigen.

Reine Kuka sodann wohnen noch in der Gegend des früheren Ndschimi, in der Ortschaft Gudscher.

Ausser den Tibu, den Kanembu, den Dana, den Bulala- und Kuka-Resten und den aus Bornu zurückgekehrten Kanuri, bleiben für Kanem noch zu erwähnen die arabischen Elemente, die die Tündscher, die Schoa oder eingeborenen Araber und die jüngst eingewanderten Araber der Nordküste, die zur Unterscheidung von jenen Wassili genannt werden, umfassen.

Die Tündscher konzentrieren sich auf die Stadt Mondo und ihre Umgebung, müssen in sehr alten Zeiten eingewandert sein und kamen von Tunis, sind aber Abkömmlinge der Hellelia, die zur Zeit des Propheten in Nedsched Arabiens wohnten. Barth hielt sie für einen merkwürdigen Stamm Inner-Afrikas, der seine Sprache vergessen habe. Nachtigal kann versichern, dass sie keine andere Sprache als die arabische haben und dass sie alle einig sind über ihre Abstammung und den Umweg ihrer Vorfahren über Tunis, von wo dieselben, nachdem sie mit berberischen Stämmen gekämpft hatten, unter der Führung eines gewissen Diab in die Sudanländer gewandert sind. Er sah sie in Wadai und besonders in Dar For, wo sie Jahrhunderte hindurch die Herrschaft des Landes in Händen hatten und wo noch das letzte Königsgeschlecht aus ihrer Mischung mit dem Stamme hervorging. Dort, wo sie noch in grösserer Anzahl und Reinheit vorkommen, müssten sie eine etwaige eigentümliche, ursprüngliche Sprache doch wenigstens in ihren Resten bewahrt haben, auch von den übrigen Arabern werden sie als ihresgleichen anerkannt, wenn sie auch im Munde des Volkes, da sie in anderer, früherer Zeit eingewandert sind, als die übrigen Schoa-Stämme, nicht unter dem Namen dieser mit inbegriffen, sondern stets als Tündscher bezeichnet werden. Ob der Name eine direkte Abteilung vom Worte „Tunis“ gestattet, lässt Nachtigal dahingestellt sein; jedenfalls verbindet die Bruchteile des Stammes dieselbe Tradition in Kanem, Wadai und in Dar For. Sie verraten noch jetzt vielfach ihren nordischen Ursprung, in Hautfarbe und Gesichts-

bildung, wenn sie auch in dieser Beziehung eine Stufe tiefer stehen, als die Schoa.

Diese, die Schoa, sind sehr spärlich in Kanem vertreten durch die Beni Hassen, die, obgleich ziemlich rein erhaltene Araber, doch in ihrer spärlichen Anzahl das elende Leben von Schützlingen der Dasa führen müssen, und durch die Beni Wail, die östlich von Mao in ihrer sesshaften Lebensweise zweifelhafter Natur sind.

Die Wassili endlich sind vertreten durch die Auläd Soliman, die nach der Eroberung Fessans durch die Türken, denen sie Widerstand geleistet hatten, aus Furcht vor diesen, vor 70 und einigen Jahren nach Borku und Kanem auswanderten und seitdem diese Landschaften brandschatzen und terrorisieren, die Kanembu und diesen verwandte Elemente bis an den See und auf die Inseln desselben einen grossen Teil der Tibu nach Bornu gedrängt haben. Sie sind vor etwa 55 Jahren durch einen Stamm der Nordküste, durch Mgharba aus Barka, die aus Raub- und Abenteuerlust nach Süden wanderten und die Rückkehr vergassen, vermehrt worden. Diese, die ursprünglich keine definitive Auswanderung aus ihrer Heimat beabsichtigten und keine Frauen mitbrachten, werden in wenigen Generationen den Dasa sehr nahe stehen. Nur zwei oder drei von ihnen hatten arabische Frauen aus dem Stamme der Auläd Soliman genommen, alle übrigen aber begnügten sich mit solchen aus Borku und dem Bahar el Ghasal. Die Auläd Soliman dagegen, mit Weib und Kind für immer ausgewandert, sind verhältnismässig noch wenig vermischten Blutes, da ihnen die geringe Anzahl von Sklavinnen, über die sie verfügen, keine Gelegenheit zu durchgängiger Alteration bieten. Moralisch haben sie sich schneller deterioriert als physisch, und mit Bedauern sehen die Aeltesten des Stammes, die noch in der fernen Heimat gelebt haben, wo sich in ganz Tripolitanien und Fessan ihr Stamm der besten Reputation erfreute, auf die jüngere Generation herab, die aller jener noblen Tugenden der Araber, der Gastfreundschaft, der Wortfestigkeit und der Grossmut bar sind. Doch noch jetzt unterscheiden sie sich in dieser Richtung immerhin nicht unwesentlich von den Dasa- und Kanembu-Stämmen ihrer neuen Heimat. Unerbittliche Feinde und wenig wohlwollende Herrscher sind sie der Treulosigkeit der Dasa und der leichtsinnigen Unzuverlässigkeit der übrigen Stämme unter ihresgleichen oder gegenüber ähnlichen, nicht fähig; nur gegen die dunkelfarbigen Leute kennen sie nicht Treue und Glauben.

Von Zeit zu Zeit kommen neue Zuzüge nordischer Banden, wenn etwa einige Hungerjahre, ein allgemeines Viehsterben, die Erpressungen von seiten türkischer Gouverneure, sie aus der nordischen Heimat vertrieben, oder wenn sie dem ihnen innewohnenden Trieb nach Abenteuern oder ihrer Wanderlust nicht mehr widerstehen können.

So klein die Anzahl dieser nordischen Araber ist, so wichtig ist die Rolle, die sie daselbst spielen: in der Umbildung der politischen Verhältnisse, in der Verschiebung der dortigen Stämme, in der Betätigung des ganzen öffentlichen Lebens.

Das ist die Bevölkerung Kanems. Zwischen dem 14. und 15. Grad nördlicher Breite ziehen sich vom 14. bis 16. Grad östlicher Länge v. Gr. von West nach Ost die Sitze der Wandala, Gadawa und Auläd Soliman in dem Distrikt Schitati, und die der Dogorda und Mgharba in den den Distrikt Littoa zusammensetzenden Tälern. Das sind die eigentlichen Sitze der Nomaden, in denen jedoch die genannten Dasastämme auf dem Grunde der Täler ihre Sklaven den allernotwendigsten Ackerbau betreiben lassen, und in denen sich hier und da versprengte Kanembu — Bruchteile in vereinzeltten Niederlassungen finden. Die Nomaden sind hier mehr Rinderhirten als Kamelbesitzer, besonders die Gadawa, von denen ein wesentlicher Teil ja aus Kanembublut hervorgegangen ist; doch finden sich auch Kamele genug, auf die sich die Auläd Soliman und die Mgharba beschränken, indem sie nach wie vor den Rinderbesitz zu anderen Zwecken als zum Schlachten und Essen verachten.

Südlich vom 14. Grad nördlicher Breite, und zwar hauptsächlich zwischen dem 15. und 16. Grad östlicher Länge ist dann die dichteste Bevölkerung der Landschaft mit ihren ständigen Sitzen. Da wohnen die Bornusklaven Dalatoa in Mao und Jagubberi, die die Gouverneure (Khalifa) der Bornukönige in Kanem wurden, nachdem die früher von den Bornukönigen dazu bestellten Tündscher sich als Wächter Kanems allzu unruhig und selbständig gezeigt hatten. Da wohnen die Kanuri, und zwar Magomi, in der ganzen Gegend von Mao, Mondo und Gala; die arabischen Tündscher in Mondo und Umgegend; die aus vermischten Dasa hervorgegangenen Kumosoalla nördlich von Mao; nordöstlich von dieser Gegend der sesshafte Dasastamm der Hawalla und die Kanembu Tschiroa; die Kubburi in Gala; die Bulala, und zwar vornehmlich Ngidschem in Dibelontschi,

die zweifelhaften Dana in Bari; die Kuka endlich in Gudscher, östlich von Mao.

Das ist die Getreidegegend Kanems und eigentlich überhaupt die Gegend, die allein dort zu Lande mit dem Namen Kanem belegt wird. Dort wird Duchn (*Penicillaria*) und Sorghum gebaut, und dort ist ein reicher Bestand von schönen Kuririndern. Dort sind die Zentren der bescheidenen Handelsverhältnisse, deren die Araber, seltener die Dasa, und zuweilen aus Bornu zugereiste Kaufleute bedürfen. Jene kaufen für Kamele und Bornuheimden Getreide, Bornu- und Wadaikaufleute für Bornuheimden und Schmucksachen, besonders Bernstein, Straussenhäute zu unglaublich billigen Preisen und zuweilen aus dem Tsadsee gebrachte Elefantenzähne.

Die räuberischen Auläd Soliman haben diese Gegend und die Bewohner nötig zur Erzielung ihres notwendigen Lebensbedürfnisses, des Getreides. Nachdem sie sich Jahrzehnte hindurch ein unbestrittenes Ansehen dort erkämpft haben, schonen sie die Gegend wie sie auch im Frieden mit ihren nächsten Dasanachbarn leben — den Dagawa und Dogorda, — um wegekundige Raubgenossen und streitbare Verbündete zu haben und um hier und da im Notfalle etwas Rindvieh zu ihrem Fleischbedarf in der Nähe zu wissen. Doch die entfernteren, unmittelbar am Rande des Sees wohnenden Kanembu und Kanuristämme vermindern sich mehr und mehr und ziehen sich allmählich in den Tsadsee selbst oder nach Bornu zurück.

Die nahe der Nordspitze des Sees in Beri wohnenden Sugurti sind fast gänzlich aus ihrer Heimat nach Bornu zu ihren Brüdern verschwunden. Das Königsgeschlecht der Kuburi von Kiskaua, dem auch der damalige König von Bornu entsprossen war, hält sich allein noch in mässiger Anzahl, doch die Magomi von Fuli, die Manijau von Manija, die Ngalma Dukko von Dschiggel — alles Kanuristämme; — die Kunkinna oder Kenanie mit den Ngellena — einst der grösste Kanembustamm, wenn auch nicht der edelste; — die Korio und Konku — die ältesten Abteilungen der Kanembu — haben sich auf die sicheren Inseln der Tsad-Lagune vor den räuberischen Arabern zurückgezogen, die keinerlei egoistischen Grund haben, auch sie zu schonen.

Diese verschiedenen Elemente Kanems zu beziffern und zu einer annähernd richtigen Zahl der Gesamtbevölkerung zu gelangen, ist wegen des bunten Volksgemisches und bei dem politisch zerfahrenen und unsicheren Zustand des Landes nicht leicht.



Ankunft in Bugoman.

Die Bewohner des Tsade.

Die Inseln im Tsadsee waren wohl stets bewohnt, da sie im östlichen Teil der grossen Lagune und durch Wasserarme vom Festlande getrennt sind, die wenigstens in der trockenen Jahreszeit leicht passierbar bleiben. Diese reichten gerade hin, um in jenen rechtlosen Gegenden den Bewohnern eine gewisse Sicherheit vor räuberischen Nachbarn und vor den Uebergriffen benachbarter Regierungen zu gewähren. Wie bei der Eroberung des heutigen Bornu, die am Ufer des Tsadsee wohnenden Abteilungen der Soo oder ihrer Verwandten sich zum Teil in das Innere desselben zurückzogen, so drängten jetzt von Kanem die Kanembustämme und andere vor der Raubsucht und Treulosigkeit der Auläd-Soliman und vor der in ihrer Heimat herrschenden Rechtlosigkeit in den Tsade. Seit lange fand der Araberstamm der Asala, die im Norden von Bagirmi das Südufer des Sees bewohnen, dort Schutz und Sicherheit gegen die Wadai- und Bagirmi Waffen, und mehr als einmal haben Wadaiprinzen bei dem Regierungswechsel in ihrem Lande vor Blendung und Mord daselbst eine sichere Zuflucht gefunden. Die eigentlichen Herren des Sees waren die Kuri, die den östlichen Teil der Inselwelt, der Karka genannt wird, bewohnten. Sie sind freie Herren des Landes, ein höchstens im Laufe der Jahrhunderte mit Kanembu- (von Norden) und Araber- (von Süden) Blut etwas gemischter Stamm. Möglicher- oder wahrscheinlicherweise bewohnten gleichzeitig mit ihnen andere verwandte Elemente die zentralen Inseln des Sees, Vorfahren des jetzt unter dem Namen der Jedina, wie sie sich selbst nennen, oder der Buduma, wie sie bei den Bornuleuten heissen, dort lebenden Stammes. Wenn die Bornuleute aus einer Sage, die allgemeine Geltung bei ihnen hat, die erste Bevölkerung der dem Westufer des Tsade nächstgelegenen Inselwelt von Bornusklaven ableiten wollen, so erklärt dieselbe offenbar nur, in welcher Weise sie mit den ursprünglichen Einwohnern des Innern bekannt wurden. Im westlichen Teile des Sees wiegt das offene Wasser so vor, dass die Verbindung der Insulaner mit den Uferbewohnern wohl früher eine noch spärlichere war als heutigen Tages, und einige Zeit verging, ehe die Eroberer des Westufers Kenntnis von den ersteren erhielten. Es geht also die Sage, dass der Sklave eines Bornukönigs, der Barka hiess, für den Marstall seines Herrn Futter suchte, bei niedrigem Wasserstande des Sees bis zur Insel Sejorum gelangte,

dort Leute traf, von ihnen zu den ferneren Inseln geschleppt wurde und in ihrer Mitte verblieb. Budu heisst in der Bornusprache „trockenes Gras, Heu“ und ma ist das eine Person bezeichnende Suffix, so dass Buduma der Heu- oder Grasmann heissen würde. Dieser Name würde danach später undekliniert geblieben und Begriffs- oder Kollektivname geworden sein, denn sonst müsste er in der Mehrzahl Budubu heissen, wie Kanembu ein Plural ist von Kanemma, Mann oder Bewohner von Kanem. Die Leute dieses Stammes nennen sich, wie gesagt, selbst Jedina, ein Name, dessen Ursprung nicht recht klar ist. Derselbe mag direkt von der auf dem Westufer des Tsade gelegenen Stadt Jedi kommen, deren ursprüngliche Bewohner, zu den Soo gehörend — bei der Eroberung des Westufers vielleicht zuerst in den See gedrängt wurden, hat aber auch vielleicht mit Gedi, Osten, einen Zusammenhang. Jedenfalls war die Stadt Jedi früher von Leuten bewohnt, die jetzt auf den zentralen Inseln des Sees leben. Der alte achtzigjährige Bürgermeister der Stadt erzählte Nachtigal, dass es wohlbekannt sei, dass die der Bornuzeit vorhergehenden Bewohner sich vor den „Ereignissen der Welt“, wie er sich ausdrückte, dorthin zurückgezogen hätten.

Es ist schon erwähnt, wie der See ursprünglich nach Nordosten hin einen Anfluss hatte. Seitdem dieser unterbrochen, trocken gelegt wurde, ist jener zur Regelung seiner Wassermenge allein auf die Verdunstung angewiesen. Doch scheint es nicht unwahrscheinlich, dass derselbe in seinem nördlichen und nordwestlichen Umfange seine Gestalt allmählich änderte. Die nach Nordwesten gerichtete, abgerundete Spitze bildet stets und allmählich neue Ausbuchtungen, und die Araber Kanems, die seit einem Menschenalter fast alljährlich den Weg um dieselbe nach Kuka zurücklegen, bezeugen, dass dieser jetzt einen viel grösseren, nach Norden gerichteten Bogen beschreibe, als früher. Auf dem Westufer, auf dem Barth schon an einzelnen Punkten das Vordringen des Wassers konstatierte, wird es von den Bewohnern desselben allgemein angenommen. Auch im Innern des Sees scheinen sich durch Anschwemmung und Abspülung langsam territoriale Veränderungen zu vollziehen. Wie durch die erstere, vielleicht im östlichen Teile, die Verbindung mit dem Bahar el Ghasal aufgehoben wurde, so ist z. B. durch diese eine Insel der Jedina, die Kangallam hiess, im Laufe von drei Jahren gänzlich im Wasser verschwunden.

Jetzt wohnen im Innern des Tsadsees: 1. die Jedina oder Buduma; 2. die Kuri oder Kaleame; 3. Kanembu und Kanuri; 4. Araber.

Die Jedina bewohnen, wie gesagt, die zentralen Inseln, die in der Mitte des Nordostufers sich dem Lande ausserordentlich nähern. Sie zerfallen in zwölf Abteilungen, von denen die hervorragendsten sind: die Maidschodscha, die Maibulua, die Budschia, die Guria, die Marganna und die Dschillua. Nachtigal hat mehr als hundert Namen ihrer Wohnsitze erfragen können, die durch Wasserarme voneinander getrennt sein, also Inseln bilden sollen, aber bei weitem nicht alle bewohnt zu sein scheinen und zum Teile zur Karkagegend, also zu den östlichen Inseln, zählen mögen. Die bewohnten Inseln sind demnach: Belarige und Kann, die dem Maidschodscha, Purram und Migrawa, die dem Maibulua gehören und jede ca. 500 Einwohner zählen sollen. Die Zahl der übrigen bewohnten Inseln mag noch etwa 50 betragen, doch ohne eine ebenso beträchtliche Bewohnerschaft zu haben. Wenn es wahr ist, dass die Jedina etwa 3000 Krieger aufbringen können, so muss man bei dem grossen Kinderreichtum, dessen sie sich nach dem Urteile aller, die bei ihnen gewesen sind, erfreuen, auf eine Totalbevölkerung von 15 000—20 000 Seelen schliessen. Die Stammabteilungen haben keinen innigen politischen Zusammenhang untereinander und bilden selbst im eigenen Innern kein einheitliches politisches Gemeinwesen. Ihre Chefs führen den Titel Kaschella, wie er bei den Kanuri gebräuchlich ist; doch ist diese Bezeichnung keine bei ihnen ursprüngliche, sondern von jenen, die zeit- und stellenweise eine gewisse Obergewalt über sie erlangten, eingeführt. Einzelne dieser Chefs, deren Inseln dem Bornureiche am nächsten liegen, stehen noch jetzt in einem losen Abhängigkeitsverhältnisse zu dem Herrscher des letzteren, doch bezahlen sie keinen Tribut und werden im Gegenteil auf das mildeste und liebenswürdigste behandelt, nur um durch einen möglichst freundschaftlichen Verkehr einigermassen die Sicherheit der unbedeutenden Handelsverbindungen zwischen den Jedina- und Bornuleuten zu garantieren, und die Uferortschaften in etwas vor ihren heimlichen, plötzlichen Ueberfällen zu sichern.

Es gibt auf den Inseln zwar Sandboden genug, um Duchen (Penicillaria) zu bauen, doch überwiegt der humusreiche und feste Boden, so dass die Kultur von Durra (Sorghum) und Mais vorwaltet. Ueberhaupt treiben sie verhältnismässig wenig Ackerbau, wozu sie

zu faul und herumstreicherisch sind. So kommt es, dass sie trotz ihres fruchtbaren Bodens noch Getreidebedarf in Bornu oder Kanem kaufen müssen. Auf einigen wenigen Inseln wird auch Baumwolle kultiviert, und neben den Getreidearten und der Baumwolle ziehen sie noch Bohnen und Kürbisse. Ausser der diesen Breitegraden eigentümlichen Baumvegetation von Sajalakazien, Sonut (*Acacia nilotica*), Seifenbäumen, Giraffenbäumen, Suak, Nebek (*Ziziphus spinae Christi*), Sserrach und Oshar (*Colotropis procera*) ist das Land am Tsadsee reich an Ambadschholz, jenem federleichten Holze, das den Einwohnern unentbehrlich zur Fabrikation von Wasserfahrzeugen ist, und dem Phogu, der fast ebenso leicht als jenes, nicht mit ihm identisch zu sein scheint und zur Konstruktion von leichten Booten, Schilden und Lagerstätten dient.

Die Jedina sind reich an Rindern, die alle der sogenannten Kuriart angehören, und an Ziegen, haben jedoch nur wenig Schafe. Pferde gibt es in beschränkter Zahl hauptsächlich bei den Guria und den Dschillua, weniger bei den Daremma, und Esel kommen nur in einzelnen Exemplaren vor. Flusspferde und Krokodile sind überall reichlich vertreten, wie auch Fische, wenigstens in der Nähe der Ufer. Als verhältnismässig reich an Elefanten bekannt sind die Inseln Schelia, Kumu und Kann.

Die Jedina sind gross, stark, muskel- und fettreich, grauschwarz und schwarz von Hautfärbung und ähneln verschiedenen Mekaristämmen; doch sind die Frauen im allgemeinen schlanker, zarter, ähnlicher den Kanembufrauen. Die Männer haben, mit Ausnahme zweier kurzer Einschnitte am Augenwinkel, keinerlei Tätowierung; sie tragen die Kleidung der Kanembu der Uferränder des Sees, d. h. Bornutoben, wenn sie dieselben erschwingen können, andernfalls sich begnügend mit dem Lederschurzfell. Das Haar tragen sie meist so lang, als die Natur es ihnen verlieh, und führen an gewöhnlichen Waffen drei bis vier Wurfspeere, eine Lanze, einen Schild aus Phoguholz, seltener das Wurfeisen, doch stets den langen Vorderarmdolch. Bogen und Pfeile existieren, scheinen jedoch nicht allgemein übliche Waffen zu sein. Sollten dieselben sich doch als stammeseigentlich herausstellen, so hätten wir darin eine Annäherung an die auf dem Nordufer wohnenden Dana, an die Manga in Bornu und an die Keribina in der Provinz Kotoko. Die Frauen unterscheiden sich von denen der Nachbarstämme durch eine verschiedene Tracht des Haares, das sie in zwei aufrechtstehende

Knäuel verteilen, die durch zu einem dichten Chignon verarbeitete Rindshaare noch vergrössert werden und deren eines auf dem Vorderkopfe die vordere, das andere auf dem Hinterkopfe die hintere Hälfte der Haare vereinigt. Ihr rechter Nasenflügel ist nicht durchbohrt, entbehrt also des kleidsamen Korallenzyinders. In den Ohren tragen sie kupferne oder messingene Ringe, an den Armen zahlreiche Vorderarmbänder aus Metall, deren man bis zu 10 Stück findet, etwa vier dergleiche Oberarmspangen, ein ebenfalls metallenes Fussband jederseits oberhalb der Knöchel und Halsgehänge aus Glasperlen, Korallen und Kaurimuscheln in grosser Menge.

Dem äusseren Bekenntnis nach sind die Jedina zum grössten Teile Muselmänner, doch haben sich viele Gebräuche aus der Heidenzeit vollständig erhalten. Die einzige Vorschrift des Islam, die streng befolgt wird, ist die Beschneidung, doch weder die täglichen Gebete noch die Fasten werden regelmässig eingehalten. Polygamie ist üblich und wohl schon vor dem Islam gang und gäbe gewesen. Die Heiraten werden früh geschlossen. Hat das Mädchen, wenn ein Mann um sie anhält, bereits ein verständiges Alter erreicht, so scheint man sie bei dieser Angelegenheit über ihre Meinung zu befragen. Die Hochzeit vollzieht sich ohne viele Zeremonien. Der Bräutigam bewirtet die Familie der Braut mit einem Mahle, zu dem er Rinder schlachtet, und gibt dem Vater 10 bis 20 oder 30 Stück Rindvieh, doch dieser stattet seine Tochter am Tage ihrer Uebersiedelung in das neue Heim oft mit einer, diesen Kaufpreis übersteigenden Mitgift aus. Am Tage der Heimführung bereitet der Bräutigam das Festmahl mit eigener Hand und ladet viele der angesehensten Männer des Stammes dazu. Die Ehen sind meist kinderreich, was man, wie in manchen anderen Ländern, dem vorwaltenden Genusse der Fische zuschreibt, und es ist nicht selten, dass eine Frau 10 und mehr Kinder hat. Ehetrennungen sind nicht ungewöhnlich, ohne dass jedoch die förmliche mohammedanische Scheidung existiert. Man kommt leicht in Zank und Streit, die Frau wird geprügelt und läuft davon.

Die Totenbestattung findet in der Art der Bornuleute statt. Man macht eine bis vier Fuss tiefe Grube und legt den Toten hinein, mit dem Kopfe nach Süden und dem Gesichte nach Osten. Stirbt von ihnen jemand auf dem Festlande, so holen sie seine Leiche in die Heimat; ein auf ihren Inseln gestorbener Fremder aber wird ins Wasser geworfen. Sang und Tanz sind sehr beliebt. Unter dem

taktmässigen Händeklatschen werden nicht unmelodisch im Gesange der Vater, sein Besitz an Booten und Rindern, an Sklaven und Pferden, sein Mut und seine Klugheit verherrlicht, das Lob der Mutter und Brüder verkündet und dazu die graziösen Körperbewegungen und quadrillenartigen Tänze aufgeführt, die diese Vergnügungen im ganzen Süden so vorteilhaft von der schamlosen Tanzkunst der Nordküstenländer und Fessans unterscheiden. Die beschränkende Sitte des Verkehrs zwischen verschwägerten und verwandten Personen scheint bei den Budumu ebenso streng geregelt zu sein, wie bei den Tibu. Ebenso nehmen die Schmiede dieselbe Pariastellung ein wie bei jenen. Bei den aus vormohammedanischer Zeit stammenden religiösen Gebräuchen, die in ihrer Geltung oft noch die des Islams übertreffen, spielen stets eine hervorragende Rolle eine heilige Schüssel aus Kürbisschale, ein historischer Stein — es kommt kein Stein im Innern des Tsadsees vor — und ein Stammesschwert. Eine Art Priester oder Glaubenswächter hat dieselben in Gewahrsam und bedient sich ihrer, wenn er die Hilfe des höchsten Wesens gegen Krankheit, Unfruchtbarkeit, zur Erflehung von Sieg und dergleichen erbittet. Auch eine Art Seeschlange spielt nicht selten eine grosse Rolle bei diesen Zeremonien, z. B. wenn der Ausgang einer kriegerischen Unternehmung vorausgesagt werden soll. Die Referentin Nachtigals über diesen Gegenstand, die eine mit einem Buduma verheiratete Kanembufrau war, schämte sich begreiflicherweise ihrer heidnischen Verwandtschaft, und so konnte er leider nicht so viele Einzelheiten über jene, sich unter dem Einflusse des Islam allmählich verlierenden interessanten Gebräuche erfahren als er gewünscht hätte.

Die Jedina haben keine andere Industrie, als die Verfertigung der ihren Lebensbedingungen entsprechenden Gegenstände, wie Matten- und Korbflechtereien, Stricke aus Dumgestrüpp, Bohnenstroh, Oscharbast u. dgl., Boote und Fähren. Kleidung und Schmucksachen, wie auch Getreide, kaufen sie um Fische, Peitschen aus Hippopotamushaut, Natron, von dem ihr Boden eine grosse Ausbeute liefert, trotz der unzweifelhaften Süssigkeit des Wassers, und Elefantenzähne, von den Kanembu der Ufer, mit denen sie hier und da im freundlichen Verkehr stehen.

Von Fahrzeugen verfertigen sie zwei Arten, ein wirkliches Boot von ca. 50 Fuss Länge und höchstens 6 Fuss oberer Weite, das aus Planken des Murrholzes gezimmert wird, und kleine Transport-

mittel zum Passieren der Wasserarme aus dem Holz des Phogu oder des Ambadsch. Zur Konstruktion der letzteren Art werden Aeste und Stämme der genannten Holzart in bestimmter Länge mit Stricken aus Dumpalmengestrüpp viereckig oder an einem Ende zu einem leicht erhobenen Schnabel verarbeitet.

Die Sicherheit ihrer schwer zugänglichen Wohnsitze hat sie, besonders nach Bornu zu, wo die Wassermasse grösser und schwerer passierbar ist, zu ausserordentlich kühnen Räubern gemacht. Gegen ganze Ortschaften und nicht bloss gegen einzelne friedliche Reisende und einzelne Karawanen führen sie die erfolgreichsten Handstreich aus. Mancher harmlose Handarbeiter der Ufer wandert als Sklave auf ihre Inseln, ohne, trotz der Nähe seiner Heimat, sie wiederzusehen. Mancher kleine Kaufmann wird erschlagen, manche kleine Karawane geplündert, ohne dass man die Räuber jemals zur Rechenschaft ziehen könnte, denn einmal ausser Schussweite, wer will und kann sie verfolgen?

Selbst mit ihren Nachbarn im See, den Kuri, sollen sie meistens in Feindschaft leben, und dann kämpfen sie ihre Zwistigkeiten in Seeschlachten aus, bei denen auf jeder Seite wohl hundert Boote eingreifen.

Die Kuri, die die Inselwelt Karka bewohnen, sind, wenn auch den Jedina verwandt, doch durch eine leichte Dialektverschiedenheit von ihnen getrennt und nehmen in der Zivilisation eine höhere Stufe ein als jene.

Der Name Kuri wird ihnen von den Arabern und umwohnenden Völkerschaften gegeben; sie selbst nennen sich Kalea oder Kaleama, d. h. Leute Kales, wie ihr Stammvater geheissen haben soll. Sie sind vorwaltend schwarz von Hautfarbe, stark, fett und langlebig. Sie haben begreiflicherweise dieselben Bodenprodukte wie die Jedina. Von dem Getreide überwiegen ebenfalls Durra und Mais. Penicillaria und jene werden ebenfalls zur Zeit der ersten Regen gesät wie auf dem Festlande. Neben dem Getreide nähren sie sich von Fischen, Flusspferden, Büffel- und Krokodilfleisch. Wo ihre Wohnsitze dem Lande näher liegen, unterhalten sie einen regelmässigen Verkehr mit den Bewohnern des Festlandes und sind auf demselben als gesetzliche Leute besser gelitten als die diebischen und räuberischen Jedina. Sie sind alle wirkliche Muselmänner, kleiden sich nach Art der Schoa oder Bornuleute, und höchstens die Kanembu, die unter ihnen leben, begnügen sich mit einem Fell um

die Hüften, dessen Gesäss- und Schampartien behaart sind. Selbst Wattenpanzer und Panzerhemden sind nicht selten bei den Kuri, wie sie denn auch eine anständige Reitermacht ins Feld stellen können. Ihre übrigen Waffen sind die der Kanembu. Sie sind reich an Sklaven und waren es früher stets an Rindern — die allgemeine Viehseuche Ende der sechziger Jahre hat sie besonders heimgesucht —, und zwar gehören diese ausschliesslich der Art an, die in ganz Bornu von ihnen den Namen erhalten hat. Kleinvieh besitzen sie sehr wenig. Sie teilen sich in die Abteilungen Arigua, Media, Kadiwa, Toschea, Kurawa und Kalea, die wenigstens insoweit schon eine politische Einigung zeigen, als das Oberhaupt der Kalea, das den Titel „Kuku“ führt, auch von den übrigen Abteilungen im gewissen Sinne als Häuptling anerkannt wird. Obgleich jeder Familienchef mit Besitz und zahlreichem Anhang sein eigener Herr ist und sich wenig um den Kuku kümmert, so empfängt dieser doch von allen eine gewisse Grundsteuer, und bei seinem Tode wird man unbedingt einen aus seiner Familie, sei es Bruder oder Sohn, zu seinem Nachfolger machen. Sobald die Wassermasse sich auf einen mässigen Stand zurückgezogen hat, misst man das kultivierte Terrain mit Lanzenschäften als Mass aus, verteilt es unter die Bewohner, und jeder gibt, je nach seinem Anteil, soundsoviel Baumwollenstreifen als Grundsteuer und zur Zeit der Ernte noch einige Mass (Mudd-Modius) der vorwaltenden Getreideart. Ganz Karka besteht aus einigen 20 Inseln, deren Hälfte wenigstens bewohnt ist, während die übrigen immerhin zur Weide und zum Fischfang benutzt werden.

Die bedeutendste derselben ist Massoa oder Massawa, der Sitz des Kuku.

Auf dem Südufer, östlich von Schari, wohnen die Schoastämme Asala und Deggana, rothhäutige, ziemlich rein erhaltene Araber, von denen die ersteren in den innigsten Beziehungen zu den Kuri stehen. Sie sind den Erpressungen des Königs von Bagirmi sowohl ausgesetzt, als den Forderungen der Wadaibeamten. Kommt von irgend einer Seite eine gefahrdrohende Kriegsabteilung, so ziehen sie sich zu ihren Freunden, den Kuri, zurück, auf deren Inseln sie hier und da ihre Sklaven angesiedelt haben, und wenn in der Karkawelt Futtermangel eintritt, so begleiten sie die Kuri, mit denen sie sogar Heiratsverbindungen eingehen, auf das Festland.

Was die Heiraten, sowohl die Kaufsumme der Braut als die Aussteuer derselben und die einfache Hochzeitsfeier, betrifft, so

unterscheiden sie sich nicht von denen der Jedina. Die Erbschaften fallen fast ganz den ältesten Söhnen zu, die den Brüdern einen unbedeutenden Anteil zukommen lassen. Stirbt einer von zwei Brüdern, so heiratet der Ueberlebende die Schwägerin, wenn sie ihm gefällt. Verlangt sie in das elterliche Haus zurückzukehren, so reklamiert er die Bräutigamsgabe seines Bruders, bevor er ihr die Rückkehr gestattet.

Einen nicht unbeträchtlichen Teil der Bewohner im südöstlichen Teile des Tsadsees stellen endlich die Kanuri und Kanembu dar, die mit der Zeit auf die Inseln des Sees gedrängt worden sind und sich wenig mit den Jedina, aber vielfach mit den Kalea mischen. Etwa von der Mitte des Nordoststrandes des Tsade nach Südosten gehend, findet man im Innern desselben nahe dem Ufer die Manijau in Mania und die Ngalma Dukko in mehreren Inselortschaften — beides Kanuriabteilungen. —, sodann die Kalea auf verschiedenen Inseln und endlich im äussersten südöstlichen Teile die Kanembustämme der Korio, Kunkinna und Kadschiti. Kuri, Kanuri, Kanembu und Araber des Tsadsees betragen an Zahl mindestens ebenso viel als die Jedina.

An den Tsadsee und seine Bewohner würden sich am natürlichsten die den Bahar el Ghasal bewohnenden Stämme anreihen. Dieselben gehören fast ausschliesslich der Dasahälfte der Tibufamilie an und umfassen vom Tsade an nach Nordosten gerechnet: die Kreda, die mit den eingeborenen Arabern Auläd Hamed gemischt sind, die Schindikora, die Ssakerda und die Nawarma. Wenn dieselben im allgemeinen als sehr zahlreich bezeichnet werden können, so ist Nachtigal doch weit davon entfernt, auch nur annähernd ihre Kopffzahl schätzen zu können.

Reise nach Borku.

Auf der Wanderung mit den Nomaden.

Am 24. April setzte sich der Zug in Bewegung, während der Stamm bereits seine Standquartiere verlegt und auf einem östlicheren Wege aufgebrochen war.

Der erste Aufbruch eines Nomadenstammes aus dem Lager ist, wie Nachtigal ausführlich schildert, trotz der Uebung während des ganzen Lebens und trotz der Einfachheit des Besitzes, da Frauen,

Kinder und die ganze Habe mitgenommen werden müssen, nicht ganz leicht. Selbst der bescheidenste Haushalt setzt sich aus einer Menge von Gegenständen zusammen, deren zweckmässigste Unterbringung auf den Lasttieren nicht immer dieselbe sein kann und auf jeder Reise neu erprobt werden muss. Da sind die Matten und Stangen der Hütte, oder ein Zelt mit Zubehör; die Schüsseln, Schalen, Krüge, Töpfe und Kessel des Küchengerätes; die grossen Steine zur Mehlfabrikation; die Kleider und Schmucksachen, der oft nicht unansehnliche Vorrat an Pulver, Blei und Flintensteinen; die zahlreichen so wichtigen Wasserschläuche; ein Vorrat von Stricken, eisernen Instrumenten und Sattelzeug; endlich unzählige Kleinigkeiten, an die zu denken die Erfahrung den hilfsquellenarmen Nomaden gelehrt hat. Dazu kommen die Vorräte an Getreide, Datteln, Salz und Butter, und in jenen von der Meeresküste entfernt liegenden Gegenden anstatt des Geldes Bornu-Toben, Turkedis, gefärbtes Ziegenleder und andere Tauschmittel. Bei längerem Aufenthalte in derselben Gegend werden selbstverständlich alle diese Gegenstände nicht so eng verpackt gehalten als auf der Reise, und auf dieser findet dann erst alles wieder allmählich den vorteilhaftesten Platz. Das Kamel liebt im allgemeinen wenige, fest zusammengeschürte Gepäckstücke und hasst die vielen losen Anhängsel, die sich leicht verschieben und das Gleichgewicht stören, aber freilich von wandernden Nomaden nicht so leicht vermieden werden können, als von reisenden Kaufleuten mit ihrem beschränkten Hausgerät und ihren kompakten Warenballen.

Am ersten Marschtag begann schon um Mitternacht ein reges Leben. Jedermann ordnete, packte und verschnürte seine Habe, und doch konnte der Aufbruch erst zur Zeit des Sonnenaufganges stattfinden. Die Frauen der besser situierten Familien mit den kleinen Kindern werden zu Kamel transportiert; die Männer reisen zu Pferde, wenn sie solche besitzen, zu Kamel, wenn sie alt sind, oder gehen zu Fuss, wie die herangewachsene Jugend, die grosse Menge der Unbegüterten und die Sklaven beiderlei Geschlechts. Die Frauen sitzen oder liegen unterwegs in korbähnlichen, hölzernen Traggestellen, die quer auf der eigens dazu hergerichteten Ladung des Tieres befestigt werden, hoch genug sind, um das Sitzen mit untergeschlagenen Beinen zu gestatten und lang, oder vielmehr breit genug, um sich mit etwas gebogenen Knien niederlegen zu können. Dieselben führen bei den Aulad Soliman den Nachtigal unerklärlich

gebliebenen Namen Karmut und bestehen aus einer ungefähr zwei Meter langen und etwa halb so breiten Bank ohne Füsse, die von gebogenen Baumzweigen, die in unbedeutenden Abständen voneinander an den Längsseiten befestigt sind, überwölbt wird. An den schmalen Seiten wird dann das Gehäuse durch senkrechte Holzstäbe geschlossen, und vorn wird eine Eingangsöffnung angebracht, die gross genug ist, um das Hineinkriechen zu gestatten. In den angesehenen Familien wird eine grosse Sorgfalt auf die Verfertigung dieser Apparate verwendet; man beizt sie schwarz und bedeckt sie mit wollenen Decken und seidenen Tüchern, auf deren Mannigfaltigkeit die Frauen stolz sind. Die Prinzessinnen, d. h. die der Häuptlingsfamilie entsprossenen Frauen, haben das Recht, auf den Seitenwänden des Karmut schlanke Aufsätze von Holzstäben in der Höhe etwa eines Meters anzubringen, die ebenfalls mit buntfarbigen, seidenen Tüchern verziert werden und den Neid der übrigen Frauen erregen. Der Mann aber hält darauf, ein durch Kraft und Schönheit ausgezeichnetes Kamel für den Transport des Gestells zu besitzen, würdig, die Herrin des Hauses zu tragen. Stark muss das Tier jedenfalls sein; damit die nicht immer gleichmässig gelagerte Insassin den Apparat nicht ins Schwanken bringe, muss die darunter befindliche eigentliche Ladung eine breite, feste und sichere Basis bilden.

Die Wegrichtung der Karawane wich am ersten Tage nur unbedeutend von der nördlichen nach Osten ab. Sie marschierten sechs Stunden, wurden aber vielfach durch Windungen des Weges und Umladen der Tiere aufgehalten, so dass sie die auf Nachtigals früheren Reisen konstatierte Durchschnittsgeschwindigkeit von vier Kilometern in der Stunde nicht erreichten. Die einzelnen Feriqs, deren Familien sich auf der Reise zusammenhielten, waren oft durch weite Zwischenräume voneinander getrennt. Der Führer — Ghabir — der Ailet Bu Alaq war Husein, der Gatte Hallabass, Nachtigals Gefährte, wurde für einige Zeit von diesem Tage an ein vagabondierender Gelehrter, wie sie in der abenteuerlichsten Weise in den Negerländern vielfach herumreisen. Derselbe hiess Abd el-Ati, stammte aus Mesrata in Tripolitanien, wurde Mo allim el-Hadsch genannt und legte sich den Adelstitel eines Scherif bei; doch wurde dieser sowohl als seine Eigenschaft eines Pilgers von den meisten in Zweifel gezogen. Seit Jahren kam dieser Mann in jedem Frühjahr zu den Aulad Soliman nach Kanem, unterrichtete ihre Kinder, schrieb ihnen Talismane und heilkräftige Sprüche, begleitete sie zur

Dattelernte nach Borku und kehrte im Herbst oder Winter mit dem Erwerbe von einigen Zentnern Datteln und ein oder zwei Kamelen nach Kuka zurück, wo er mit einer Sklavin kärglich von dem Reiseertrage lebte, bis das Frühjahr wieder herankam. Da er ohne Leute und Vorräte war, so schloss er sich unterwegs bald diesem, bald jenem an und wählte zunächst unsern Forschungsreisenden, da nicht alle Frauen der Araber gern auf die Dauer Gäste ernährten, und dieser ein mitleidiges Gefallen an dem gutmütigen Manne hatte, der ausser seiner Armut noch halb blind und schwerhörig war. Allabendlich, wenn die Nachtmahlzeit eingenommen war, sich jeder zur Ruhe gelegt hatte und die heilige Stille der Wüste durch nichts unterbrochen wurde, genügte er dann seiner Gelehrtenpflicht und seinem religiösen Bedürfnisse, indem er mit weithin schallender Stimme endlose Gebete improvisierte und in der beliebten, halb-singenden Weise orientalischer Schullehrer abplärrte.

Auch am folgenden Tage (25. April) machten sie keine erheblichen Fortschritte. Die Kamelfüllen, die in der frischen Morgenluft immer besonders heiter die Karawane umspielten, waren an diesem Tage ungewöhnlich übermütig und verleiteten selbst ernstere Repräsentanten ihres Geschlechts zu den wunderlichsten Sprüngen, die zwar durch ihre barocke Ungeschicklichkeit die Lachlust der Reisenden rege machten, bei denen die Ladungen aber schlecht fuhren. Die durchzogene Gegend zeigte, wie bisher, einen harten, doch nicht felsigen Boden mit dünner Sandlage und war licht bewachsen mit der Sajal Akazie, Harasa (*Acacia albida*), dem Serrah (*Maerua*), Hedschlidisch und March (*Leptadenia pyrotechnica*) und den Gräsern Askanit, Nissi, Akresch, Bu Rukba und Krieb (*Eragrostis*). Sie verliessen hier den Distrikt Schitati und stiegen unbedeutend zur Landschaft Mango auf. Die langgestreckten Hügel oder Bodenwellen erreichen dort häufig die Höhe von nahezu 60 m und bilden je nach ihrer Anordnung längliche oder rundliche Täler. Nachdem sie in zahlreichen, wenn auch geringen Abweichungen von der tags zuvor eingeschlagenen Richtung sieben Stunden lang marschiert waren, ohne den angestrebten Brunnen erreicht zu haben, liess Hussein lagern, weil er, irre gemacht, durch die Fragen und Ratsschläge seiner Umgebung, des Weges nicht mehr sicher war und allein zu rekognoszieren wünschte. Besonders Am Salih war in dieser Hinsicht sehr lästig und, gleich vielen Leuten seines Alters, stets geneigt, Unheil zu prophezeien und Verfehlen des Weges,

Wassermangel oder ähnliches Missgeschick vorherzusehen. Der anfänglich beabsichtigte Weg lag weiter östlich, doch der auf demselben ursprünglich zur Lagerung in Aussicht genommene Brunnen Askenna war, wie sie später hörten, gänzlich versandet, so dass der Irrtum nicht zum Bereuen Ursache gegeben.

Je mehr das Terrain aufstieg, desto tiefer wurden die Täler, desto üppiger erschien die Vegetation des Talgrundes im Verhältnis zur kahler werdenden, höher gelegenen Umgebung. In einem tiefen, flussbettähnlichen Tale sahen sie am 26. April Seifenbäume mit einem fast munteren Grün bedeckt und den wüstenhaft kahlen Tundub (Capparias Sodada) voll zierlicher, rosenroter Blüten und grüner, sich hier und da rötender Beeren, während der Boden, ähnlich einem Getreidefelde, dicht mit Kriebel bedeckt war. Die Reisenden zogen noch immer in nordnordöstlicher Richtung und lagerten an diesem Tage schon nach vier Stunden an dem östlichen Gehänge des tiefen Tales Fididdi, um eine Vereinigung der von verschiedenen Punkten und zu verschiedenen Zeiten aus Schitati aufgebrochenen Aulad Soliman zu erleichtern.

An dem 8 m tiefen Brunnen im Grunde des Tales waren Quadawa angesiedelt mit ihren Rindern und Schafen, die, wenn auch dem Bornuvieh an Güte nachstehend, doch in vortrefflichem Zustande waren. Die Brunnen des Mangadistriktes werden nur vorübergehend und vereinzelt von den Quadawa besucht und sind vielmehr im östlichen Teile der Landschaft im Besitze der Juroa, Orabba und Jerimma, während im westlichen Teile bis zur Bornustrasse die Ozimma, Worda und Gunda weiden. Ein freigelassener Fellatsklave Hallufs verkaufte Nachtigal ein fettes Schaf für die Hälfte einer Bornutobe, Bezahlung in barem Gelde oder Cham zurückweisend. Wie in Tibesti durch mechanische Zerteilung des Talers kleinere Münze gewonnen wird, so halbiert man in Kanem die Tobe. Dies hat hauptsächlich seinen Grund in dem Umstande, dass die Aulad Soliman, an der heimatlichen Umhüllung von Kopf und Schultern durch Umschlagtücher festhaltend, zwei entsprechend zugeschnittene Tobenhälften zu Schals von der Form der tripolitanischen Barakans zusammennähen, ohne freilich dem schweren, groben Baumwollengewebe den malerischen Faltenwurf der heimischen Umhüllung geben zu können.

Der Scheich Abd el-Dschilil hatte während des Aufenthaltes im Fididditale eine halbe Tagereise östlich von diesem am Brunnen

Kedela Aqid gerastet, und an dem etwa fünfzig Kilometer weiter nordnordöstlich liegenden Brunnen Kedela Woati war das Rendezvous für die Dschebair festgesetzt worden. Die Ankunft der Reisenden verzögerte sich bis zum 30. April. Am 27. legten sie nur etwa 14 km zurück, ohne an einem Wasserplatze zu lagern, erreichten am 28. in sieben Stunden einen Brunnen der Orabba, stiessen am 29. kurz nach dem Aufbruche auf den Feriq des Häuptlings und rasteten mit ihm an dem nur zwei Kilometer weiter in demselben Tale gelegenen Bir Ingizzegi, obgleich dieser nur noch etwa 6 km vom Brunnen Kedela Woati entfernt war. Allmählich hielten sich die Leute auf dem Marsche mehr zusammen und in besserer Ordnung und vermieden die durch das Umladen nachlässig gepackter Tiere bedingten Verzögerungen. Unangenehm wurden die frühen Morgenstunden durch die niedrige Temperatur, die z. B. am 28. kurz vor Sonnenaufgang auf 13 Grad sank und sich bei Nachtigal bei seinem einfachen Schirtinghemde und ebensolchem Beinkleide als einzigen Kleidungsstücken sehr fühlbar machte.

Als die Karawane am 30. April den Brunnen Kedela Woati erreicht hatte, fiel es Nachtigal auf, dass die Ailet bu Alaq das Lager weit entfernt von den Leuten Abd el-Dschlils aufschlugen, und er erfuhr alsbald, dass seine harmlose Person zu neuem Gezänke Veranlassung gegeben hatte. Ein Medschebri (Bewohner der Oase Dschalo) namens Musa hatte die Senusimissionäre als Kaufmann begleitet und war, lüstern nach den billigen Häuten der Strausse, die in grosser Zahl und mit ausgezeichneten Federn — eine Folge des reinen Sandbodens — alljährlich in Egxei erlegt werden, mit den Aulad Soliman gezogen, in der Hoffnung, seine frommen Gefährten in Borku wiederzufinden. In seiner Eigenschaft als Medschebri — alle seine Stammesgenossen sind unleidliche Gesellen und als unfreundlich und brutal auch bei den übrigen Arabern verschrien — und als Anhänger der Senusija hatte er das Gewissen der nächsten Gefährten Abd el-Dschlils auf neue rege gemacht und sich geweigert, in Nachtigals Nähe zu marschieren oder zu lagern. Der Mo allim el-Hadsch, der das Auftreten des ungelehrten Medschebri als eine persönliche Beleidigung aufnahm, da er selbst Nachtigals Zeltgenosse war, begab sich auf dessen Veranlassung, wie ungefähr, zum Scheich, um diesen neuen Ausbruch des Fanatismus durch geeignete Koranstellen zu bekämpfen. Es gelang ihm auch, das nicht überzarte Gewissen der irregeleiteten Araber zu beruhigen und unseres Freundes

Stellung wieder einigermassen zu sichern, doch blieb freilich Musa sein beharrlicher Feind.

Am 2. Mai wurden die 10 m tiefen Brunnen von Birfo mit ihrem brakischen, den Durst nur unvollkommen löschenden und den Darmkanal reizenden Wasser erreicht. Hier wurde am Nachmittag des 2. Mai das stille Lager plötzlich durch lautes Kriegsgeschrei und Trommelwirbel vom Zelte des Scheich her in Aufruhr versetzt. Verdächtige Reiter mit fremden Kamelen zeigten sich am westlichen Horizonte und verursachten diese Aufregung, denn in jener unsicheren Gegend sind harmlose Wanderer selten. Schon seit einiger Zeit waren die Aulad Soliman in einiger Unruhe infolge der Nachricht, dass ihre heimatlichen Verbündeten, die Urfilla, aus ihren Sitzen in Tripolitanien aufgebrochen seien und einen grossartigen Kriegszug gegen die Tuarik Kelowi unternommen hätten. Sie fürchteten nicht mit Unrecht, dass diese ihre gefährlichsten, zahlreichsten und streitbarsten Gegner infolge dessen den Friedensvertrag brechen und sie unterwegs überfallen möchten.

Diese Besorgnis wurde im vorliegenden Falle schnell zerstreut, denn die ruhige Gleichmässigkeit, mit der der ferne Trupp sich auf das Lager zu bewegte, schloss eine feindselige Absicht desselben aus. In der Tat waren es die eigenen Leute, eine Anzahl Scheredat und Miaissa; dieselben hatten ihren Vorsprung vor der Karawane zu einer Separatunternehmung gegen Dazaleute benutzt, die unter dem Namen der Kedida ihrer Hauptbeschäftigung, der Antilopenjagd durch Hunde, in der Steppe nachgingen. Die Räuber hatten dieselben bei dem Brunnen Dira, eine Tagereise westlich oder westsüdwestlich von Birfo, überfallen, und jeder brachte eine Kamelstute als Beute heim, obwohl die Geplünderten in durchaus friedlichem und freundschaftlichem Verhältnisse zu den Arabern standen.

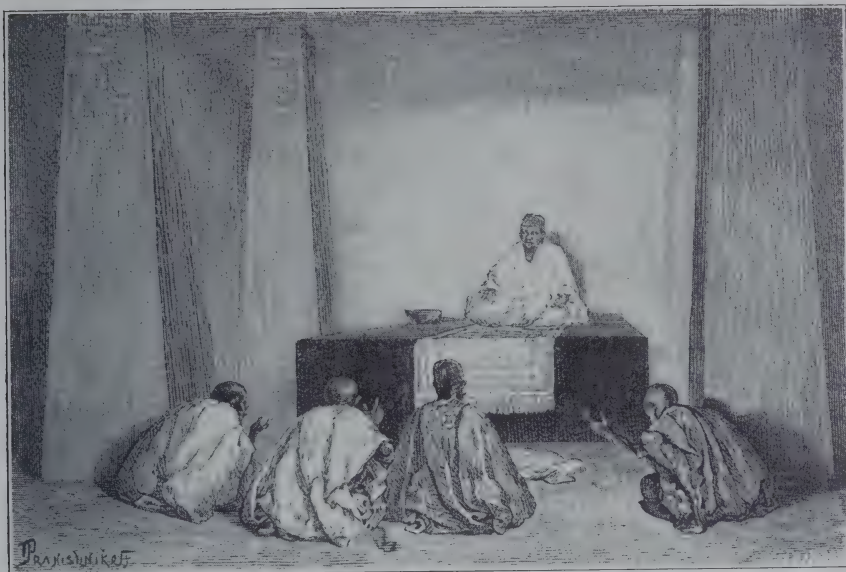
Solche Treulosigkeiten konnten die Stimmung Nachtigals nicht erheitern, da er ohnedies durch wiederholte Anfechtungen erbittert war, die er auf dem bisher zurückgelegten Wege erfahren hatte. Ein reisender Kaufmann aus dem als unleidlich und brutal verrufenen arabischen Stamme der Medschebri hatte die Senusimissionare längere Zeit auf ihren Fahrten begleitet.

Von Birfo aus erreichte Nachtigal in zwei Tagemärschen die weite Talniederung von Egei, in der massenhafte Fischknochen auf dem Boden liegen. Hier wurde das Lager aufgeschlagen in der Nähe von vier Brunnen, die aber so verschüttet waren, dass sie trotz

grosser Ermüdung der Leute sofort entsandt werden mussten. Beinahe wäre bei dieser Arbeit ein grabender Mann durch die Wassermasse, die plötzlich in den Brunnen stürzte, getötet worden. Die Araber nehmen an, dass in Egei ein unterirdischer Fluss sei; dies ist wahrscheinlich. Man betrachtet den Genuss dieses Wassers der Brunnen als ausserordentlich wohltätig. Es soll das Blut reinigen, den Kamelen einen ausgezeichneten Appetit und daher bei den vorzüglichen Weiden Egeis einen hohen Grad von Kraft und Wohlbefinden verleihen.

Auch der feine Flugsand steht bei den periodischen Besuchen Egeis in hoher Achtung. Die Daza entledigten sich, wenn sie dort lagern, sofort ihrer Kleidung in der Ueberzeugung, durch den unmittelbaren Kontakt mit dem Sande für Hunger und Durst unempfindlich zu werden, und Araber wie Daza rühmen die reinigende Eigenschaft desselben für die Wäsche und behaupten, dass niemand in Egei nötig habe, jemals seine Kleider zu waschen.

Teils um der Ruhe zu pflegen, teils um einige Leute, die sich auf der Suche von zurückgebliebenen Kamelen verirrt hatten, wieder aufzufinden, blieb Nachtigal einige Tage am Salado-Brunnen. Am 6. Mai wurde dann die Wanderung fortgesetzt. Bei dieser Gelegenheit sah Nachtigal zahlreiche Fischwirbel, die Tiere von ansehnlicher Grösse verrieten und den Beweis lieferten, dass das Tal vielleicht vor noch nicht kurzer Zeit ganz mit Wasser bedeckt war. Bei dieser Wanderung sah Nachtigal zum erstenmal auch eigentümlich geformte, isolierte Sanddünen. Alle hatten dieselbe Form, dieselbe Orientierung und nahezu dieselbe Höhe. Sie waren selten über 15 m hoch, hatten einen sowohl in horizontaler als in vertikaler Richtung konvexen und nach Nordosten gerichteten Rücken, der auf der Höhe durch einen scharfen Rand von der steil abfallenden, im Grundriss konvexen und nach Südwesten gerichteten Seite abgesetzt war. Auf ausgedehnteren Ebenen erblickte man diese Bildungen in grosser Zahl und in den verschiedensten Abständen voneinander. Es scheint unzweifelhaft, dass sie unter dem Einfluss des mit grosser Regelmässigkeit wehenden Nordostpassates entstehen und wandern, und oft konnten Nachtigals Gefährten später, die als Wüstensöhne ein scharfes Auge für alle Unterschiede und Veränderungen des Terrains haben, an bestimmten Brunnen, einem einzelnen Baume oder an andern unbeweglichen Merkmalen in der Umgebung dieser Dünen beweisen, dass die Wanderungen derselben verhältnismässig schnell



Afadé — der Thron des Königs.



Afadé — das Haus des Königs.

von statten gehen. Diese Schnelligkeit scheint eine verschiedene zu sein, je nachdem sie auf einer durchaus ebenen Serir vorrücken oder durch Unebenheiten des Terrains aufgehalten werden, und je nachdem ihr Kernpunkt oder ihre Entstehungsursache ein Baum, Gebüsch oder unbedeutender Gegenstand ist. Ein alter, verständiger Dazamann aus Borku behauptete, als Kind eine dieser Dünen in der Nähe der Oase Jin gekannt zu haben, die jetzt etwa 16 km von der letzteren entfernt sei, und seine arabischen Gefährten zeigten Nachtigal später auf der Rückkehr von Borku bei den Brunnen der kleinen Hattja Tungur eine solche, die einen Baum verschlungen habe, der vor sieben Jahren noch etwa zwanzig Schritt davon entfernt gewesen sei. Diese beweglichen Dünen werden von den dortigen Arabern Ghard, plur. Ghurud, genannt, zum Unterschiede von den feststehenden, Ketten oder Gruppen bildenden, die Erq, plur. Oruq, heissen und unter dem Einflusse des Windes höchstens ihre Umrisse verändern.

Wo kein Flugsand angehäuft ist und keine Dünenbildung stattgefunden hat, ist Egei reich mit Futterkräutern und Bodenwasser gesegnet. Das letztere findet sich sehr nahe der Bodenoberfläche, und auf der Station Schkab z. B. erreicht kein Brunnen die Tiefe eines Meters. Die ganze Talniederung zählt eine grosse Anzahl dieser Brunnen, deren südöstlicher noch $2\frac{1}{2}$ Tagereisen von der nächsten Station des Babar el-Ghazel entfernt liegt. Zwischen beiden dehnt sich nach Nachtigals arabischen und Daza-Berichterstattem eine höher gelegene, doch nicht ganz wüste Ebene aus.

Mit Rücksicht auf die nahende Ernte wurden nun von den Arabern die Kamelhirten, die gern noch an den günstigen Weideplätzen mit ihren Kamelen geblieben wären, zur Beschleunigung der Märsche angetrieben. Hier zeigte sich so recht, in wie hohem Ansehen die Kamele bei den Bewohnern jener Länder stehen. Das ganze Interesse der Araber geht in diesen Tieren auf. Je beschränkter der Ideenkreis und je einsamer die Umgebung der Nomaden ist, trotz der ungeheuren räumlichen Ausdehnung, auf die sich ihre Wanderungen und Unternehmungen erstrecken, desto entwickelter ist ihre Kenntnis, und desto scharfsinniger ihre Beobachtung der physischen und psychischen Eigenschaften des Kamels. Freilich sind auch in dieser Beziehung die natürlichen Anlagen sehr verschieden. Ein Araber, ein Knabe, der ausserdem einen bewunderungswürdigen Ortssinn hatte und den Husein Ngomati in der Kunst des Pfadpfindens einst noch zu

übertreffen versprach, war trotz seiner Jugend ein durchaus verlüsslicher Hirt grosser Kamelherden. Er kannte nicht allein alle Tiere des Feriq, sondern auch die der Nachbarn, und Nachtigal konnte nie ohne Staunen den zwerghaften Knaben in der Behandlung der störrischen Geschöpfe beobachten. Wenn Männer vergeblich ein besonders widerspenstiges Tier zum Niederknien zu bewegen suchten, Kore brachte es sehr bald zum Gehorsam. Freilich konnte er den Hals des Tieres nicht erreichen, geschweige denn den Kopf niederziehen; doch zunächst verständigte er dasselbe von seinem Verlangen, indem er sich an seinen Schwanz hing, und dann umkreiste er es, unter beständigen leichten Schlägen an seine Unterschenkel, mit solcher Geschwindigkeit, dass es sich nach kurzer Zeit ergebungsvoll niederlegte.

Die meisten kennen alle Individuen ihrer Herde, wissen oft die Fussspuren der einzelnen von einander zu unterscheiden und verfolgen ein verirrttes Tier mit Erfolg mitten in eine fremde Herde. Sie erkennen aus einer Fusspur, ob das betreffende Kamel leer oder beladen ging, ob es schwer oder leicht belastet war, und schliessen allein aus ihr mit grossem Scharfsinn auf kleine, körperliche Fehler oder Eigentümlichkeiten. — Es ist merkwürdig, dass das Kamel, dessen Sinnesorgane nicht scharf genug zu sein scheinen, um schädliche Kräuter zu unterscheiden, auf der Grenze der Wüste Regenfälle auf meilenweite Entfernung wittern soll. Wenn es sich verleiten lässt, nachts von der Weide diesen nachzugehen, so ist es oft eine schwere Aufgabe, das verirrtte Tier wieder zu finden. Tagelang folgten in einem solchen Falle Nachtigals Leute seinen oft sehr undeutlichen Spuren, doch fast immer lohnte der Erfolg ihre Mühe. Nur die weiblichen Kamele sollen, einmal entlaufen, mit einer solchen Rastlosigkeit vorwärts streben und so weite Räume durchmessen, dass es oft nicht gelingt, sie wieder einzufangen.

Endlos waren die Gespräche der Gefährten unseres Forschers über ihre Kamele; bald über eine Stute, die gefohlt hatte und so und so viel Milch gab, bald über ein viel versprechendes Füllen, hier über einen schnellfüssigen Hengst und dort über einen starken Wallach. Jedes Lebensjahr bis zu voller Ausbildung gibt dem Tiere einen besonderen Namen, und die verschiedenen Farbennuancen rufen endlose Bezeichnungen hervor. Hatte jemand das Glück gehabt, einmal ein Rennkamel zu kaufen oder zu rauben, so erzählte er Geschichten über seine Schnelligkeit, Zucht und Klugheit, wie sie die Araber

Arabiens wirklich nicht poetischer und phantasievoller von ihren edlen Pferden erzählen können. Die drolligen Füllen, die unterwegs geboren werden, fanden entweder einige Tage lang während des Marsches ihren Platz in den Karmuts der Frauen, oder junge Sklaven wurden beritten gemacht und nahmen sie in ihre Arme.

Neben den Kamelen kann das übrige Besitztum der Aulad-Soliman nicht in Betracht kommen. Ausser einem Dutzend mannshoher Stangen aus Akazienholz und ebenso vielen Matten aus Dumpalmen-Gestrüpp zur Herstellung der Hütte, ausser dem, übrigens nur sehr selten vorhandenen, Zelte und dem grösseren Hausgerät wird alles in den roh gegerbten Säcken aus Kamelhaut mitgeführt. Nur ältere Frauen waren noch in der heimatlichen Hausindustrie erfahren, die vortrefflichen Säcke aus Kamelgarn zu weben, zu denen ihnen übrigens, wie erwähnt, das kurzhaarige Kamel dortiger Gegend kein Material liefert.

Am 10. Mai schlugen die Reisenden in der Richtung der von unbeweglichen Dünen umschlossenen Gegend von Udinga ihr Lager auf.

Hier sind die Brunnenlöcher so oberflächlich, dass man ihren Inhalt mit der Hand schöpfen kann. Mit diesem Wasserreichtum mehrten sich auch die Spuren von Wild wieder, die, seit die Karawane die Gegend von Manga verlassen hatte, fast ganz verschwunden waren. In Egei werden zwar nicht selten Strausse getötet, doch waren keine zu Gesicht gekommen. Ein Wüstenfuchs — Fenek — und ein Jagdleopard oder Gepard (*Cymailurus guttatus*) — Fahad — wurden erlegt, und Säbelantilopen (*Oryx Leucoryx*), Gazellen und Hasen kamen bisweilen in ihren Gesichtskreis. Die Antilopen waren ausserordentlich gut genährt, sodass sie, besonders während der grössten Tageshitze nur langsam zu laufen vermochten und oft in leichtem Jagdgalopp eingeholt werden konnten. Die Säbelantilope wird von den dortigen Arabern entweder, wie die auf der Bornustrasse gesehene Addax-Antilope, Bapar el-Wahshi genannt oder trägt den Namen Bu Raqaba, d. h. eigentlich Vater des Halses, sowohl, weil die rostartige Färbung am Halse sich auf dem gelblich-weissen Körper sehr bemerkbar macht, als auch, weil seine Nackenhaut vielfach benutzt wird. Diese ist so dick und widerstandsfähig, dass man aus ihr angefertigte Sandalen oder Schuhsohlen allen andern vorzieht und sie sogar anstatt der Hufeisen für die Pferde benutzt. In Bornu und Kanem macht die Abwesenheit von Stein- und Fels-

boden den Hufschutz für Pferde überflüssig, so dass die Eisen nur in geringer Zahl von Tripolis eingeführt werden. Aber die steinige Wüste und die Felsen von Borku erfordern unbedingt eine Fürsorge in dieser Beziehung, so dass die Aulad Soliman, wenn sie lange nicht den Markt von Kuka besucht oder keine Hufeisen daselbst gefunden haben, ihre Zuflucht zu der Nackenhaut der Säbelantilope nehmen und dieselbe unter den Huf des Pferdes nageln. Nachtigal selbst machte für sein Pferd, an dessen Beschlag er in Kuka nicht gedacht hatte, Gebrauch von dieser Methode, fand dieselbe aber nur nützlich, solange der Boden durchaus trocken blieb.

Nach neunstündigem Marsche gelangten sie am 16. Mai zu der Station Karo, der abhängigen Stelle des Weges durch Bodele, wo Serir, gewellte Kiesebenen mit Sand und verworrenen Dünenketten abwechseln, und trotz der endlich erreichten, krautreichen Ebene das unausbleibliche Leiden langer Wüstengänge sich einstellte; der heftige sandgeschwängerte Wüstenwind, der die Atmosphäre verdunkelt, durch die unaufhörliche Ueberschüttung mit Sand- und Staubmassen allen Lebensmut in den Menschen ersterben lässt und immer erst in der Nacht mit seinem Entschwinden den Gepeinigten ein erträgliches Dasein gestattet. Auf der Weiterreise von Karo aus fand Nachtigal die Bodenoberfläche dicht bedeckt mit jenen merkwürdigen Wüstenbildungen, die in der Gestalt von dünnwandigen Röhren, hohlen Kugeln, Halbkugeln, Zylindern, Keulen, Sternen, Kreuzen, Pyramiden, Perlschnüren, die Gelehrten schon vielfach beschäftigt haben. Dann gerieten sie in ein sonderbares, schon einmal auf der Bornustrasse und zweimal seit dem Aufbruche aus Kanem von ihnen angetroffenes Terrain, dessen in feines Pulver verwandelte Oberfläche dem Fusse keinerlei Widerstand entgegensetzt. Bis zur äussersten Ermüdung wandert man Stunden auf Stunden in einem tiefen, mehlartigen Staube und in eine dichte Wolke gehüllt, die das Atmen beeinträchtigt und Nase und Augen belästigt. Auch die Temperatur machte beschwerlich sich fühlbar. In ziemlich dichtem Baumschatten stieg nicht selten das Quecksilber des Thermometers über 45 Grad Celsius hinaus, und einmal erlebten sie auch einen mit wenigen Regentropfen, aber unter Blitz und Donner hereinbrechenden furchtbaren Sandsturm aus Norden, der sie zum Niederlegen der Zelte zwang und schutzlos im Sande begrub. Zwischen der Station Jajo es-Srhir, einem weiten, flachen Tal, das sie am 23. Mai erreichten, und der Quelle Galakka, der ersten Borkustation,

liegt eine Entfernung von dreissig und einige Stunden angestrengten Marsches, die die Araber innerhalb eines Tages und zweier Nächte zurückzulegen pflegen. Bei den mehrfachen Aufenthalten erreichten sie aber die Quelle erst am 31. Mai, nach einem letzten Marsche über sturmerfüllte Hammaden, wie Nachtigal keinen so anstrengenden seit der verhängnisvollen Tibestireise gemacht, deren Schrecken noch nicht aus seiner Seele gewichen waren.

Wiederholt schlief Nachtigal auf seinem Pferde ein, das leider selbst nicht sehr leistungsfähig war und nur ein geringes Bestreben zeigte, in der Gesellschaft der übrigen zu bleiben. Sobald er schlief, verlangsamte dasselbe seinen Marsch, und als er einmal um Mitternacht erwachte, hatte es jede Fortbewegung eingestellt, und vergebens suchte er seine Gefährten und auch nur die Spuren derselben. Der Sturm hatte auch während der Nacht fortgedauert und tilgte mit seinem Sande schnell die flachen Eindrücke der Reit- und Lasttiere. Ohne sich auf ein die Sinne verwirrendes Suchen derselben einzulassen, stieg er vom Pferde, setzte sich resigniert nieder, um nötigenfalls nach Tagesanbruch in der bisher eingehaltenen Ostnordrichtung weiter zu gehen, und band sich für den Fall, dass ihn der Schlaf übermannen sollte, den Zügel des Tieres um den Arm. Die Sorge hielt ihn glücklicherweise wach; nach einiger Zeit sah er einen dunklen Schatten durch die Nacht schwanken, nahe genug, um in ihm eine Abteilung der Seinigen zu vermuten, und im Anschluss an sie gelangte er glücklich ans Ziel. Noch fehlten viele der Reisenden, vereinzelt erschienen die Feriqs im Laufe des Tages, manche erst Abends, und wie gewöhnlich wurde der leichtsinnige Soliman vermisst.

Schon beim ersten Morgengrauen hatten sie die Dünen und Sandberge, die die Gegend von Jin und Ain Galakka umgeben, erblickt. Mit ihnen endigt der Hammada-Charakter dieser Gegend, und man steigt in eine flache Sandebene voller Dünen, dunkelfarbiger Steinmassen und Futterkräuter nieder, an deren Horizonte bald die grösseren Bäume der nächsten Umgebung der berühmten Quelle auftauchen. An dieser selbst fanden sie einige Mgharba gelagert, die auf einer ausgebreiteten Kuhhaut halbreife Datteln aus dem nahen Jin prüften, und an diesen stillten sie ihren ersten Hunger. Nicht ohne eine solche Leistungsfähigkeit zu bewundern, sah Nachtigal alsbald einige der Seinen ebenfalls nach Jin eilen, um einen kleinen Vorrat zu

holen, ohne sich nach den gehaltenen Anstrengungen auch nur einem kurzen Schläfe hinzugeben.

Während Nachtigal an der an süßem Wasser ungewöhnlich reichen Quelle Galakka aus einen Abstecher nach der Oase Jin machte, verhandelten seine arabischen Reisegefährten in heftigen Debatten über die Dattelernte und etwaige kriegerische Unternehmungen. Als man indessen am 4. Juni die Quelle Galakka verließ und am 6. Juni zur Oase Ngurr kam, waren die Datteln noch nicht reif.

Mit der Ankunft in Ngurr begann eine traurige Zeit der Tatenlosigkeit, der Hitze und des Windes, deren Monotonie in hohem Grade lähmend auf Geist und Gemüt wirkte. Die höchste Temperatur während der folgenden Wochen war nie geringer als 35° und überstieg in der Mehrzahl der Tage 40° C. Dazu entwickelte sich der mit der fortschreitenden Sommerzeit immer stetiger aus der östlichen Hälfte der Windrose wehende Wind mehr und mehr zu einem täglichen Sandsturm, der jede Beschäftigung unmöglich machte. Unter Harans Anleitung wurde zwar das Zelt mit einer Umzäunung aus Palmenblättern versehen, die einfach in den Sand gesteckt und untereinander verbunden wurden, doch der überraschende Erfolg dieses Zäunes vermehrte nur die Qual der Hitze. Aller vom Wind mitgeführte Sand häufte sich an der Umzäunung an und bildete bald einen Wall um die Lagernden, der das Zelt zwar vor der Gewalt des Windes schützte, sie aber wie in einen glühenden Ofen versetzte.

Nachtigal würde diese Zeit noch viel unerträglicher gefunden haben, wenn er nicht in seinem verständigen Nachbarn Haran, der in der Topographie der Tubu-Länder und in der Einteilung ihrer Stämme wohl bewandert und intelligent genug war, um seine Studien des Daza-Dialektes zu vermitteln, eine Quelle reicher Belehrung gefunden hätte. Auch einen materiellen Genuss suchte er ihm durch eine regelmässige Lieferung von Lagbi zu verschaffen und zapfte verschiedene, nicht befruchtete Bäume in ihrer Nähe zu diesem Zwecke an. Doch alle Versuche, sich das alkoholfreie Produkt zu sichern, schlugen fehl; vielleicht zu seinem Besten, denn er fürchtete wirklich, dass er, eine Abwechslung in sein einförmiges Dasein zu bringen, sich den missbräuchlichen Genuss des Getränkes angewöhnt hätte. Nur wenige Male gelang es seinen Leuten, des während der Nacht ausgeflossenen Saftes habhaft zu werden, denn sobald der betreffende Baum von Liebhabern entdeckt war, verschwand auch der Inhalt des an ihm befestigten Gefässes. Keine Tagesstunde war

früh genug um den Leuten zuvor zu kommen, und selbst wenn einer seiner Leute am Fusse des Baumes schlief, gelang es der Geschicklichkeit jener fast immer, ihren Zweck zu erreichen. Als endlich Hadsch Husein sich einst lange vor Tagesanbruch in der Nähe des Baumes versteckt hatte und kurz vor dem ersten Morgengrauen eine angesehene Araberfrau als die Uebeltäterin entdeckte, erklärten alle, dass man da, wo sogar Frauen sich nicht schämten, den verbotenen Saft nicht allein zu trinken, sondern auch noch zu stehlen, allen weiteren Versuchen zur Gewinnung desselben entsagen müsse.

Aufenthalt in Borku und die Dattelernte.

Um die Zeit bis zur Dattelernte auszunützen, die erst in einigen Wochen bevorstand, unternahmen gegen hundert Aulad Soliman und ebenso viele Borkuleute eine Ghazia nach dem entfernten Ennedi der Landschaft der Bedijat. Obwohl noch ein weiteres hundert Krieger zu den Arabern und Borkuleuten stiess, so war die Streitmacht gegenüber den gut bevölkerten Tälern Ennedis nicht hinreichend. Geeignete Kamele besaßen aber fast alle, und wenn von der Gesamtzahl von 400 bis 500 Streitern (Arabern und Sklaven) einige hundert mitzogen, so genügten die Zurückbleibenden zum Schutze der Kinder, Frauen und Kamele um so eher, als augenblicklich kaum ein Ueberfall von irgendwoher erwartet werden konnte. Nachtigal selbst besass leider nur ein jugendliches Kamel und hatte bei dem allgemeinen Mangel an diesen Tieren keine Aussicht, ein anderes für eine solche Reise kaufen zu können. Gleichwohl wollte er es mit jenem versuchen und liess es von der einige Tagereisen entfernten Weide holen. Dasselbe brachte jedoch schon einen wunden Fuss mit, und ein Versuch, mit den Kriegern aufzubrechen, fiel so traurig aus, dass Nachtigal von der Erfüllung seines Lieblingswunsches abstehen und das einförmige Lagerleben fortsetzen musste.

In den ersten Tagen kehrten manche wieder zurück, besonders Sklaven, sobald sie die Unzulänglichkeit ihrer Kamele erkannt hatten, denn Leben und Sicherheit hängt bei diesen Unternehmungen natürlich von der Zuverlässigkeit der Reittiere ab.

Nach dem Abzug der Ghazia wurde das Leben noch einförmiger als bisher, und sein Nachbar Haran, der ebenfalls aus Mangel an einem passenden Kamele der Teilnahme an der Unternehmung ent-

sagt hatte, war Nachtigals einziger Trost. Von seinen Leuten wurde Soliman immer liederlicher, Hammu trotz der wiederkehrenden Gesundheit immer fauler, und nur der Hadsch Husein war eifrig beschäftigt, so viel Lif als möglich herbeizuschaffen und für die Weiter- und Rückreise Stricke daraus zu verfertigen, die nicht, wie die aus Dumpalmengestrüpp, durch Hitze und Trockenheit ihre Haltbarkeit einbüßen.

Die ärztliche Tätigkeit unseres Forschungsreisenden führte ihn zuweilen nach Ngurr Ma zu den Scheredat, deren faktischer Häuptling el-Assuad, dessen Bekanntschaft er gern gemacht hätte, da er entschieden von allen Arabern Kanems im Sudan der bekannteste war, sich noch beim Wadai-Könige aufhielt. Sein Bruder el-Hischi jedoch, der eine Schwester abd el-Dschlis zur Frau hatte, war zurückgeblieben. Die letztere war die verständigste, gemüthlichste und beliebteste Frau im ganzen Stamme, verkehrte zwanglos mit den Männern, ohne im Geringsten von ihrem Ansehen einzubüßen, und erfreute sich der absolutesten Herrschaft über ihren Gatten. Letzteres schien freilich die Regel bei den Aulad Soliman zu sein, und es war nicht uninteressant, diesen rohen Männern, deren ganzes Leben ein harter Kampf gegen Mühe und Gefahr war, diese weit und breit gefürchteten Räuber und Halsabschneider im eigenen Hause machtlos zu sehen. Der Hischi war ausserdem noch ein Weichling, der bei einer katarrhlichen Rachen- und Mandelentzündung, an der Nachtigal ihn behandelte, die grösste Todesfurcht ausstand und eine wahrhaft kindische Empfindlichkeit gegen die mit derselben verbundenen Schmerzen zeigte. Unser Freund sah bei den Kindern der Frau des Hischi, dass die Araber in ihrer neuen Heimat ebenfalls die Sitte der Neger und Halbneger angenommen haben, Kindern das Zäpfchen mit der Schere abzuschneiden, um sie vermeintlich gegen eine ganze Reihe von Krankheiten zu schützen, und die Keime der Eckzähne zu entfernen, um die Gefahren der Zahnung zu vermindern.

Vierzehn Tage waren die Leute fort und Nachrichten von ihnen begreiflicherweise noch nicht eingelaufen, als Nachtigal am Nachmittage des 1. Juli durch ein Klagegeschrei aufgeschreckt wurde, das plötzlich aus dem benachbarten Dorfe herüberdrang und alle mit banger Ahnung erfüllte. Die Szene aber gestaltete sich bald viel dramatischer, denn binnen kurzem stürzten Frauen jenes Dorfes mit lautem Geheul daher, halb taumelnd, halb tanzend, händeringend und Sand auf ihre Häupter streuend. Die Frauen des ganzen Lagers

rannten ihnen entgegen und bald war dasselbe von den wildesten Wehklagen erfüllt. Und merkwürdigerweise schienen von der Sitte diese Aeussierungen des Schmerzes taktmässig verlangt zu werden. Indem sie zueinander eilten, umfassten sie sich unter lautem Kreischen, leisem Wimmern oder rezitativem Gesange, tanzten oder schlugen den Takt mit den Füßen dazu und beobachteten selbst einen gewissen Rhythmus, wenn sie sich wild im Kreise drehten und die Haare ausrauten. Noch immer aber wusste und hörte niemand, was die Ursache der gewaltigen Aufregung sei, und es vergingen Viertelstunden jenes unaufhörlichen rhythmischen Tobens, bis die Aufklärung erfolgte: Es sei ein ganz unbestimmtes Gerücht von der Vernichtung der Ausgezogenen in jenes Dorf gedrungen. Sofort stiegen hierauf die anwesenden Männer zu Pferde und brachten bald aus dem Standlager der Scheredat den Bericht über den wahrscheinlichen, allerdings nicht günstigen Sachverhalt. Man vernahm also, dass die verbündeten kleinen Heere miteinander vor Ennedi gekommen seien und sich dort getrennt hätten, um zwei verschiedene Teile der Landschaft gleichzeitig in Angriff zu nehmen. Die mit ihren Dazugenossen 150—200 Mann starken Aulad Soliman seien gleich in das nächstgelegene Tal gezogen, wo sie alsbald einer ansehnlichen Kamelherde sich bemächtigten, die sie dann unter Bewachung durch ihre Kranken, Schwachen und Schlechtberittenen an einem Brunnen zurückliessen, um an einem weiteren Suchen nach Beute nicht gehindert zu sein. Die vierundzwanzig Genossen hätten aber die ihnen gewordene Weisung nicht befolgt, sondern sich mit der Beute sofort auf den Heimweg begeben, und hier seien sie an einem Brunnen von den Beraubten überfallen und zum Teil niedergemacht, zum Teil gefangen worden. Wenig lohnend sollte übrigens auch das weitere Ergebnis der bereits auf dem Rückwege befindlichen Haupttruppe und ebenso das Geschäft des verbündeten Mgharba-Stammes im anderen Teile von Ennedi gewesen sein.

Mit den bestimmten Nachrichten, der namentlichen Angabe der Vermissten und Gefallenen, hörte zwar das laute Klagen der Nichtbetroffenen auf, doch in Nachtigals Nähe, aus der Hütte des Murabid Brahim el-Zedani, der zu den Getöteten gehören sollte, ertönte der Trauergesang seiner Frau Bo Meraja und seiner Tochter Tag und Nacht. Besonders die letztere war unerschöpflich in ihren Schmerzensäussierungen. Bald liess sie die wildesten Schmerzensschreie durch das öde Tal erschallen, bald erstarb ihre Stimme in leisem

Wimmern, bald ertönten sanfte Klagen in rührendem Tonfall in die stille Nacht, bis die Natur ihr Recht forderte und die Erschöpften zu kurzem Schlafe zwang.

Wenige Tage darauf kamen die überlebenden Mitglieder der Expedition zurück und bestätigten die traurige Mär. Noch an demselben Tage wurde ein naher Verwandter Adamas, des Häuptlings der Dschagada, der der treueste Anhänger der Araber in Borku war, nach Ennedi geschickt, sowohl um sichere Nachrichten über das Schicksal jedes einzelnen einzuziehen als auch, um die Verhandlungen über den Lösepreis der Gefangenen zu führen. Nachtigals Hoffnung, mit diesem Unterhändler in friedlicher Weise zu den Bidejat zu gelangen, scheiterte an dem entschiedenen Proteste Abdel-Dschlils und der Edelleute, obwohl der Bote nicht abgeneigt war, eine gewisse Bürgschaft für seine persönliche Sicherheit zu nehmen.

Nach vierzehn Tagen, um die Mitte des Juli, erschien ein Abgesandter der Bidejat, namens Gordoi aus dem Stamme der Arinda Dirkoma, also ein Tedomann, deren viele in den westlichen Tälern Ennedis wohnen, um die Auslieferungsbedingungen zu überbringen, während der Bote selbst als Bürge zurückgeblieben war. Obgleich zahlreiche Angehörige der Bidejat als Sklaven bei den Arabern waren, so wurde doch nicht etwa ein Austausch derselben gegen die jüngst gemachten Kriegsgefangenen verlangt, wie man hätte erwarten sollen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit war nicht lebendig genug in den Einwohnern Ennedis, und nur der Besitzer eines gefangenen Arabers, der ein Familienmitglied bei den Aulad Soliman oder Mgharba hatte, beanspruchte eine Auswechselung; die übrigen verlangten als Rückkaufspreis zehn Kamele für den Mann, begnügten sich aber auch mit weniger, wenn die Familie des Gefangenen nicht vermögend genug war. Man musste die Bedingungen billig, ja bescheiden nennen, und gestehen, dass die Araber, wenn sie Herren der Situation gewesen wären, keine derartige Milde gezeigt haben würden. Erschien doch eines Tages höchst unerwarteterweise Nachtigals Nachbar, der Murabid, noch ehe die Klagen seiner Familie aufgehört hatten, ohne Lösegeld in ihrer Mitte. Derselbe war bei dem Ueberfall am Brunnen nicht getötet, sondern nur leicht verwundet worden und wurde dann mit Rücksicht auf seinen religiösen Charakter und seine Armut, gegen das Versprechen, einen möglichst hohen Preis für seine Freiheit später einzusenden, freigegeben.

Leider hatte ein hoffnungsvoller Sohn Adamas, der unter den Gefangenen gewesen war, einen Weg zu seiner Befreiung eingeschlagen, der zwar die Bewunderung seiner Stammesgenossen hervorrief, doch ihm selbst das Leben kostete. Der Jüngling war aus dem Tale Nikaule, gefesselt und von zwei Männern bewacht, nach dem Tale Murdo geschickt worden, hatte nachts seine Bande zu lösen gewusst und war nach Ermordung seiner beiden Begleiter auf dem Kamele derselben entflohen. Als das Gerücht seiner kühnen Tat einlief, war bereits eine Woche seit derselben verstrichen, und bange Sorge bemächtigte sich aller um diesen jungen Mann, die beste Hoffnung seines Stammes. Freilich behauptete einige Tage später ein Mann aus Wun, seine Spuren gefunden zu haben, doch bald lief die authentische Nachricht seines Todes ein. Bei der Ueberwindung einer Felsgruppe während seiner Flucht hatte das Kamel ein Bein gebrochen, und das war seine Verurteilung zum Verdurstungstode gewesen. Gerade, als der Vater auf die ferne Kamelweide gegangen war, um für jeden Fall ein Lösegeld für den Sohn zu holen, kam in seinem Hause die Trauerbotschaft an, und man kann sich den Schmerz des Häuptlings vorstellen, dem vor Jahresfrist der ältere, ebenso hoffnungsvolle Sohn im Kampfe gegen die Missirija Wadais entrissen war und nur ein schwachsinniger Knabe als einstiger Nachfolger blieb.

Es war eine traurige Zeit, in der Tag und Nacht von allen Seiten die langsamen Trauerschläge der Trommel und die Klagelieder der Dazafrauen herüberklangen. Der Racheschrei der Araber und ihrer Bundesgenossen wurde, vorzüglich auf die vernünftigen Ratschläge des schwer geprüften Adama, der den günstigsten Eindruck unter allen Nachtigal bekannten Tubu machte, wenigstens bis zur Rückkehr aller Kriegsgefangenen erstickt.

Für unsern Freund schwand damit alle Aussicht, nach Ennedi zu gelangen, und diejenige, bis zum Abschlusse der gesamten Dattelernte Borkus zu bleiben, war eine so entmutigende, dass er ernstlich in Haza drang, der doch im ganzen ein ehrbarer und wortfester Mann war, seinem ursprünglichen Versprechen, ihn in drei bis vier Monaten nach Bornu zurückzuliefern, gerecht zu werden. Anfangs vertröstete derselbe ihn auf die Ankunft seines Vaters, der mit den übrigen Gesandten aus der Wadaihauptstadt über Wun erwartet wurde, und als dann eines Tages unerwartet zwei Gefährten Bu Alaqs aus Kanem eintrafen und berichteten, dass dieser mit Ben

Dschuweili nach der Begrüssung König Alis am Fittrisee sofort in das heimatliche Schitati zurückgekehrt sei, so versprach er wenigstens die Ernte in Tiggi und Budu nicht mehr abzuwarten. Der brave Hazaz hatte leider seine Macht den Frauen des Dawar gegenüber zu hoch angeschlagen. Diese waren entschlossen, nicht allein die vortrefflichen Datteln der nördlichen Oasen Borkus einzuhelmsen, sondern auch in Budu ihren Wintervorrat an Salz einzunehmen, und waren wohl befähigt, ihren Willen durchzusetzen. Hazaz aber, in der Abwesenheit seines Vaters Chef der Ailet Bu Alaq, konnte diese nicht verlassen und war andererseits nicht zu bewegen, ihn mit einem anderen Araber zurückzusenden, teils, weil er seine Verantwortlichkeit für ihn ernst nahm, teils aber auch vielleicht, weil er auf etwaige Geschenke seinerseits nach erfolgter Rückkehr spekulierte.

Mittlerweile waren die Datteln zur Reife gelangt, und die ganze Oase, in der man lagerte, wurde unter die Aulad Soliman zur Ernte verteilt. Zwar hatte Nachtigal es durchgesetzt, dass den unglücklichen Bewohnern zum notdürftigen Unterhalt wenigstens ein Sechstel des Dattelhains überlassen wurde, da aber die Sklaven der Araber mit voller Kenntnis und Billigung ihrer Herren die schamlosesten Plünderungen verübten, so hatten jene von dem Edelsinn des fremden Mannes keinen Nutzen. In ähnlicher Weise erntete man auch in den übrigen Oasen.

Selbstverständlich drehte sich die ganze Unterhaltung dieser Freibeuter immer um die Ghazias, d. h. Raubzüge. Wiederholt versuchte unser Landsmann, den Verständigen unter ihnen das Unerfreuliche und Unrühmliche ihres verbrecherischen Lebens eindringlich vor Augen zu führen und sie zu überreden, dass sie die ersten Schritte zu fruchtbringender Tätigkeit und ständigen Wohnsitzen unternähmen. Aber wenn sie sich auch wohl ihres Unrechtes bewusst waren und vorübergehend sogar von Gewissensbissen gequält wurden, dass sie selbst Glaubens- und Stammesgenossen nicht verschonten, so scheiterten doch alle Versuche des wohldenkenden Menschenfreundes an ihrem masslosen Nomadenstolze. „Wir leben freilich ausschliesslich von Unrecht und Sünde, doch auf welche andere Weise könnten wir unseren Lebensunterhalt erwerben, ohne zu arbeiten? Gearbeitet aber haben unsere Vorfahren nie, und es würde eine Schande und ein Verrat sein, von dieser Sitte der bevorzugten Erdenbewohner abzuweichen. Wozu sind auch diese verdammten



Panzerreiter.



Besuch der Musiker.

Farbigen anders auf der Welt, als um für die höherstehenden Menschen zu arbeiten.“

Bald aber gesellte sich zu der furchtbaren Langeweile auch noch der Hunger, denn wenn auch der Dattelngenuss eine äusserst gesunde Nahrung ist, so muss sie doch ohne gleichzeitigen Genuss von Getreide, Fleisch oder Milch, selbst bei diesen bescheidenen Nomaden für eine auf die Dauer als durchaus unzulängliche Nahrung gelten. So trat noch als bedrohlich der Umstand hinzu, dass das Fleisch fast ganz unerschwinglich wurde. Anfangs hatte Nachtigal versucht, sich etwa alle vierzehn Tage eine Ziege zu verschaffen, doch abgesehen davon, dass das Fleisch in Borku damals äusserst selten war, wurde der Ankauf desselben dadurch sehr teuer, dass das Fleisch der geringen Menge wegen nicht gut getrocknet und aufbewahrt werden konnte, und also nur gerade auf zwei Tage gereicht haben würde, wenn man ihn in ungeschmälerten Besitz desselben gelassen hätte. Das Letztere war aber keineswegs der Fall; wenn er auch in grösster Heimlichkeit die Nacht geschlachtete hatte, so meldeten sich doch stets so zahlreiche Bittsteller, dieser als ein betagter, schwacher Greis, jener für seine kranke Frau, ein dritter, weil er als Murabid Anspruch auf besondere Berücksichtigung zu haben glaubte, dass im Augenblicke alles vergriffen war, ohne dass sich auch nur einer wirklich satt gegessen hätte.

Bei einer Exkursion nach Jin hatte er sich durch das Opfer von 11½ Pfund Schiesspulver und 5 m Cham eine der vereinzelter Kühe Borkus verschafft, von der er sich mehr Vorteil versprach, da es die Sitte selbstverständlich erscheinen lässt, dass man mit Ausnahme der Eingeweide das gesamte Fleisch des Rindes trocknet. Unseres Forschers Hoffnung erwies sich aber bald als illusorisch. Nachdem das Tier, das sich als sehr böseartig erwies, mit grösster Schwierigkeit nach Ngurr transportiert worden war, sollte es ebenfalls heimlich bei Nacht unter Beihilfe des Sklaven Feriq geschlachtete werden. Doch alle seine Berechnungen wurden zu schanden. Die Sklaven begnügten sich nicht mit dem Anteil, den die Sitte für diese Hilfeleistung festsetzt, sondern stahlen ohne Ausnahme, und die benachbarten Araber umlagerten während der ganzen Nacht den Schlachtplatz und wussten sich durch die bestochenen Sklaven unter dem Schutze der Dunkelheit in den Besitz von Fleisch zu setzen. Das Benehmen der Leute war in der Tat schamlos und würde in ihrer nordischen Heimat unmöglich gewesen sein. Sein Daza-Nachbar

Haran war gewiss hungriger als alle und hatte sicherlich viel länger kein Fleisch gekostet; trotzdem bewies er durch sein zurückhalten-des Benehmen, wie verpönt eine sichtliche Gier nach Essen und Trinken bei seinen Landsleuten ist, und machte ihn darauf aufmerksam, das die Aulad Soliman ihren Spottnamen Minneminne nicht etwa nur figürlich ihrer Raubsucht verdanken. Am nächsten Morgen ergab die Untersuchung bei Tageslicht, den Verlust von etwa einem Drittel des gesamten Fleisches. Der Rest wurde den Frauen des Feriq zum Zerschneiden in Streifen anvertraut, wobei wieder etwa ein Drittel verschwand, und dass letzte Drittel endlich erlitt eine beträchtliche Einbusse durch die ungünstige Witterung. Während in trockener Sommerzeit ein Tag genügt, um kunstgerecht zerschnittenes, frisches Fleisch in vollkommen trockene, harte, zerbrechliche Stücke — Quadid — umzuwandeln, verbreitete der Vorrat am dritten Tage Fäulnisgeruch in der Umgebung seines Zeltcs und wimmelte von lebenden Wesen. Die Vorsicht, das Fleisch mit einer reichlichen Lage Salz zu versehen, hatte nichts vermocht gegen die hochgradige Feuchtigkeit, die von Süd- und Südostwinden aus der Regenzone herbeigeführt wurde. Nachdem auch diese Hoffnung zuschanden geworden war, wurde ihm fast nur noch Fleischnahrung zuteil, wenn ein Kamel in der Nachbarschaft ernstlich erkrankte, oder wenn ein Araber einmal eine Antilope erlegte, und das waren seltene Gelegenheiten. Nur Geflügel fand sich nicht selten in Gestalt von wilden Tauben oder Wüstenrabcn; Hühner kamen ihm in Borku nicht zu Gesicht.

Zu diesen Verdriesslichkeiten gesellten sich auch noch persönliche Gefahren für unsern Reisenden, da wieder ein fanatischer Senussimissionar in Borku erschien und Schritte unternahm, um die Borkuleute zum Morde des ungläubigen Christen zu ermahnen. Dank dem Eintreten des ritterlichen Hazaz fand aber dieser Missionar keine Unterstützung bei den Arabern. Endlich kam der Tag des Aufbruchs der Karawane der Nomaden, und zu gleicher Zeit erhielt Nachtigal die erste Kunde, dass die Christen — Franzosen und Deutsche — in einem blutigen Kriege miteinander begriffen seien.

Reise in das südliche Kanem.

Trotz allen Nachforschungen konnte Nachtigal nichts Näheres über diesen Punkt erfahren; erst in Kuka sollte seine gewiss berechtigte Neugierde befriedigt werden. Nicht nur die weite Entfernung

von europäischer Kultur, sondern vor allem auch der Umstand, dass die Muselmänner in der dünnkelhaften Wahnvorstellung vor der gewaltigen und zur Herrschaft berufenen Macht des Islam die „kleine Schar“ der Christen kaum der Beachtung wert halten, lassen es erklären, dass in jenen Breiten so wenig über den Riesenkampf zwischen den beiden mächtigsten Nationen Europas bekannt geworden war. Die Araber betrachteten offenbar jenen Krieg von denselben Gesichtspunkten wie ihre eigenen Stammesfehden.

Am folgenden Tage sollte unser Landsmann Zeuge eines empörenden Vorfalles werden, wie sie sich so oft in der Stille der Wüste abspielen. Eine friedliche, von Bornu kommende Handelskarawane zog arglos ihres Weges gen Norden. Trotzdem einige stammverwandte Aulad Soliman diese begleiteten, wurde von einer Anzahl raublustiger Gesellen dennoch der Plan gefasst, jene Leute auszuplündern, und schnell war der Entschluss ausgeführt. Nachtigal hatte mit einigen besser Gesinnten nichts von dem Vorhaben geahnt. Eben erreichte er den Ort des Ueberfalles, als sich ihm ein Anblick darbot, der sein Blut fast erstarren liess. Einer der Banditen, der bei der Plünderung leer ausgegangen war, forderte in wildem Grimme von einem Greise dessen einziges, abgetragenes Gewand, und als jener zögerte, die einzige Bedeckung seiner Blösse herzugeben, schoss er den Armen erbarmungslos nieder. Aufs äusserste empört, behandelte Nachtigal den Schurken wie wohl selten ein Christ im Innern Afrikas einen Muselman behandelt hat. Seine Entrüstung wurde aber keineswegs von der Umgebung geteilt; man betrachtete gleichgültig den Vorfall als etwas Alltägliches.

Einige bessergesinnte und angesehene Männer waren nachträglich doch sehr unzufrieden über das verräterische Unternehmen gegen Angehörige befreundeter Stämme. Ihr Einfluss war nicht ohne Wirkung: denn man stritt einige Tage hindurch sehr heftig, ob man das ungerechte Gut ganz oder doch teilweise wiedergeben solle. Als jedoch die ersten Regungen des Gewissens sich gelegt hatten, verstand man sich dazu, von 1100 geraubten Toben ganze 200 Stück den Beraubten zur beliebigen Verteilung zurückzuerstatten. Damit gab sich das Gewissen der ungebundenen Wüstensöhne zufrieden, die ja den Raub eigentlich als ihr herkömmliches Geschäft und als ihr gutes Recht zu betrachten pflegen.

Nachtigal hatte nicht ohne Erbitterung seinem Freunde Bu Alak die ganze, bisher ausgestandene Not seines langen, zwecklosen und

entbehrungsreichen Stilliegens und Umherwanderns geschildert. Der freundliche Mann wollte ihn dafür entschädigen, indem er ihn in das eigentliche d. h. südöstliche Kanem führte. Dieses Land gehört der mittelsudanischen Abflachung an und steht unter der Oberhoheit Wadais, ist aber tatsächlich vielmehr von den Aulad Soliman abhängig. Etwa 80 000 qkm gross, wird es von 100 000 Seelen bewohnt. Bu Alak verband mit dem Freundschaftsdienst noch einen anderen Zweck, indem er von einem dortigen Gastfreunde Getreide zu kaufen oder auch zu erpressen hoffte.

Am 29. November trennten sie sich von den Aulad Soliman und traten die Reise an. Dieselbe ging durch das üppige Medeli-Tal, wo herrliche Dattelhaine mit ausgedehnten Getreidepflanzungen wechselten und überall die Bevölkerung fleissig dem Ackerbau oblag. Je weiter sie die Schritte nach Süden lenkten, desto mehr nahm der Reichtum des Pflanzenlebens zu.

Am zweiten Tage erreichten sie Mao, die am Eingange einer weiten Ebene gelegene Hauptstadt des Landes, wo im Jahre 1863 der deutsche Afrikareisende Moritz von Beurmann sein hoffnungsvolles Leben durch schändlichen Meuchelmord verloren hat. Es bemächtigte sich unseres Reisenden eine tiefernte Stimmung, als er sich dem durch die Bluttat berüchtigten Orte näherte. Derselbe besteht nur aus etwa 150 Strohhöhlen, zeichnet sich aber durch die vortrefflichen Saatzfelder der Bewohner aus.

Wiederum in der Mitte des Ortes schlugen die beiden Reisenden ihr Quartier auf, gerade vor dem Hause Mohammeds. Dort sass dieser auch im Sande vor der Tür, ein Mann wohl in der Mitte der fünfziger Jahre, umgeben von seinen hochbetitelten barhäuptigen Hofbeamten, sehr ärmlich gekleideten Schattenbildern einer glänzenden Vergangenheit. Die äusserst freundliche Begrüssung des Gouverneurs und seiner Leute war im voraus so erwartet worden, da seine Macht trotz der Oberherrschaft Wadais tatsächlich von den Aulad Soliman abhing. Als er jedoch in seiner Zuvorkommenheit die Gäste aufforderte, ihr Nachtlager in seinem Hause aufzuschlagen, erhob sich Nachtigal und sagte, dass er für seine Person es vorziehen würde, draussen in Gottes freier Natur zu bleiben, als in der Mitte von Leuten, die sich vor wenigen Jahren nicht geschämt hätten, verräterischerweise einen einzelnen Fremdling zu ermorden, der zu seinem Schutze nur Gott gehabt und das heilige Gesetz der Gastfreundschaft.

Der unter der Gewalt wilder und halbwilder Völker lebende Reisende wird vorsichtig. Es war daher Nachtigal auch hier nicht darum zu tun, seiner Entrüstung freien Lauf zu lassen und durch ein Zerwürfnis aller Unterweisungen über Land und Leute verlustig zu gehen. Obwohl er aber in abgerissenem Gewande ohne Zelt und auf einem abgemagerten Pferde daherkam, wollte er diesen Menschen doch klar machen, dass man in Europa über jenen schimpflichen Vorgang vollständig unterrichtet sei und auch die Araber in dieser Hinsicht durchaus auf seiner Seite ständen. Seine heftige Rede wurde denn auch von dem Alifa und seiner Umgebung ohne jede Missstimmung aufgenommen, und es konnte in der Tat nichts dagegen eingewendet werden, wenn der Mann ruhig auseinandersetzte, dass er doch unmöglich für ein Ereignis verantwortlich gemacht werden dürfe, das in einer Zeit geschehen, als er selbst gar nicht im Amte gewesen. Auch die andern schworen hoch und teuer, dass kein an jener Sache irgend Beteiligter in ihrer Mitte sei und dass die Gewalttat überhaupt bei allen Wohlgesinnten hier eine strenge Missbilligung gefunden habe. Auch der Allmächtige selbst habe seinen Zorn über das Verbrechen kundgetan, da jeder der drei Mörder binnen wenigen Jahren eines unnatürlichen Todes gestorben seien. Es lag viel Aufrichtigkeit im Tone dieser Versicherung, so dass Nachtigal es mit seinem Gewissen vereinigen zu können glaubte, die bescheidene Residenz des Gouverneurs zu betreten.

Die Bewirtung war vortrefflich, die Ausbeute für die Studienmappe eine reiche gewesen, als sie am folgenden Morgen weiter zogen, um zu dem Gastfreunde Bu Alaks nach Jagubberi zu gelangen, wo sie nach fünfstündigem Marsche eintrafen. Der Ort zählte etwa hundert sorgfältig hergerichtete und sauber eingezäunte Hütten, die ihm ein wohnliches und wohlhabendes Aussehen gaben. Der Gastfreund war das Oberhaupt, der hier den Titel „Fugobo“ führt. Er befand sich aber auf einer Ghazia gegen den Stamm der Kreda im Bahr el-Ghasal, an der auch die Leute von Mao sich beteiligt hatten. So ist hier jede grössere oder kleinere Ortschaftengruppe von einer anderen Stammesgemeinschaft bewohnt, so dass immer ein besonderes und sehr eingehendes Studium erforderlich ist zu einem sicheren und klaren Zurechtfinden in diesen Völkerverhältnissen des innern Afrikas, diesem immerwährenden Wechsel der Typen, Sprachen, Dialekte, Sitten und geschichtlichen Erinnerungen.

Obwohl der Fugobo jeden Tag zurückerwartet wurde, konnten die Wanderer doch durch die freundliche Aufnahme seiner Frau und Töchter nicht bestimmt werden, in müssigem Stillliegen seiner Ankunft zu harren. Sie reisten einstweilen weiter nach Mondo, einem nur wenige Stunden entfernten Orte des Tundscherstammes.

Mondo war eine Ortschaft von etwa 200 Hausständen, ansehnlicher, wohnlicher und besser gehalten als Mao; sein Oberhaupt führte den Kanembatitel Fugobo. Die Hütten und ihre Einfriedigungen waren sehr sorgfältig gearbeitet, und die ausgedehnten Saatefelder in den benachbarten, flachen Tälern zeugten von der Arbeitssamkeit und dem Wohlstande der Bewohner. Diese ähnelten in Zügen und Habitus durchaus den in Innerafrika einheimisch gewordenen Arabern — Schoa kan — wie Nachtigal sie in Kuka kennen gelernt hatte; doch waren sie grössere Sprachkenner geworden, denn viele verstanden und sprachen das Kanuri und manche das Dazaga, während sie sich untereinander ausschliesslich des Arabischen bedienten.

Gern hätte unser Landsmann länger in Mondo verweilt, denn der Schleier, der uns die Gegend verhüllt, in der Bahar el-Ghazal aus dem Bornusee hervorgeht, hätte bei der Ortskenntnis der Leute noch erheblich gelüftet werden können. Doch Bu Alaq drängte zur Rückkehr nach Jagubberi und wollte zu seinem grossen Bedauern nicht einmal den am folgenden Tage (3. Dezember) stattfindenden Wochenmarkt abwarten, so dass er dieser ausgezeichneten Gelegenheit, einen Ueberblick über die Bevölkerungselemente des Distrikts zu gewinnen, entsagen musste.

Ein Abstecher führte die Reisenden zu dem noch unabhängigen Stamme der Haddad, die nicht wenig erstaunt waren, einen Christen unter sich zu sehen, über dessen Volk oder Sekte sie so viel Ungünstiges gehört hatten. Das Benehmen der Leute war anfangs dennoch recht freundlich, und der Häuptling beantwortete alle topographischen und ethnologischen Fragen seines weissen Gastes sehr bereitwillig; als aber der Forscher immer wieder neue Fragen stellte, wurden die unwissenden Leute so misstrauisch, dass sich die Reisenden genötigt sahen, schleunigst Abschied zu nehmen.

Auf der Rückreise machten sie der Stadt Gala einen Besuch, dem wichtigsten Orte der ehemaligen Bornuherrscher. Als man wieder in Mao angelangt war, suchte Nachtigal in einem benachbarten Tale einen Mann auf, Namens Mo'allim Derbe, der, wie es hiess, über das

Schicksal des ermordeten deutschen Landmannes die beste Auskunft geben konnte.

Der Mo'allim Derbe, ein Dazamann, hatte zur Zeit des traurigen Ereignisses auf derselben Stelle gewohnt und konnte über dem Hergang desselben die beste Auskunft geben. Dort, in nächster Nähe, stand der schöne Kurna-Baum, der innerhalb des Hofraumes des Alifa Musa die Hütte des unternehmenden Deutschen beschattet hatte. Nach dem glaubwürdigen Berichterstatte war übrigens der Alifa Musa nicht der Urheber der Tat gewesen, sondern der Apid Chommi von Wadai, der sich damals gerade in Kanem befunden und in seinem Eifer, den Christen von seinem Vaterland fern zu halten, dem Alifa die Zustimmung zu der schmachvollen Ermordung abgerungen hatte. Es war nicht schwer gewesen, die drei schon erwähnten Exekutoren zu finden, und diese waren dann eines Tages in die Hütte ihres Opfers gedrungen, um ihm mit ihren Lanzen den Garaus zu machen. M. v. Beurmann suchte sein Leben teuer zu verkaufen und griff zum Schwerte, da die Plötzlichkeit des Ueberfalles ihn nicht zum Gebrauche seiner Feuerwaffen kommen liess. Jene stürzten sich auf ihn, und es kam zum Handgemenge, in dem die Verzweiflung dem Angegriffenen ungewöhnliche Kräfte verliehen zu haben scheint. Die Mörder vermochten ihm so wenig mit ihren Lanzen und Messern anzuhaben, dass sie in der Ueberzeugung, ihr Opfer sei gegen blanke Waffen gefeit, demselben einen Strick überwarfen und ihr Verbrechen durch Erdrosselung vollendeten. Wie übernatürliche Kräfte in den Anschauungen der Mohammedaner überhaupt eine grosse Rolle spielen, und wie die Christen besonders einer gewissen Herrschaft über dieselben verdächtig sind, so war damals in Kanem noch jetzt überall die Ansicht verbreitet, das M. v. Beurmann hieb- und stichfest gewesen sei. Die Leiche schleppte man alsdann zur Ortschaft hinaus und überliess sie den zahlreichen Hyänen und Geiern der Gegend. Wunderbarerweise, so erzählte der Mo'allim Derbe, wagte weder ein wildes Tier den Leichnam anzutasten, noch trat die Verwesung ein. Als er selbst (der Mo'allim) noch nach einer längeren Reihe von Tagen den tapfern, toten Mann unverändert in der Wildnis gefunden habe, sei ihm klar geworden, dass Gott selbst auf diese Weise seinen Unwillen über den Verrat an dem schutzlosen Fremdling und über die Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses habe kund tun wollen, und er habe ihn bei Nacht in die Erde zur ewigen Ruhe gebettet; erst nach diesem frommen Werke habe ein lang-

ersehnter Regen die Erde befruchtet. Er bestätigte, dass die Mörder sämtlich eines unnatürlichen Todes starben, und dass dadurch die Beurteilung des Ereignisses von Seiten der unbeteiligten Menge wesentlich beeinflusst wurde. Die Begräbnisstätte lag am Rande des Tales und war längst überwuchert und unkenntlich geworden. Nachtigal dankte dem Manne für seine menschliche Tat, die immerhin einen gewissen Mut erfordert hatte, und war beschämt, ihn nicht nach Wunsch belohnen zu können. Da er demnächst nach Bornu zu reisen beabsichtigte, so versprach er ihm eine Kororobschi-Tobe, das Ideal eines Gewandes für einen Dazamann.

Nach langem Ritt kehrten die Reisenden von ihrem zehntägigen Ausfluge am 9. Dezember wieder zum arabischen Lager zurück. Gerade einen Monat später ritt er in sehr zerlumptem Zustande wieder in Kuka ein, wohin er sich solange vergeblich zurückgesehnt hatte.

Sieben Wochen in Kuka.

Ueber seine Aufnahme in Kuka und über seine ganze Reise im Zusammenhang wollen wir jetzt wieder den Reisenden selbst hören, der darüber an seinen Freund berichtet hat. Der Brief lautet:

Kuka, Februar 1872.

Lieber Freund!

„Der Sturm, der über Europa mit orkanartiger Wut hinbrauste, ist für Eure freundliche Stadt und Euer lebenswürdiges Heimwesen hoffentlich ohne traurige Folgen vorübergegangen. Im Gegenteil genießt ihr wahrscheinlich mit Behagen die gereinigte politische Atmosphäre Deutschlands, früher so voller Keime der Krankheit und Zersetzung, während mir in trüber Ferne nicht nur dieser patriotische Genuss vorenthalten ist, sondern noch das kummervolle Bewusstsein die Existenz vergällt, nicht nach Massgabe meiner bescheidenen Kräfte haben an der allgemeinen zentral-europäischen Purifikation mitwirken zu können und ohne dafür auf meiner selbstgewählten Tatenbühne würdigen Ersatz gefunden zu haben. Das schlimmste ist für mich, dass dieses Bewusstsein und die Schneckenhaftigkeit meiner hiesigen Evolutionen mich verhindert, schon jetzt zurückzukehren.

Seitdem ich Euch meine letzten, schriftlichen Lebenszeichen sandte, ist ein Jahr vergangen, ein ganzes, langes, schönes, rundes

Jahr, und was tat ich während desselben, das der Mühe wert wäre, gesagt zu werden? Ich associierte mich einer arabischen (politisch übrigens anerkannten) Räuberbande, die, wenn sie nicht meuchelt, raubt und plündert, friedlich ihre Kamele in Kanem und den umliegenden Ländern weidet; nomadisierte mit ihr in Kanem, Egei, Bodele, Borku, Bahar el Ghazal herum und konnte erst nach neun Monaten wieder aus dieser Welt der beständigen Furcht und Unsicherheit nach meinem Hauptquartier Kuka entweichen. Durch 6 Längen- und 4 Breitengrade von diesem relativen Zivilisationszentrum getrennt, scheiterten alle Rückzugspläne aus Borku an meiner Machtlosigkeit und Armut, und an der Wortbrüchigkeit meiner Gastfreunde und Raubgenossen, an den Gefahren, welche die dortige Welt fast unwohnbar machen. Und dies fast ohne Bücher und Tätigkeit, inmitten einer Bande, welche Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein, nur „Ghazia“ macht, nur „Ghazia“ spricht, nur „Ghazia“ träumt; unter dem Alp der Nachrichtenlosigkeit aus der Heimat, wo ich den Riesenkampf zwischen Germanentum und Latinismus entbrannt wusste; unter Entbehrungen, wie ich sie nach Tibesti nicht wieder praktizieren zu müssen hoffte.

Ich reiste im Frühling vorigen Jahres, wie ich Euch geschrieben zu haben glaube, mit verschiedenen Arabern Kanems, die fast alljährlich auf dem Markte Kukas erscheinen, um ihren Ueberfluss an gestohlenen Kamelen oder Datteln abzusetzen, nach ihrer adoptierten Heimat ab. Diese Araber sind zum grössten Teile hier vor dreissig Jahren auf der Bühne erschienen, nachdem Fessan zur türkischen Provinz gemacht und der Sultan von Fessan, Abd-el-Dzilil, ursprünglich Scheich der Uelad Sliman, in der Schlacht, welche das Schicksal seines Landes entschied, gefallen war. Die Hauptpartisans dieses ausgezeichneten Araberhäuptlings waren natürlich die Leute seines Stammes gewesen, und nach dem Ende ihres Reiches zogen sie es in richtiger Würdigung des Schicksals, das ihnen türkische Rache bereitet haben würde, vor, nach dem „Barr el abid“ (dem Lande der Sklaven), mit denen ihr Chef früher auf seinen gigantischen Raubzügen so viel Reichtümer geholt hatte; auszuwandern. Es ist denselben, trotz ihrer numerischen Schwäche — sie zählen kaum 200 Reiter — und trotzdem ihnen Tibbu, Tuareg und eingeborene Araber die feindlichsten Gefühle entgegnetrugen, gelungen, sich eine unbestrittene Herrschaft von Kanem und Borku zu erwerben. Die Mittel dieser Conquete waren die nicht unbeliebten: „Raub und

Mord“ gewesen und wird die Partie mit ungeschwächten Kräften von jetzt in Szene gesetzt, wenn sich irgendwo die Gelegenheit bietet. Doch wird dieses von Jahr zu Jahr seltener. Die Uelad Sliman sind Nomaden; ihr Besitz besteht in Kamelen, die sie von Freund und Feind rauben. Die ganze Gegend von den Tuareg bis zum Norden Wadais vom Tsad-See bis Borku inklusive ist gänzlich entkamelt. Die Tuareg sind ihnen zu mächtig; die Stämme des nördlichen Wadais ebenfalls zu zahlreich, und alles, was Tibbu heisst, ist im Laufe der Jahre von ihnen bis auf das Mark ausgesogen. Sie werden mit der Zeit der Notwendigkeit nicht entgehen, hauptsächlich in Wadai und in Bornu zu plündern. Ihr jetziger Chef ist ein junger Enkel Abd-el-Dzlils, der denselben Namen führt, ist jedoch ein Chef mit sehr limitiertem Ansehen, wie meistens die Scheichs der Nomadenstämme.

„Ich hatte von Tripoli, wo sich die Uelad Sliman bei den älteren Christen noch des besten Andenkens erfreuen, Briefe für Abd el-Dzlil und anderer Chefs mitgebracht für den Fall, wo sie etwa unsere Karawane auf dem Wege nach Bornu überfallen würden, und benutzte dieselben jetzt als Empfehlungsbriefe.

Scheich Omar, mein lebenswürdiger Bornusultan, hatte ebenfalls an Abd el-Dzlil geschrieben und überdies mich mündlich den hier anwesenden Arabern übergeben, ihnen die Verpflichtung auferlegend, mich in längstens vier Monaten wieder sauf et sain nach Kuka zurück zu liefern.

Ich kam in grässlichem Zustande im Lager der Araber an. Kaum aus Kuka abgereist, ergriff mich das nicht unbeliebte Intermittens mit der ihm hier zu Lande eigenen Energie, vergrösserte meine Milz auf ein fabulöses Volumen und beraubte mich jeder Kraft und allen Lebensmutes. Von Chinin keine Spur mehr. Zwölf Tage wurde ich in besinnungslosem Zustande auf mein Ross gehisst und mitgeführt, und erst nach einiger Ruhe in Kanem und dem Einflusse von Kamelmilch änderte die Krankheit ihre Physiognomie, und während ich anfangs infolge meiner Kraftlosigkeit die Reise nach Borku drangeben wollte, sammelte ich allmählich wieder Kräfte genug, um den Plan wieder aufnehmen zu können.

Ein Missionar der berühmten Glaubensanstalt der Semussia zu Dzarherhub bei Suava war gerade auf einer Rundreise bei den halben Heiden der östlichen Sahara, bei den Uelad Sliman, diesen räubigen Schafen, angekommen, und wir fanden dieselben vollständig

zerknirscht und zermalmt von den heiteren Bildern eines prolongierten Höllenfeuers, welche der feurige Glaubensapostel vor ihnen aufgerollt hatte. Meine Absicht, die Araber nach Borku zu begleiten, d. h. von diesen als erster Europäer in diese Breitengrade geführt zu werden, verschlimmerte ihre Sache wesentlich. Der Zelot drohte, ihnen jede Aussicht auf das Paradies zu entziehen und erklärte sie insgesamt für „Koffar“, für „Nsara“ (Christen), wenn sie das Vorhaben ausführen sollten. Nach derartigen Drohungen verliess er die durch einen Christen verpestete Gegend und zog gen Wadai, wo der glühendste Anhänger der Senussia, Sultan Ali, herrscht. Die Araber blieben in der grössten Konsternation zurück und wussten nicht recht, was sie mit mir anfangen sollten. Endlich kam eine Deputation zu mir, mit der versteckten Bitte, die Initiative zu ergreifen und sie zu bitten, mich nach Bornu zurück zu expedieren. Ich war jedoch assez maligne, sie in ihrem Gewissenszwiespalt zu lassen, und schliesslich trugen meine Gründe, unterstützt durch die Abwesenheit des Apostels, den Sieg über diesen davon. Ach, hätte er doch gesiegt! Wie viele Monate stiller und lauter Verzweiflung, wie viel Entbehrung, wie viel Langeweile, wie viel Hunger würde mir erspart worden sein!

„Kurz, wir reisten ab. Mit drei etwas mageren Wüstenschiffen, von Bornu aufgebrochen, musste ich in Anbetracht des Getreidevorrates, der nach Borku mitgeschleppt werden muss, denselben noch einen vierten Kollegen assoziierten und kaufte denselben in Kanem. Am Ende des ersten Drittels des Weges verweigerte der magerste der Renner unwiderruflich jede Partizipation an der Fortsetzung der Reise und entwickelte bei dem Entschlusse leider den ganzen Eigensinn seiner Rasse. Ein zweites Drittel sah eine Nachahmung dieses Beispiels, und noch hatte ich das Ziel nicht erreicht, als ich bei deutlichen Spuren von Abschwächung des dritten der unausbleiblichen Katastrophe durch Abschlachtung zuvorkam, welche mir wenigstens das Fleisch sicherte. Ich musste den Kamelkelch bis auf die Neigen leeren. Kaum in Borku angekommen, benutzte mein restierender Höckerträger die nicht unangenehme Gelegenheit frischen Krautwuchses, überfrass sich in grünem Had und verreckte alsbald an „geplatztem Bauche“. Bevor er mir jedoch diesen Kummer bereitete, rettete er mir noch das Leben.

„In Borku etabliert, wurde nämlich ein Raubzug gegen die „Terravia“ kombiniert, der meinen Zwecken ausgezeichnet zu dienen

versprach. Von dem Lande dieser Banditen weiss man nämlich äusserst wenig, und die Nationalität der Bewohner ist ebenfalls nicht festgestellt. Ein Kamelritt dahin ist keineswegs ein Vergnügen, besonders unter Umständen, wie ich in meiner Armut ihn zu unternehmen genötigt war. Man reitet etwa acht Tage von morgens bis abends; die Nahrung beschränkt sich auf einige Datteln; das ganze Bett besteht ungefähr in einem Teppich. Doch der Eigensinn eines Deutschen! Genug, wir ritten davon; ein Diener hinter mir auf demselben Sattel, was die Annehmlichkeit der Promenade keineswegs erhöhte. Die ganze Gesellschaft bestand in einigen hundert Mann, zur Hälfte Araber, zur Hälfte Tibbu. Man wählt zu den Ghazien ausgezeichnete Kamele, denn es ist ein fabelhafter Irrtum, das Wüstenschiff für „mässig“ zu halten. Einige Tage Marsch ohne Nahrung, und alles Fett und alle Kraft ist resorbiert. Schon in den ersten Tagen blieben verschiedene liegen, und ich sah mich ebenfalls genötigt, der entschiedenen Weigerung des meinigen nachzugeben und umzukehren. Eh bien, acht Tage darauf waren alle Nichtkombattanten, die zur Bewachung einiger hundert Kamele (ge-raubter) zurückgeblieben waren, und denen ich mich meines friedlichen Charakters wegen doch sicherlich angeschlossen hätte, elendiglich eingeheimst oder auf ihre eklen Lanzen gespiesst. Da es in jenen Breitegraden eine allgemein bekannte Tatsache ist, dass alle Christen aufs engste mit dem Teufel verschwägert sind, und dass ihre gewöhnliche Atzung in gebratenem Menschenfleisch besteht, so würde ich dem letzteren Schicksale wohl kaum entgangen sein.

Ich kann Euch keine Detailbeschreibungen der furchtbaren Leiden liefern, die mir der schliessliche Mangel an allen Beschäftigungen, die Abwesenheit jedes geistigen Genusses und die Roheit meiner Umgebung bereitete. Ich glaubte bisweilen den Verstand zu verlieren. Und bei der Langeweile noch Hunger! Das Getreide war bald aufgeatzt, und Borku produziert nur sehr wenig. Ausschliessliche Dattelatzung aber ist sicherer Tod. Fleisch ist ein fast unbekannter, doch unglaublich ershnter Leckerbissen. Die Notwendigkeit, mein geringes Besitztum an den Ankauf von Kamelen zu verwenden und die primitive Habsucht meiner Gastfreunde liess mich meine Verschwendung in Sachen frischen Fleisches auf den Ankauf zweier Ziegen beschränken, deren einzelne Körperteile so sehr von Nachbarn usw. ambitioniert wurden, dass mir jedesmal nur ein Hinterbein und die Leber blieb. Hier war es ein Freund, der mir irgend

einen kleinen Dienst erwiesen hatte und der jetzt den Kopf des geschlachteten Tierchens reklamierte; dort bettelte ein Greis um ein Stückchen Fleisch zur Aufrechterhaltung seiner schwindenden Kräfte; hier machte ein sogenannter Merabet seine Ansprüche geltend, die ihm sein frommer Ursprung zu verleihen schien, dort bat ein Ehemann um etwas Fleisch für seine Frau, die ihre Niederkunft erwarte; ein Armer um die Gedärme oder um die Füße; und wenn die geübten Wüstennasen Vorübergehender den Duft von Fleisch einsogen, so hatte ich unvermeidlich eine lauernde Gesellschaft bis Mitternacht auf dem Halse, wenn ich nicht vorzog, das Vorhandene alsbald zum Opfer zu bringen. Milch, schöne, süsse, kräftige Kamelmilch aber war eine Illusion, in die ich mich früher tief gewiegt hatte und aus der ich jetzt um so unangenehmer geweckt wurde. Schliesslich, als ich sogar die Datteln für uns und für das Pferd abmessen musste, fristete hauptsächlich der Same von Akresch (einem stechigen Grase), behandelt in der Weise von Getreide, unser ekles Dasein. Von Zeit zu Zeit wurde diese bescheidene Küche durch Fleisch kranker Kamele vervielfältigt. Die meisten Krankheiten derselben werden so übel prognostiziert, dass man alsbald zur Abschachtung schreitet, um wenigstens das Fleisch zu retten; und mit geheimer Bosheit sah der hungernde Mensch ein Kamel seines Nachbarn erkranken und dem Messer verfallen.

Mein Freund, der Senussimissionar, erschien später von Wadai aus noch einmal in Borku auf der Bühne. Als er erfuhr, dass die räudigen Schafe seiner Herde sich wirklich nicht geschämt hatten, mich nach Borku zu führen, weigerte er sich, unter ihnen zu lagern, erklärte die Fraktion der Uelad Sliman, in deren Duar ich hauste, für „Ungläubige“ und „Christen“ und predigte den Tibbu einen Christenmord als sicherste Anwartschaft auf das Paradies. Einige derselben taten sogar bei den Arabern Schritte, sich diesen Preis zu verdienen und boten eine annehmbare Summe für meine Person und die Erlaubnis, mich massakrieren zu dürfen; doch noch war der „Aman“ stark genug in meinen Gastfreunden, einen solchen Handel zu verweigern. Freilich konnte ich seitdem meinen einzigen Genuss, den Baumschatten, nur noch bewaffnet haben, und mein tägliches Mittagsschläfchen in demselben war nur noch mit einer Schildwache möglich.

Endlich waren wir mit Beginn der Fastenzeit nach Kanem zurückgekehrt. Während desselben war an keine Rückkehr nach

Kuka zu denken, denn dank der Raubsucht meiner Freunde ist der Weg von einer Unsicherheit, dass der einzelne ihn kaum passieren kann. Ich benutzte diese Zeit, um die Hauptstadt des Wadaianteils von Kanem, Mao, zu besuchen, wo Moritz von Beurmann vor einigen Jahren so verräterisch vom Chalifa des Sultans von Wadai ermordet wurde. Derselbe war nicht mehr am Ruder, und sein Anblick wurde mir erspart. Sein Nachfolger war eine gutmütige Persönlichkeit, und seine Relationen mit den Arabern sicherten mir Leben und Freiheit. Wenn Beurmann nicht so unklugerweise den Schutz der Uelad Sliman, den ihm dieselben anboten, zurückgewiesen hätte, wäre er damals seinem traurigen Schicksale entgangen.

Anfangs vorigen Monats zog ich wieder in mein Hauptquartier Kuka ein und erfreute mich des väterlich liebenswürdigsten Empfanges von seiten Scheich Omars. Abends spät ritt ich in sehr zerlumptem Zustande in die Hauptstadt ein oder führte vielmehr meine zum Skelette abgemagerte Rosinante am Zügel. Der Staatschef war noch nachts davon in Kenntnis gesetzt, und vor meinem Erwachen morgens erschien ein hochstehender Eunuch, um mich neu einzukleiden. Eine seidene Jacke, verschiedene Bornu- und Sudan-Toben bildeten die Masse; der brave Herr hatte nicht einmal vergessen, ein Paar lange baumwollene Kniestrümpfe und ein Paar Halbstiefel beizufügen, hier zu Lande unbekannte Luxusgegenstände, die mehr eine Huldigung, welche meiner Zivilisation dargebracht wurden, darstellten, als von wirklichem Nutzen waren (ihrer gigantischen Dimensionen wegen). Noch in der folgenden Nacht schenkte er mir ein Ross.

Mit welchem Heisshunger ich auf den Haufen von deutschen, französischen und englischen Zeitungen und auf meine Briefe stürzte, deren Daten sämtlich Jahresfrist überstiegen, brauche ich wohl kaum zu beschreiben.

Ich lese täglich drei bis vier Zeitungen und bin noch lange nicht am Ende. Und das Ende des grandiosen, blutigen Dramas habe ich bei alledem noch nicht. Welche Ueberlegenheit der Führer, welcher besonnener Ernst und männliche Pflichttreue auf deutscher Seite! Welche Hohlheit, welche Selbsttäuschung, welcher Leichtsinn, welche Frivolität auf der anderen Seite! Ich kenne Frankreich und sein Volk besser als viele, sehr viele meiner Landsleute, aber ich gestehe Euch, dass ich unseren Feinden solche Kopflosigkeit nimmer zugebraut hätte. Als ein abgesagter Feind dieser ultima ratio, der Men-

schenschlächtere, habe ich jetzt, wo der Sieg dem Rechte zufiel, nur den einen Wunsch, einen dauernden europäischen Frieden aus all dem hervorgehen zu sehen.

Das grosse Opfer an Zeit und eigenen Mitteln, das ich für so minime Resultate bis jetzt gebracht habe, verhindert mich leider, schon jetzt zurückzukehren. Ich reise in diesen Tagen nach Baghirmi ab zum Sultan Abu Sekin („Vater des Messers“ wegen seiner Vorliebe für diesen Gegenstand seinen Untertanen gegenüber genannt), der im vorigen Jahre vom Sultan von Wadai in seiner Hauptstadt Massena belagert wurde und bei der Zerstörung derselben sich durch die Flucht retten konnte. Er hat sich zu den Heidenstämmen, die den südlichen Teil seines früheren Reiches und seine Hauptmacht bildeten, zurückgezogen und ist sein Aufenthalt meinen Projekten sehr günstig. Er lässt mich hoffen, nach Süden weit über den Punkt, den Barth erreichte, vordringen zu können. Allerdings ist das Land infolge des vorjährigen Krieges nicht sehr sicher. Sultan Ali von Wadai hat im nördlichen Teile des Landes einen Gegenkönig installiert, der den Abu Sekkin auf alle mögliche Weise zu attrapieren sucht. Letzterer wird aber sicherlich aus Rücksicht auf Scheich Omar alles tun, was in seinen Kräften steht, um meiner Sicherheit und meinen Zwecken zu dienen. Ich hoffe, wenigstens zu beweisen, dass ich vor keiner Entbehrung und vor keiner Gefahr zurückschrecke, um mich in meinen bescheidenen Projekten meinem glorreichen Vaterlande würdig zu zeigen.

Die wenigen Wochen, die ich hier in Kuka zubringen konnte, sind so in Anspruch genommen gewesen durch die Ordnung meiner Angelegenheiten und die Vorbereitungen zu meiner bevorstehenden Reise, dass ich meiner Korrespondenz nicht die gewünschte Musse widmen konnte. Du wirst demzufolge begreifen, dass ich den schon allzu länglichen Brief schliesse, selbst ohne für Deine verehrte Frau besondere Zeilen beizufügen, obgleich ich dies in meiner tiefen Dankbarkeit für ihr so liebenswürdiges Zeichen der Freundschaft inmitten der Kriegsunruhen sehr gewünscht hätte. Sie wird mir hoffentlich auf Deine Intervention ihre gütige Verzeihung nicht versagen.

Denke Dir, alle meine lieben Affen sind während meiner Abwesenheit, wie es scheint, an Diphtheritis, zugrunde gegangen. Ich freute mich so sehr auf ihr Wiedersehen und auf die Konstatierung der liebevollen Erinnerung, die sie mir zweifelsohne bewahrt hätten!

Reise nach Bagirmi.

Den Plan, mit Hilfe des Statthalters — Alifa — von Gulfei zum entthronten König von Bagirmi zu gelangen, gedachte unser Freund nur im Notfalle ins Werk zu setzen. Es lag ihm, eine möglichst ausgedehnte Kenntnis von Land und Leuten zu erwerben, viel mehr daran, sein Ziel auf dem Landwege zu erreichen, und dieser führte durch Logon. Der zeitige Herrscher dieses Ländchens namens Maaruf, hasste aber den König Mohammedo, der vorwaltend unter dem ominösen Beinamen Abu Sekkin, d. h. wörtlich Vater (Freund) des Messers bekannt ist, ebenso herzlich, als der Alifa von Gulfei ihn liebte. Die Schuld dieses feindseligen Verhältnisses lag ganz auf seiten des übermütigen und rücksichtslosen Bagirmikönigs, der während seiner Regierung nie unterlassen hatte, wenn er vorübergehend im Westen seines Landes, in den Scharistädten Bugoman oder Mandschafa, residierte, den südöstlichen, zwischen dem westlichen und östlichen oder eigentlichen Schari liegenden Teil des Logongebietes zu brandschatzen. Der Fürst von Logon war zu machtlos, um sich allein seines gewaltigen Machthabers erwehren zu können; aber sobald der Wadaiherrscher mit seinem Heer unter den Mauern Massenjas erschienen war, hatte er nicht unterlassen, demselben Begrüssungsgeschenke zu übersenden und sich ihm, soweit es sein Vasallenverhältnis zu Bornu gestattete, zur Verfügung zu stellen. Offen durfte er freilich nicht für den gefährlichen Nachbar Bornus Partei ergreifen, doch immerhin fand er Gelegenheit genug, seinem Widersacher Mohammedo zu schaden, indem er ihm die Möglichkeit eines Rückzuges auf Logongebiet und die Zufuhr von den Bornumärkten, auf die derselbe mehr denn je angewiesen war, abschnitt. Abu Sekkin hinwieder fühlte sich, während er nach seiner Niederlage und Flucht aus dem eroberten Massenja von Bugoman und Mandschafa aus seinen Widerstand gegen die Wadaischaren fortsetzte, durch diese unfreundliche Haltung erst recht veranlasst, Logon als feindliches Gebiet zu behandeln, und so wuchs die Feindschaft fort und fort. Gleichwohl hoffte Nachtigal durch einen direkten Befehl Scheich Omars, dessen Sympathien, wie gesagt, auf seiten Bagirmis waren, den Durchzug durch das Logongebiet zu erzwingen. Er verschaffte sich für alle Fälle zwei Briefe des Scheich, sowohl für den Gebieter von Logon als für den Alifa Ahmed

Ibn Mohammedo von Gulfei und richtete seine Zurüstungen auf beide Wege ein.

Auch die Leute Abu Sekkins, die mit Hilfe des Alifa von Gulfei nach Bornu gelangt waren, sollten infolge des Wunsches Nachtigals, den Landweg zu benutzen, expediert werden. Der Scheich hatte ihnen am 26. Februar ein Pferd als Geschenk für ihren Herrn und das übliche Begleitschreiben ausgehändigt und damit die Erlaubnis zur Abreise erteilt. Nachtigals Vorbereitungen waren ebenfalls beendet, die schwierigen Geldverhältnisse geregelt, ein Notpfennig in den Händen des Scherif el-Medeni zurückgelassen, und somit stand dem Aufbruche nichts mehr entgegen.

Unseres Reisenden Ausrüstung war, entsprechend seinen geringen Geldmitteln, sehr bescheiden und kostete im ganzen 136 Maria-Theresiataler. Von diesen verwendete er sechs Taler auf den Ankauf von 21 kg Schiesspulver landesüblicher Fabrikation, das zwar noch wohlfeiler als das im Jahre zuvor für die Borkureise angekaufte, aber auch erheblich schlechter war. Es war in der Tat fast unbrauchbar und würde dem waffenkundigen Aulad Soliman gegenüber unverwendbar gewesen sein; bei den Bagirmi, die nur eine sehr primitive Kenntnis der Feuerwaffen haben, durfte er sich jedoch immer noch einen erfreulichen Eindruck von einem solchen Geschenk versprechen. Dasselbe sollte im Verein mit hundert Flintenkugeln und einer kleinen Anzahl von Feuersteinen, die zusammen zwei Maria-Theresiataler kosteten, eine dem kriegerischen Sinne König Mohammedus dargebrachte Huldigung sein. Ausserdem kaufte er demselben einen kirschbraunen Burnus aus feinem Tuch, der neunzehn Taler kostete, einen Tarbusch und Turbanstoff, um seiner bekannten Vorliebe für schöne Kleider gerecht zu werden, und fügte noch einen kleinen Schlauch der besten Borkudatteln (für zwei Taler) und zweihundert Guronüsse, die er für acht Taler kaufte, hinzu, da der lebenslustige Fürst Leckerbissen ebenfalls nicht abhold war. Ein solches Begrüssungsgeschenk im Werte von nur etwa vierzig Talern würde für den an Luxus gewöhnten König, als er noch in Massenja thronte, eine Beleidigung gewesen sein; dem landflüchtigen Fürsten mit seinem reduzierten Hofstaate und seinem Mangel an allem, was ihm früher unentbehrlich erschienen war, durfte dasselbe, wenn nicht reich, so doch durchaus anständig erscheinen.

Zu Nachtigals Lebensunterhalt und zu Geschenken an die Würdenträger Abu Sekkins und an etwaige Heidenfürsten kaufte er

endlich noch acht Kororobschi-Toben für zusammen zwanzig Maria-Theresiataler; acht Stücke Cham für dieselbe Summe; vier rot-wollene Shawls, die, etwa ein halbes Meter breit und viermal so lang, von den berittenen Kriegerern der Sudanländer gern als Schärpen getragen oder als Turbane um den Kopf gewunden werden, im Gesamtwerte von zwölf Talern; sechs rote Tarbusch ebenfalls für zusammen zwölf Taler; sechs Stücke Musselin zu Turbanen für neun Taler; achtzehn Frauenumschlagtücher — Turkedi —, die einen höchst begehrten Marktartikel in Bagirmi bilden, für zwölf Taler; eine Steinschlossflinte, die acht Taler kostete, und in deren Handhabung der junge Mohammedo geübt werden sollte; endlich für drei Taler eine Anzahl jener beliebten, trefflich gegerbten und rot oder gelb gefärbten Ziegenfelle aus den Haussaländern, deren jedes durchschnittlich ein fünftel Taler kostete. Die zweckmässige Auswahl und den billigen Ankauf dieser Gegenstände verdankte Nachtigal wieder dem erfahrenen Scherif el-Medeni, der derartige Aufträge stets ohne jeden eigenen Vorteil ausführte. Derselbe kaufte ihm schliesslich noch zwei starke Lasttiere der von den Arabern gezüchteten Art, die zwar den für Bornumärkte ungewöhnlich hohen Preis von acht oder sechs Talern hatten, ihm aber auch dafür in der Folge ganz unbezahlbare Dienste geleistet haben.

Am 27. Februar gegen Abend verliessen Almas, Hammu und der kleine Billama die Stadt, während der Forscher am folgenden Morgen noch mit dem Scherif die Rechnung abzuschliessen, von seinen Nachbarn und arabischen Freunden Abschied zu nehmen und dem Scheich für seine unveränderliche Güte seinen Dank abzustatten beabsichtigte. In Ngornu wollte er am folgenden Tage seine Leute treffen, und zur Begleitung dorthin behielt er den jungen Mohammedan zurück, der sich sehr verständig in seine Stellung als Sklave eines Christen zu finden schien. Endlich erwartete der Reisende noch seinen Kingiam oder königlichen Geleitsmann, den Kiari (d. h. der Alte), der ein Untergebener des Kaschella war.

Für die wirklichen Vasallenstaaten sind in Bornu unter den Kokenawa Oberaufseher bestellt, die ihre Geschäftsträger in jenen haben, durch dieselben die Abgaben einziehen und vorkommendenfalls als Anwälte der tributären Fürsten beim Lehnsherrn dienen. Aber auch die diplomatischen Beziehungen zu den unabhängigen Nachbarstaaten werden durch bestimmte Würdenträger am Hofe von Kuka vermittelt. Diese ziehen aus ihrer Stellung häufig einen nicht unbe-

trächtlichen Nutzen, da die aus den betreffenden Ländern für den Herrscher eingehenden Geschenke und die Erwidernng derselben durch ihre Hände gehen, und alle Kaufleute, die aus jenen kommen oder dorthin abgehen, ihnen halbfreiwillige Abgaben entrichten. Bagirmi stand in keinem Abhängigkeitsverhältnis zu Bornu, wie eitle Patrioten gern behaupteten, lieferte aber alljährlich ein Geschenk von Sklaven an den Scheich, das von diesem entsprechend erwidert wurde. Dieser Austausch, sowie alle Angelegenheiten, die auf Bagirmi Bezug hatten, gingen durch die Hand des Kaschella Bira, eines würdigen Greises, dessen Bekanntschaft unser Gewährsmann in dieser Zeit machte. Sein Kingiam Kiari war erst kürzlich aus Bagirmi zurückgekehrt, wo er einen Auftrag an den König Mohammedu, während derselbe in Mandschafa residierte, ausgerichtet hatte, kannte Land und Leute, Wege und Stege der zu passierenden Landschaften und schien ein gutmütiger und brauchbarer Mensch zu sein.

Am 27. Februar verliess Nachtigal in früher Morgenstunde seine Wohnung, drückte noch einmal seinen arabischen Freunden aus Kanem, die, bedrückt von dem Menschengewühl, den hohen Mauern und engen Strassen der Hauptstadt, im Begriff standen, ihre geliebte Steppe und Wüste wieder aufzusuchen, die Harid und begab sich zur Abschiedsaudienz in die Wohnung des Scheichs. Viele unter den Arabern liess der Reisende nur halb befriedigt von seiner Freigebigkeit zurück, aber die Verständigen unter ihnen, vor allen Hazaz in seinem stolzen und rechtschaffenen Sinne, wussten seiner Armut Rechnung zu tragen. Der Scheich war wieder von rührender, väterlicher Güte und entliess den Reisenden mit dem eindringlichen Rate, so schnell und so heimlich als möglich in dem durch Bürgerkrieg zerrütteten, durch Freibeuter unsicheren und aller Hilfsquellen beraubten Bagirmi vorwärts zu eilen, bis er den sicheren Hafen beim König Mohammedu erreicht haben würde. Der Brief an den Herrn von Logon war leider noch nicht bereit; die Ausfertigung desselben lag nicht dem Waschella Bira, sondern dem greisen Kaschella Bilal ob, der die Oberaufsicht über Logon hatte. Da noch andere Gelegenheiten, welche dies Ländchen betrafen, ihrer Erledigung harreten, so sollte alles gleichzeitig durch einen besonderen Boten, der den Reisenden leicht unterwegs einholen konnte, expediert werden.

Der Scherif el-Medeni rüstete den Reisenden in letzter Stunde wieder mit weisen Ratschlägen aus. Er bereitete ihn warnend auf die listigen Spekulationen vor, denen er von seiten der Eingeborenen

ausgesetzt sein würde, und wurde nicht müde, ihm Selbstbeherrschung und Geduld zu predigen und ihm Nachsicht anzuraten mit seinen Dienern und den Fremden, die aus Neugierde oder Gewinn-sucht seine Zeit und Mühe nur allzuoft in Anspruch nehmen würden. Er schilderte ihm den lügenhaften, doch im Grunde harmlosen König von Logon; führte ihm noch einmal die Notwendigkeit einer schnellen und heimlichen Reise durch die gefährlichste Gegend zu Gemüte und entwickelte die Grundzüge einer hochtrabenden Rede, die er an den stolzen Abu Sekkin richten sollte, den er wohl kannte, und dessen Hochmut er trotz aller Unglücksfälle des verflossenen Jahres für ungebrochen hielt. Der Reisende konnte Lebensklugheit und die Menschenkenntnis seines Freundes nicht genug bewundern. Wie feindlich musste dem Freunde nicht das Schicksal gewesen sein, dass er mit diesen, in den halbzivilisierten Ländern des Islams massgebenden Eigenschaften nicht weiter im Leben gekommen war! Und doch war er rastlos tätig und liess keine Gelegenheit vorübergehen, etwas zu erwerben. Auch diesmal schickte er mit den Reisenden ein prächtiges Pferd zum Verkauf an den sklavenreichen und pferdebedürftigen Abu Sekkin und vertraute das Tier und den dasselbe begleitenden Sklaven Nachtigals Obhut an.

Während dieser gegen Mittag durch die Stadt gegen das Tor der Weststadt hin ritt, begleitet von Bu Aischa, den der Reisende nicht erwarten konnte, bei seiner Rückkehr von Bagirmi noch in Kaku anzutreffen, dem Scheriff, dem alten Quatruner und Hadsch Husein, konnte er ein gewisses Bedauern, die Reise nach Wadai hinausgeschoben zu haben, nicht unterdrücken, als er gerade einen öffentlichen Ausrufer den Einwohnern verkünden hörte, dass es bei strenger Strafe verboten sei, sich auch nur die geringste gegen den König von Wadai und seine Regierung gerichtete Aeusserung zu erlauben. Der Gesandte des letzteren, der Iman Habib Ibn Dscha-zuli, hatte sich der freundschaftlichen Botschaft und der Geschenke seines Herrn an den Scheich erledigt, und alles war Freude und Herrlichkeit. Jetzt hätte der Reisende die beste Gelegenheit gehabt, mit diesem zwar fanatischen, doch streng rechtschaffenen und verhältnismässig gebildeten Manne in vollster Sicherheit zum König Ali zu gelangen, und war keineswegs sicher, dass nach Jahresfrist das freundschaftliche Verhältnis zwischen den beiden Nachbarherrschern noch in derselben Wärme bestehen werde.

Vor dem Tore sollten dem Reisenden Kiari, Mohammedu und der Sklave des Scherek erwarten, doch er fand anstatt des ersteren nur seinen Diener mit einem Rappen, den Kaschella Bira zum Geschenk für seinen Gönner Abu Sekkin bestimmt hatte. Kiari selbst war noch durch Geschäfte in der Stadt zurückgehalten, liess jedoch sagen, dass er am nächsten Tage zu den Reisenden stossen werde. Freunde und Diener gaben unserm Forscher für drei Viertelstunden bis zu einem Dörfchen des kleinen Bezirkes Kaine, in dem Almas mit seiner Karawane genächtigt hatte, das Geleit. Hier nahmen die Reisenden Abschied voneinander mit dem Ernste, den eine sich voraussichtlich auf das ganze Leben erstreckende Trennung mit sich bringt, denn von allen durfte Nachtigal eigentlich nur hoffen, den Scherif, dessen Gesundheit ihm aber gerechte Bedenken einflösste, wiederzusehen. Es war nicht wahrscheinlich, dass er dem Hadsch Husein im Süden Marokkos wieder begegnen würde, und Fessan, die Heimat des Qatruners, der überdies kein Jüngling mehr war, hatte er noch in allzu frischem Andenken, als dass er den Wunsch hätte hegen sollen, es wieder zu besuchen. So war es unserm Reisenden denn ein wohlthuendes Gefühl, von seinen früheren Gefährten wenigstens den treuen Hammu trotz seiner vielen Schattenseiten behalten zu haben, und der Gedanke an die fremdartige Umgebung, der sie entgegen gingen, verband den Reisenden ihm noch enger.

In elftägiger Wanderung führte der erste Teil des Weges durch das südöstliche Grenzgebiet Bornus, durch wunderherrliche, zum Teil von mächtigen Ausbuchtungen des Tsade bespülte, von grossen, fischreichen Strömen durchwogte Landschaften, in denen überall schöne Wälder mit lachenden Fluren, weit sich ausdehnenden Getreide-, Baumwolle-, Indigo-, Tabak-, Bohnen- und Zwiebelfeldern wechselten und sehr viele nahe aneinander liegende, gut bevölkerte und freundlich gesittete Städte den hochidyllischen Reiz dieser tropischen Natur zu beleben. Nach fünfstündigem Marsche hatte Nachtigal am ersten Tage die Stadt Ngornu erreicht, wo sein vorausgeschicktes Reisegefolge ihn erwartete. Er stieg im Hause des freundlichen Gouverneurs ab und fand Almas, der ausser anderen Fertigkeiten seinem Aufenhalte in der Türkei anerkennenswerte Kenntnisse in der Kochkunst verdankte, mit der Herrichtung eines wohlgeschmeckenden Mahles aus Eiern, Tomaten, Zwiebeln und Pfeffer beschäftigt, das Nachtigal lebhaft an ein ähnliches, in Tunis übliches Gericht, die sog. Schupschupab erinnerte. Der Fugoma schickte als-

bald den üblichen Aisch aus Duchmehl mit vegetabilischer Sauce, auf der zur Freude seiner Leute eine ansehnliche Schicht Butter schwamm, und eines jener Zwergschafe, die aus der Landschaft der Musgo in grosser Zahl nach Bornu gebracht werden. Unwillkürlich musste unser armer Freund im Besitze dieser Herrlichkeiten an seine früheren Reisen denken, an die langen Zeiten des Hungers in den Einöden von Du und Borku und an die Einförmigkeit der dortigen menschlichen Gesellschaft; hier reiste es sich doch besser.

Ngornu ist die zweite Stadt des Bornureiches, besteht fast ausschliesslich aus Strohhütten, ist von dem Kanembustamme der Kuburi bewohnt und mag auf 15 000 Einwohner zu schätzen sein. Die Ortschaft liegt hart am See und ist während der Zeit des höchsten Wasserstandes nicht allein häufigen Ueberschwemmungen, sondern auch beständigen Räubereien der Budduma ausgesetzt. Im ersten Winter nach seiner Ankunft, der auf einen ausserordentlich regenreichen Sommer folgte, hatten zwei Drittel der Stadt beständig unter Wasser gestanden, und auch jetzt, trotz der spärlichen Regen des letzten Sommers, war der dem Seestrande zunächst gelegene Teil nicht bewohnbar. Hier wie auch an anderen Ortschaften der Westküste des Tsade, war man der Ansicht, dass der See allmählich dem flachen Ufer Terrain abgewinne, und dass die Ortschaften langsam landeinwärts zu rücken genötigt seien. Je weiter das Wasser vordrang, desto häufiger machten die Budduma ihre häufigen, unerfreulichen, nächtlichen Besuche, und auf den Feldern allein arbeitende Sklavinnen oder Frauen wurden auch bei Tage zuweilen von den plötzlich aus dem Schilf oder Gebüsch des Ufers hervorbrechenden Seeräubern ergriffen und auf die Inseln des Tsade geschleppt. Obgleich während der Zeit des höchsten Wasserstandes ein permanenter Wachtdienst eingerichtet war, so versuchten die Budduma doch im Vertrauen auf ihre Boote oft genug nächtliche Landungen, und nicht selten gelang es den alarmierten Stadtbewohnern erst nach einigem Kampfe die frechen Eindringlinge zu verjagen. Im Hause des Fugoma hielt sich eine Abteilung Panzerreiter bei ihren gesattelten Pferden bereit, auf ein durch die Pauke der Uferwache gegebenes Zeichen sofort nach der bedrohten Stelle zu eilen, und die kleine Schar der mit Flinten bewaffneten Soldaten des Gouverneurs, vor denen die Tsadeinsulaner einen besonderen Respekt haben, war eifrig bemüht, durch häufiges Feuern den gefürchteten Feind zu verscheuchen.

Nach Durchwanderung von dörferreichen, mit jedem Schritte sich verschönernden Gegenden erreichten die Reisenden am 2. März den ummauerten Ort Jedi, und dann am folgenden Tage Marte, wo Nachtigal vom Bürgermeister der Stadt, der den Titel „Mai“ führt, empfangen wurde. Nachmittags besuchte er den gerade stattfindenden Wochenmarkt, durchwandelte die Stadt und machte dann dem Mai seine Aufwartung. Der Markt war wohl versehen mit Getreide (vorwaltend Durra) und von etwa 1000 Menschen besucht. Ausser dem Getreide bot man einige Rinder, Esel, Schafe und Ziegen, Gartenfrüchte, unter denen sich auch Zwiebeln befanden, und Grünzeug — Kalu — Toben und europäische Erzeugnisse (Baumwollenstoffe, Glasperlen, Eisenwaren usw.) feil, und die lebhafteste Nachfrage erfuhren bereits in der Verwesung begriffene Feldratten, die ein Lieblingsgericht der Bewohner bilden und den ganzen Marktplatz mit ihrem durchdringenden Geruche erfüllten. Seine Leute waren von Ekel erfüllt und schienen geneigt, die Bewohner von Marte für heidnische Barbaren, halbe Kannibalen zu halten; nur der kleine Billama, dessen Landsleute, die Gamergu, ähnlichen Liebhabereien fröhnen, und der, noch unbeschnitten, sich schon Abweichungen von streng mohammedanischer Sitte erlauben konnte, teilte diesen Abscheu keineswegs, sondern verzehrte eine an Ort- und Stelle geröstete Ratte vom stärksten Hautgout mit dem grössten Behagen.

Die Marktbesucher waren Schda, Kanuri und Ngomatibu beiderlei Geschlechts. Die Frauen der letzteren zogen Nachtigals Aufmerksamkeit durch eine sehr charakteristische und recht kleidsame Haartracht auf sich, die in einem ziemlich hohen Wulst mit breiter Basis besteht, der in der Mittellinie des Kopfes, allmählich niedriger und schmaler werdend, in der Art eines Helmkammes nach hinten und unten verläuft. Eigenes und künstliches Haar wird von beiden Seiten auf eine entsprechend geformte Unterlage hinaufgekämmt, und besonders kokette Damen tragen dazu kleine Schläfenzöpfchen. Die Schoafrauen sind schlanker, zierlicheren Gliederbaues und, wenn auch oft dunkelhäutig, doch meistens an ihren Zügen und jedenfalls leicht an ihrer Haartracht und an ihren Schmuckgegenständen zu erkennen, Ihr Haar wird schlicht in schmale, lange Flechten geordnet, die, vom Scheitel nach beiden Seiten abfallend, den Kopf umgeben, und bei den meisten kommt dazu eine künstliche, dicke Flechte, die, vom Wirbel nach dem Nacken verlaufend, sich hier aufwärts krümmt. In der Nasenscheidewand oder in einem Nasen-

flügel tragen sie gern einen nicht vollständig geschlossenen, silbernen Ring, auf den zuweilen Korallenstückchen gereiht sind, und um den Hals ein auf die Brust herabfallendes Gehänge mächtiger Bernsteinperlen.

Während sich der Zug allmählich vom Tsade entfernte und über tiefschwarzen, öden und fruchtbaren Moorboden kam, gelangte Nachtigal am 3. März nach der Stadt Missene. Missene ist ebenfalls eine ummauerte Ortschaft von der ungefähren Grösse Jedis und steht wie Marte, mit dem dazugehörigen Stadtgebiete unter einem eingeborenen Stadthalter aus dem lokalen Fürstengeschlecht. Der damalige Mai Musa empfing den Forschungsreisenden vor der Tür seines Hauses, das, wie gewöhnlich, an der breiten Hauptstrasse oder dem öffentlichen Platze — Dendal — lag. Die Unterkunft wurde allmählich schwieriger, denn je mehr sich das Gerücht von seiner Reise zu Abu Sekkin mit der besonderen Beihilfe des Scheich verbreitete, desto mehr Leute schlossen sich im Vertrauen auf die bekannte Freigebigkeit des Bagirmikönigs und seinen Reichtum an Sklaven seiner Karawane an. Auch der Kingiam Kiari war mit einem Pferde endlich eingetroffen; Almas war gleichfalls beritten; einige Leute der Gumso-Hauptfrau des Scheichs mit ihren Pferden hatten nicht zurückgewiesen werden können, und alle hatten wieder Diener oder Klienten, kurz, die Gesellschaft war schon auf zwanzig Menschen und sechzehn Pferde angewachsen, und noch waren die Leute Abu Sekkins, die er natürlich in seiner nächsten Nähe zu haben wünschte, und der Regierungsbote — Tschima — des Kaschella Bilal, den unser Freund als Ueberbringer des königlichen Briefes an den Herrn von Logon am wenigsten entbehren konnte, nicht mit den Reisenden vereinigt.

Darauf wurde eine mehr östliche Richtung eingeschlagen, und man gelangte am 4. März an das nächste Ziel, nach Ngala. Die Reisenden durchschnitten in unmittelbarer Nähe der Stadt einen hübschen Akazienhain mit Baumwollenpflanzungen auf den Lichtungen, der jedoch bald wieder einer flachen Firki — Ebene Platz machte. Nach $5\frac{1}{4}$ Stunden erreichten sie das etwa hundert Hausstände zählende Dörfchen Muza, eine Oase in der düsteren Einförmigkeit des Moorbodens, wendeten sich dann nordöstlich und passierten nach weiteren fünf Viertelstunden das schmale, dicht mit Bäumen durchwachsene, augenblicklich wasserlose Rinnsal Misse-neram, das die Grenze von Mai Musas Bezirk bildet. Eine halbe

Stunde darauf überschritten sie das noch unbedeutendere, kaum fünfzehn Schritt breite Flößchen Leba, dessen ebenfalls trockengelegtes Bett allen Baumwuchses entbehrte. Der Firki-Boden verlor hier allmählich sein charakteristisches Gepräge, bedeckte sich mit kurzem Grase und lieferte den jugendlichen Rattenjägern eine nur bescheidene Beute. Drei Viertelstunden darauf nahm der Weg eine mehr östliche Richtung an und führte sie durch einen köstlich duftenden Akazienhain — die Bäume standen fast alle in Blüte — jenseits dessen sie an dem ummauerten Städtchen Dschimmak, das etwa 150 Hausstände zählte und unter der Botmässigkeit Ngalas steht, vorüberzogen. Eine halbe Stunde östlich von diesem stiessen sie auf den Komodugu Mbubu, der sich ihnen schon seit einiger Zeit durch die dichte Linie seiner Ufervegetation kenntlich gemacht hatte, und lagerten auf dem Ostufer desselben fünf Stunden nach ihrem Aufbruche von Missene zu kurzer Mittagsrast.

Der Mbubu enthielt Wasser, das den Pferden bis zum Steigbügel reichte und dessen Spiegel dreissig Schritt breit war, bewies aber durch seine hohen Ufer, dass er zeitweise viel ansehnlichere Wassermengen zu bergen vermochte. Mit vorrückender Jahreszeit verringert er seine Wassermenge noch beträchtlich und enthält schliesslich bei Beginn der Sommerregen nur noch vereinzelte Tümpel. Seine Neigung zum Tsade ist eine so unbedeutende, dass bei dem geringen Wasserstande keinerlei Strömung bemerkbar war, sondern hineingeworfene Gegenstände sogar unter dem Einfluss des Nordostwindes in entgegengesetzter Richtung fortgetrieben wurden. Das Bett selbst war frei von Bäumen, doch das Ufer selbst auf das anmutigste bewaldet; das Wasser war trübe, doch recht wohl-schmeckend. Der Fluss, der identisch mit dem von Dikoa ist, scheint vorzugsweise von zwei Flussläufen gebildet zu werden, deren einen Barth auf seiner Reise nach Adamaua, im Distrikte von Udsche, überschritt, den andern auf der Nordgrenze Mandaras oder Wandalas unter dem Namen Jadzaram kennen lernte. Beide scheinen sich in der Gegend von Dikon zu vereinigen und wenden sich dann in nordnordöstlicher Richtung dem Tsade zu.

Während die Karawane im Schatten der lieblichen Baumgruppen des Ufers ruhten, konstatierte sie mit Bedauern den Verlust eines jungen Hundes, dessen Mutter, die Windhündin Saida, nachdem sie sich bei guter Kost und Ruhe in Kuka schnell erholt hatten, die Reisenden ebenfalls begleitete. Im Wasser des Mbulu fingen Nach-

tigals Leute einen 0,65 m langen, dort häufig vorkommenden Fisch, den sogenannten Buni Kadikadi, d. h. Schlangenfisch, der von der rundlichen Form seines Körpers und der Anordnung seiner Schuppen diesen Namen führt. Die letzteren bestehen in kleinen, rhomboiden Platten, die sich nicht decken, sondern nebeneinander gelagert sind und in parallelen Linien von der Rückenlinie schräg nach rück- und abwärts verlaufen. Diese Eigentümlichkeiten und die starken, vom Kopf bis zum Schwanz reichenden Rückenflossen dürften hinreichen, um den Fisch als einen *Polypterus* zu kennzeichnen. Unter den Bäumen des Ufers entdeckte Nachtigal eine ihm neue Akazie, die kurze Stacheln und sechs bis acht Zoll lange und einen Zoll breite Schoten hat und von den Bornuleuten Kadalabu genannt wird.

Ein kurzer Marsch von $1\frac{1}{2}$ Stunden in nahezu östlicher Richtung, währenddessen sie die Stadt Degela ungefähr eine Stunde weit nördlich liessen, brachte sie nachmittags nach Ngala.

Die Stadt ist, wie viele Ortschaften in dieser flachen, Ueberschwemmungen ausgesetzten Gegend, auf künstlich erhöhtem Terrain erbaut und macht, von einem massigen, auf der Höhe ein grosses Bongo tragendes Kastell oder Regierungsgebäude noch hoch überragt und von verhältnismässig gut unterhaltenen Mauern umschlossen, einen stattlichen Eindruck. Die Reisenden begaben sich zur Wohnung des Statthalters, der auch hier ein machtloser Mai aus der früheren Herrscherfamilie Ngala ist, und fanden in ihm einen traurigen Repräsentanten fürstlicher Würde. Er trug zwar, um die letztere anzudeuten, einen Burnus über der dunklen Tobe; doch die Kleidung war so schmutzig und defekt, und er selbst, ein hagerer, alter Mann, erschien so mürrisch und stumpfsinnig, dass er einen nichts weniger als königlichen Eindruck machte und ihnen die unerfreuliche Perspektive auf eine wenig gastliche Behandlung eröffnete. In der Tat begann der unfreundliche, alte Herr damit, ihnen ein Quartier anzuweisen, das Nachtigal seines grenzenlosen Schmutzes wegen — es war noch in der allerletzten Zeit augenscheinlich als Schafstall benutzt worden — zu betreten sich weigerte. Es gelang erst nach mehreren Stunden, eine geeignete Behausung, auf die freundliche Nachbarn derselben aufmerksam gemacht hatten, und die aus drei geräumigen Hütten bestand, zu erhalten.

Als bald nach dem Einzuge der Reisenden brachte ihnen eine freundliche und hübsche junge Frau aus dem Nachbarhause, in der



Anblick von Logon von der Flußseite.



Tanz der Logonfrauen.

Haartracht der Ngomatibu, unaufgefordert Wasser und Holz und kaufte Durra für die Stiere; denen Nachtigal mit Rücksicht auf die demnächst an ihre Kräfte zu stellenden Anforderungen, ausser dem täglichen Stroh, noch Getreide verabreichen liess. Bei der Auswahl von Lasttieren für weite Reisen im nördlichen Afrika ist es wünschenswert, vor dem Ankauf festzustellen, ob dieselben auch Korn fressen. Es gibt viele Kamele und Rinder, die sich trotz der erdenklichsten Mühe nur sehr langsam an diese Nahrung gewöhnen, und deren Kräfte folglich schwerer aufrecht zu erhalten sind.

Unserer Reisenden Befürchtung, dass Mai Umar — so wird der arabische Name Umar in Bornu ausgesprochen — sie nicht gerade glänzend bewirten werde, bestätigte sich in vollem Masse. Zwar schickte derselbe sechs Schüsseln des üblichen Fisch und ein Schaf, doch die ersteren waren so klein und hatten einen so zweifelhaften Inhalt, und das letztere war so mager, dass Nachtigals Leute entrüstet waren, obgleich die notorische Armut des Spenders eine milde Beurteilung seiner Ungastlichkeit nahelegte. Uebrigens wurden sie für seine Unfreundlichkeit durch die lebenswürdige Nachbarschaft reichlich entschädigt. Die Initiative der jungen, hübschen Frau hatte ihre Schwestern und Freundinnen ermutigt, aus ihrer Zurückhaltung hervorzutreten, und bald war das Haus voll von zutraulichen Schönen, die beim Kochen halfen und mit ihrem heiteren, harmlosen Geplauder sie bis in die Nacht unterhielten. Ihr Hauptinteresse wendeten sie dem ihnen unbegreiflichen Junggesellenzustande unseres Freundes zu, und manche hätte trotz seiner hellfarbigen Haut und seines christlichen Charakters nicht ungern das Opfer gebracht, demselben ein Ende zu machen.

So wurden noch mehrere Städte und Dörfer besucht und zum Teil herrliche Gegenden durchzogen, bis man endlich am 11. März das Gebiet von Logon betrat.

Logon.

Nachdem die Reisenden die Stadt Tille verlassen hatten, die reizend versteckt in der Uferwaldung des schmalen Flusses von Kamaboru liegt, erreichten sie nach einstündigem, östsüdöstlichen Marsche das verlassene Schoador Billa Moli. Aber hier in Logon, besonders schon in Kala Kafra war der Empfang höchst ungastlich.

Man schloss hier vor der Karawane eiligst die Tore. Nicht besser erging es ihnen in Alph. Die Stadt hatte 6—7000 Einwohner und wurde von einem Beamten verwaltet, der den Titel Ghaladima führte. Da die Tore nicht verschlossen waren, begaben sie sich in das Innere der Stadt, mussten aber vorläufig die Lasttiere draussen lassen, denn die Eingänge waren so eng, dass sie bei dem beträchtlichen Durchmesser der Mauern fast als Gänge erschienen. Selbst das ansehnlichste Tor konnte zu Pferd nur mit grosser Mühe passiert werden, wenn man sich nicht seitlich die Knie verletzen und oben den Kopf einrennen wollte. In Rücksicht auf die engherzige Natur der Makari beschlossen sie das Wohlwollen des Stadtoberhauptes durch einen feierlichen Aufzug zu erobern, und sprengten im Galopp unter lebhaftem Flintengeknall vor sein Haus. Aber die Wirkung entsprach nicht der Anstrengung der Reiter und dem Opfer von Pulver, denn der hohe Beamte wies ihnen einfach den Dendal als Lagerplatz an. Enttäuscht und beleidigt begaben sie sich durch ein anderes, noch engeres Tor, das kaum den reiterlosen Pferden den Durchzug gestattete, wieder ins Freie und schlugen daselbst ihr Nachtlager auf. In der Nähe des Ausgangstores erblickte unser Landsmann auf einem leeren Platze die erste Deleb-Palme.

Besonders unangenehm wurde den Reisenden die Nacht durch eine Art Baumwanzen, die sich in wahrhaft unglaublicher Menge niederliessen, obwohl sie durchaus harmloser Natur waren.

In dieser Gegend wurde bereits von den Befürchtungen, denen sich der König Ma'aruf bei dem Anrücken der Fremden hingab, gesprochen. Schon wusste man, dass der König Ma'aruf, ein ängstlicher und abergläubischer Herr, in der Furcht, unser Freund möchte vom Scheich Omar beauftragt sein, seiner Herrschaft ein Ende zu machen, oder ihn aus eigenem Antriebe durch Zauberei schädigen, möglichst viele Reiter und Waffen in seiner Hauptstadt zu vereinigen suche und entschlossen sei, ihn solange als möglich ausserhalb desselben zurückzuhalten. Einstweilen hatte er seinen obersten Kriegsanführer, Namens Bogolo, von der Grenze des Ländchens eiligst in die Residenz gerufen und sich seines Beistandes in dieser besorgniserregenden Lage durch besondere Gunstbezeugungen versichert. Nachtigals Ankunft fiel in eine ungünstige Zeit. Ein Bruder des Königs war in den Verdacht geraten, nach der Regierung zu streben, und aus Furcht, dass der Herrscher ihn gewaltsam oder hinterlistig aus dem Wege räumen lassen möchte, nach Kusseri entflohen; das

ganze Land war in grosser Aufregung. Die Bevölkerung der Hauptstadt, bei der der Prinz sehr beliebt war, hatte Partei für ihn ergriffen und verlangte seine Sicherheit und Zurückberufung; der ängstliche König aber scheute sich eben so sehr, diesem Verlangen zu entsprechen, als gegen die bestimmte Willensmeinung seiner Untertanen gewalttätig zu handeln.

Kaum hatten die Wanderer sich einquartiert, als ein Mann aus der Hauptstadt erschien, der angeblich im Auftrage des Königs die Bitte aussprach, unser Freund möge in Wuli verharren, bis der König ihn nachmittags festlich einholen lassen werde. Der König sei noch damit beschäftigt, möglichst viele Reiter in der Stadt zu versammeln, um einen so seltenen und vornehmen Gast, wie ein christlicher Europäer sei, würdig empfangen zu können. Unser Landsmann erklärte sich gern zu dem kleinen Aufschub bereit, bemerkte aber, dass er unbedingt am folgenden Tage die Residenz betreten müsse, schon weil er in Wuli auch nicht für einen Tag die nötigen Existenzmittel für seine zahlreiche Begleitung an Menschen und Pferden beschaffen könne; übrigens sei er durchaus ein einfacher Mann, kein König oder Prinz, und erwarte keinerlei Festlichkeiten zu seinen Ehren.

Als die Herren am nächsten Vormittag (14. März) wiederkamen, nahmen sie das Ausbleiben des Tschima, auf den der König wie auf einen Bundesgenossen hoffte, zum Vorwande, um seinen Einzug in die Hauptstadt — Karnak — aufs neue hinauszuschieben. Sie machten geltend, dass ihr Herr nur nach Kenntnissnahme der Befehle seines Oberherrn, deren Träger der Bote Kaschella Bilals sei, ihn in korrekter Weise aufnehmen und unterstützen könne. Doch Nachtigal liess sich nicht beirren, nachdem er sich des Wohlwollens des einen der beiden Reiter, der Kanuri von Geburt und Schwager des Königs war, durch ein kleines Geschenk versichert hatte, erklärte er, nicht länger warten zu können, zumal er in seinen Bewegungen durchaus nicht vom Abgesandten des Kaschella Bilal abhängig sei, und er blieb allen Einwendungen gegenüber fest bei seinem Entschluss, noch nachmittags seinen Einzug zu halten. Nach der Mittagsruhe putzte er sich möglichst würdig heraus, legte die Perlhuhn-Tobe an, hing seinen mottenzerfressenen Burnus um die Schultern, verhüllte Mund und Nase durch den Litam und entzog dem Beschauer auch den Anblick seiner Augen durch eine grosse, blaue Brille. Da er überzeugt sein konnte, dass der König auf jede Weise seine Pläne

zu vereiteln suchen würde, und da derselbe augenscheinlich ein Poltron war, hielt er es nach sorgfältiger Ueberlegung für besser, ihm möglichst zu imponieren, um vielleicht durch Erhöhung seiner Furcht vor seiner gefährlichen Person eine schnelle Weiterbeförderung zu erwirken.

Um vier Uhr nachmittags brachen sie auf. An der Spitze des sorgfältigen Zuges ritten Almas, der sich gern Kaschella titulieren liess, ein Unterbefehlshaber — Grema — in der Leibgarde Scheich Omars, der sich unterwegs angeschlossen hatte, und die wohlberittenen Klienten des Mo'allim Mohammed. Diesen folgten, unmittelbar vor Nachtigal, der natürlich den Mittelpunkt des Zuges einnahm, der Wingiam Kiari und die flintenbewaffneten Fussgänger, unter denen Hammu und sein junger Mohammed sich vor allen beeiferten, möglichst viel Pulver zu verbrauchen. Neben unserm Freund ritten die beiden in Mattenpanzer gehüllten Reiter des Königs, und den Schluss bildeten die übrigen Glieder der Karawane. In schnellem Schritte erreichte dieselbe nach $1\frac{1}{2}$ Stunden südöstlicher Richtung, nachdem sie in der ungefähren Mitte des Weges ein Dorf berührt hatten, die Westseite der Stadt. Das dort befindliche Tor war verschlossen, wurde aber, nachdem einer der Reiter des Königs mit der Lanze gepocht hatte, aufgetan, und sie ritten, wie es die geringen Dimensionen der Pforte erheischten, in die Stadt ein dem Königs-palaste zu.

Je näher sie dem Schlossplatz kamen, desto mehr wuchs die sie erwartende Menschenmenge, und auf jenem waren einige hundert Reiter des Königs aufgestellt. Während Nachtigal sich mit dem Eingange zur Königswohnung gegenüber in würdiger Regungslosigkeit den forschenden Blicken der Menge und des ohne Zweifel irgendwo versteckten Königs aussetzte, organisierte Kaschella Almas die Reiterspiele und Hammu, der seiner hellen Hautfarbe wegen natürlich als Scherif galt, trug Sorge, dass möglichst viel Pulver verknallt wurde. Nach etwa einer Viertelstunde wurde der Forschungsreisende in das ihm bestimmte Quartier geleitet, das keineswegs so glänzend war, als dasjenige, das Barth seiner Zeit als Gast Jusefs, des Vaters und Vorgängers des Königs Ma'Arufs, innegehabt hatte.

Während sonst die Makarihäuser etwas Grossartiges durch die Mächtigkeit ihrer Mauern haben und gewöhnlich verhältnismässig gut unterhalten werden, war das seinige arg zerfallen und zwischen die Nachbarhäuser eingezwängt. Es lag

an einer schmalen, von Ost nach West gerichteten Strasse und zeigte eine sonderbare Einteilung. Man gelangte durch die im westlichen Teil seiner sonst öfnungslosen Aussenwand gelegene Eingangstür in einen engen Gang, auf den sich kleine, fensterlose Gemächer, ursprünglich wohl zur Aufnahme der Dienerschaft und des Hausgerätes bestimmt, öffneten. An der Hinterwand des Hauses angekommen, wendete man sich nach Osten und betrat den unbedachten Teil des Gebäudes, der aus Gängen und kleinen Höfen mit halb zertrümmerten Zwischenwänden bestand und augenscheinlich etwaige Haustiere zu bergen bestimmt war. Endlich folgte nach Süden zu ein sauber gehaltener, wohl abgeschlossener Hofraum mit einigen Gebäuden, die offenbar als Familienwohnung des Hausherrn gedient hatten, und damit hatte man die der Strasse zugewendete Wand des Hauses wieder erreicht. Hier quartierte sich unser Gewährsmann mit den ihm nahestehenden Leuten ein, indem er das eine der Gebäude seinen eigentlichen Dienern, das andere Almas mit seinem Anhang anwies. Auf der Terrasse des letzteren war ein kleines, nur ein Gemach von sehr beschränkter Ausdehnung enthaltendes Häuschen erbaut, das er sich selbst zum Asyl erkor. Früher hatte zu demselben vom Hofe aus eine besondere Treppe aus Erde hinaufgeführt, die nur noch in ihren Rudimenten vorhanden und durch einen kaum notdürftig behauenen Baumstamm ersetzt war. Freilich hatte dieser einen so geringen Durchmesser, dass die Passage mehr für Seiltänzer als für andere Leute geeignet schien, doch gerade dieser Umstand versprach, ihn vor lästigen Besuchern einigermaßen sicher zu stellen.

Bald nachdem sich alles häuslich eingerichtet hatte, erschien ein Beamter, dessen Stellung etwa der des Makinta am Bornuhofe entsprach, und überbrachte mit Grüßen vom Könige einige Gegenstände zu häuslicher Einrichtung (Matten und Vorhängetüren) und als Dijafa vier grosse Schüsseln Aisch mit Fischsauce und Honig, drei Hühner und etwas Stroh für die Pferde. Dies Gastgeschenk war für einen Fürsten vom Range des Herrschers von Logon bei der Fruchtbarkeit und den Sitten des Landes, nur bescheiden zu nennen, und Nachtigal dankte dementsprechend dem Ueberbringer ebenfalls nicht in überschwenglicher Weise, zumal seine Reklamation von Futterkorn für die Pferde ohne Erfolg blieb. Zwar waren die schön gearbeiteten Schüsseln aus schwarz gebeiztem, hartem Holze umfänglicher, als er je eine aus der Küche des Scheichs Omar erhalten hatte, und ihr

Inhalt genügte vollständig für alle, doch die Gastfreundschaft bemisst sich dort nach dem Grade des Ueberflusses. Nachtigal selbst hielt sich übrigens nur an eine einfache Abkochung von Reis oder einen Brei aus Weizenmehl und beschränkte sich im täglichen Fleischgenuss auf die vortrefflichen Hühner der Gegend. Von der Wahl seines Zimmers auf der luftigen Höhe des Hauses war er sehr befriedigt und verbrachte trotz der lästigen Mücken, die die Nähe des Stromes verrieten, eine köstliche Nacht — es war gerade Mondschein — auf der offenen Terrasse, obgleich dem hellen Mondlicht dort allgemein eine gefährliche Einwirkung auf den Schlafenden zugeschrieben wird.

Am nächsten Tage liess unser Forscher beim König anfragen, wann ihm im Laufe des Tages sein Besuch erwünscht sein werde, und alsbald erschien sein ihm bekannter Schwager mit der an Komplimenten reichen Antwort, dass zunächst ein Staatsrat abgehalten werden solle, um die unerquickliche Angelegenheit betreffs des Thronfolgers zu erledigen, dass er aber dann zur Audienz sehr willkommen sein werde und zu derselben abgeholt werden solle. Darauf erschien ein reichliches Frühstück, bei dem ein Gericht riesiger, mit Honig übergossener runder Klösse aus dem Mehl der Batate die Hauptrolle spielte; doch nach Beendigung desselben wartete er vergeblich auf die Audienz. Eine wiederholte Anfrage seinerseits hatte nur die wiederholte Ausflucht zur Folge, dass der König Nachricht von der in einigen Stunden bevorstehenden Ankunft des Tschima empfangen habe und daher die Zusammenkunft bis nach derselben hinauszuschieben wünsche. Augenscheinlich konnte Herr Ma'aruf seine Furcht vor unserm harmlosen Freund nicht überwinden. Dies wurde ihm bestätigt durch einen freigelassenen Musgosklaven, der, nachdem er lange Jahre in Tripolis verbracht hatte, seinen Wohnsitz bei den ihm stammverwandten Logonleuten genommen und durch seine Weltkenntnis sich ein gewisses Ansehen beim König erworben hatte. Derselbe erzählte ihm, dass der letztere von Neugier, ihn kennen zu lernen, verzehrt werde, dass aber vorläufig seine Furcht vor seinen Zauberkünsten überwiege.

Der Tschima, der Isa hiess, war in der Tat angekommen, und es wurde unserem Reisenden bald klar, dass es im Interesse des Königs gelegen hatte, seine Ankunft abzuwarten, denn derselbe bewies ihm, indem er sich nicht für verpflichtet hielt, ihn zu besuchen, dass er durchaus nicht unbedingt für ihn einzutreten gedenke. Im

Vertrauen auf den Befehl Scheich Omars legte er daher kein Gewicht auf diesen Umstand und ging ärgerlich gegen Abend aus, um die Stadt und ihren Markt zu besichtigen.

Im allgemeinen verlangt die gute Sitte, dass der Fremdling, wenn er Gast des Königs ist, nicht vor der Begrüssungsaudienz beim letzteren in der Stadt gesehen werde, und nur das sonderbare Benehmen Ma'arufs veranlasste ihn zur Abweichung dieser Schicklichkeitsregel. Da gerade Markttag war, und er einige Vorräte (Durra, Reis, Butter und Zwiebeln usw.) zur Fortsetzung der Reise benötigte, begab er sich auf den dazu bestimmten Platz, der bei der vorgerückten Stunde schon sehr leer geworden war, wechselte gegen einen Maria-Theresiataaler 42 Baumwollenstreifen ein — jeder vier Dra (entsprechend dem französischen *coudé*) lang und drei Finger breit — und bediente sich des erwähnten königlichen Schwagers als eines landeskundigen Mannes zum Ankauf der ihm nötigen Gegenstände. Ausser ihnen wurde bei der späten Stunde nur noch Tabak, Grünzeug — Kalu — und Baumwolle feilgeboten, doch fand er die Preise zum Teil höher als in Kuka, jedenfalls sehr viel höher, als er in dem fruchtbaren Lande erwartet hatte.

Die Strassen sind vielfach breiter und praktischer verteilt als in Kuka, und die Häuser im ganzen regelmässiger angeordnet. Diese sind entweder Bongos von ansehnlichen Dimensionen, die meist auf einem hohen Fundament erbaut sind, oder grössere, kastellartige Gebäude mit kreneliertem Rande ihrer dicken Mauern, nicht selten mit Ecktürmchen geziert, oder viereckige, sich nach oben etwas verjüngende Häuser, die mit flachen, oben abgerundeten Strohdächern gedeckt sind. Dieser letzteren Art, die im eigentlichen Bornu nicht vorkommt, gehörte in seinem Quartier dasjenige Gebäude an, in dem seine Diener wohnten. Obgleich diese Häuser erheblich höher sind als die eben beschriebenen, so enthalten sie ebenfalls nur ein Geschoss, in dessen Innern man bis in den Giebel hinaufsieht. Die geschmackvollste und gleichzeitig solideste Art ist ohne Zweifel diejenige der kastellartigen Bauten, die im Karnak-Logon nicht gerade häufig waren, aber in der Makaristadt Gulfei vorwalteten, wie unser Forscher später zu sehen Gelegenheit hatte. Ein gewisses Streben, Sauberkeit und Komfort mit Solidität zu verbinden, tritt vielfach zutage. So bemerkte er vor vielen Häusern einen sorgfältig aus glattgestampfter Tonerde hergestellten und nach aussen durch einen fusshohen Wall abgeschlossenen Raum, der, zum

Beten und zum Empfange von Besuchern und Untergebenen bestimmt, mit reinlichem Sande, oder, da dieser nur in der Nähe des Flusses gefunden wird, häufiger mit Stroh bestreut ist.

Der fremdartige Eindruck des Ganzen, der von demjenigen, den man in den Kanuristädten empfängt, durchaus abweicht, erstreckt sich auch auf die Bewohner. Dieselben erschienen im allgemeinen schwärzer, als die Bornuleute, grösser und stärker, aber auch plumper, noch mehr zur Fettbildung geneigt und von noch weniger ansprechenden Zügen. Die Männer rasieren das Kopfhaar, tragen sich barhäuptig (mit Ausnahme der Gelehrten, Pilger und hochbetagten Greise, denen die Sitte ein aus Cham oder landesüblichen Baumwollenstreifen verfertigtes Käppchen gestattet) und bedienen sich mit Vorliebe zu ihrer Bekleidung indigogefärbter Stoffe. Die Frauen unterscheiden sich in Haartracht und Kleidung kaum von denen Afades und der übrigen Makaristädte Bornus, machten ihm aber noch einen ganz besonders hässlichen Eindruck. Die Leute auf den Strassen waren still und ernst, schritten bedächtig einher und schienen alles mit ungleich grösserer Langsamkeit und Ueberlegung zu tun, als die Volksklasse, die man in Kuka auf den Strassen zu beobachten Gelegenheit hat. Eine gewisse Schwerfälligkeit zeigt sich in allem, sowohl in der Bauart der Häuser, als in der Herstellung der Holzschüsseln und anderer Industrieerzeugnisse, sowohl im Essen als im Sprechen, sowohl in der Arbeit als im Vergnügen. Selbst ein beliebter Nationaltanz, dem Nachtigal auf einem kleinen Platze zuschaute, und der von Frauen allein ausgeführt wurde, zeigte diesen Charakter im Vergleich mit den gewöhnlichen Tanzbelustigungen der Kanuri. Die Tänzerinnen schlossen einen Kreis, ausserhalb dessen sich zwei Musikanten, wie er sie in Tille gesehen hatte, aufstellten. Unter den Klängen ihrer Instrumente löste sich bald eine aus dem Kreise und tanzte, die übrigen herausfordernd, taktmässig im Innern desselben herum. Die Musik beschleunigte ihr Tempo, eine Genossin nahm die Herausforderung an, und nachdem beide, sich bei immer schnellerem Takte mehr und mehr animierend, einige Male aneinander vorbei und umeinander herumgerast waren, schossen sie zielbewusst aufeinander los und prallten bei ihrer Begegnung plötzlich mit den rechten Hälften des Gesässes derartig aneinander, dass die Schwächere sichtlich zurückgeschleudert wurde und zuweilen selbst, unter dem Gelächter ihrer Gefährtinnen, zum Kreise hinausflog. Die Siegerin tanzte triumphierend weiter, bis ihr

eine Konkurrenz dasselbe Schicksal bereitete. Das Missvergnügen, das unseres Freundes indiskretes Zuschauen bei den Schönen erregte, trieb ihn zu seinem Bedauern bald hinweg.

Auf die Südostseite der Stadt gelangt, deren Ausdehnung im Vergleich mit den ihm bekannten Bornustädten ihn die Bevölkerung auf 12 000 bis 15 000 Seelen schätzen lässt, hatte er den langersehten Fluss von Logon oder eigentlichen Schari vor sich. Derselbe wendet sich, aus Süden kommend, oberhalb der Stadt nach Nordosten, fließt nahe der Ringmauer vorüber und nimmt unverzüglich seine ursprüngliche Richtung wieder an. Auf die mit einer Reihe vereinzelter, aber stattlicher Bäume gezierte Flusseite münden sieben Tore, und in ihrer Nähe herrscht das lebhafteste Treiben, das an diesem Tage, als einem Markttage, doppelt rege war. Auf dem grünen Ufer, das sich etwa vier Meter über dem Wasserspiegel erhebt, während das jenseitige ganz flach ist, sassen Marktleute, der Ueberfahrt harrend, zwischen den vor Anker liegenden Booten, scherzten badende Kinder im Wasser, und hochgeschürzte Frauen durchwateten, ihre Marktkörbe auf den Köpfen, in langer Reihe den Fluss in einer Furt. Unter den hohen Bäumen sassen Gruppen müssiger Einwohner, die die Abendkühle genossen, beschaulich dem Treiben der Beschäftigten zusahen und die Tagesereignisse besprachen. Lange blieb auch er versunken in den Anblick dieses schönen Bildes von Frieden und Regsamkeit; hier in langer Flucht die Stadtmauer, an einzelnen Punkten überragt von schlanken Delebpalmen, dort der etwa 500 Schritt breite, in der Abendsonne erglänzende Fluss, und jenseits desselben die unbekannte Welt, die er demnächst zu betreten hoffte. Das Wasser war offenbar klein, denn noch blieb am jenseitigen Ufer am Bette des Flusses ein breiter Streifen trockenen Grundes, und in der erwähnten Furt überschritt die Tiefe des Wassers nirgends anderthalb Meter. Die grösseren der langen, schmalen, spitzgeschnabelten Boote massen in der Länge vierzehn bis sechzehn Meter weit und in ihren Seitenteilen einen halben bis einen Meter hoch. Die Planken werden mit Vorliebe aus dem Holz der Haraza (*Acacia albida*) geschnitten und durch Stricke, die gleichzeitig Binsenbüschel auf die Verbindungsnähte schnüren, eng miteinander vereinigt, und die Schnäbel verfertigt man gern aus dem harten Holze des Kagem kan. (*Treculia*) — Murr arab. — oder des Birgim kan. (*Diospyrus mespiliformis*) — Dschochan arab.

Da Isa angekommen war, konnte König Ma'aruf folgenden Tages der gefürchteten Audienz nicht länger ausweichen und setzte dieselbe auf die Mittagszeit an. Doch als sein Kanuriadjutant den Helden dieses Buches zu derselben abholte, erfuhr er, dass sein Herr den gleichzeitigen Empfang der ganzen Karawane angeordnet hatte, sicherlich nur, um möglichst wenig mit seiner Person in Berührung zu kommen. Der Eingang zur Königswohnung befand sich im nördlichsten Teile über dem Schlossplatz zugewandten Front, ganz wie zu Barths Zeiten. Durch die Eingangshalle — Suqeifa arab. — gelangten sie, nach Westen gehend, in einen Hofraum, von dem aus eine Durchgangshalle nach Süden in einen etwa fünfzig Schritt langen und nahezu zwanzig Schritt breiten anderen Hof führte, an dessen entgegengesetztes Ende ein überdachter Raum stiess, von dem aus man nach Osten in den oben offenen Pferdestand und nach Westen in einen dritten Hofraum gelangte. Das westliche Ende des letzteren war durch eine Tür mit einem unbedachten Raum, in dem Besucher empfangen zu werden pflegten, verbunden. Der Boden desselben war mit einer dicken Lage sauberen Sandes bedeckt, und sein westlicher Teil wurde der ganzen Breite nach von einem auf starken Pfählen ruhenden, umfangreichen und sehr soliden Schattendach eingenommen, auf dem aus Rohr und Matten eine Hütte errichtet war. Sie betraten den Audienzhof — die Logon- und Bagirmileute, den Sitten ihres Landes entsprechend, mit entblösstem Oberkörper — und liessen sich in der Mitte desselben im Sande nieder; ringsumher hockten bereits Höflinge und Sklaven.

In jener Hütte auf der Veranda befand sich der König, der durch die den Eingang verschliessende Vorhängetür — Farfar — den grössten Teil des Audienzhofes überblicken konnte, während er für die Besucher unsichtbar blieb. Die Fremdlinge kauerten nieder; Nachtigal an der Spitze seiner Reisegefährten und neben ihm Kiari; ihm gegenüber sass Almas, zu dem sich ein Fremder gesellte, in dem Nachtigal richtig Isa vermutete, und die übrigen folgten in langer Reihe, je nach ihrer Bedeutung und sozialen Stellung. Auf der Höhe der Veranda neben dem Farfar der Königshütte stand der offizielle Dolmetscher. Unser Freund begann den Reigen der Begrüssenden. Nachdem er sich nach dem Befinden Seiner Majestät erkundigt und seinem Wunsch Ausdruck verliehen hatte, dass in Stadt und Land Frieden und Wohlbefinden herrschen möge, verbreitete er sich über seines Landsmannes Abd el-Kerim (Barth) Besuch in Logon, seine



Ein Blick auf den Schari.

Berichte über den damaligen König Josef, die Freigebigkeit, Klugheit und Gerechtigkeit dieses letzteren und seine Freundschaft für den Fremdling, und fügte hinzu, dass der Wunsch in ihm rege geworden sei, diese freundschaftlichen Beziehungen auch zu Josefs würdigem Sohne, dem König Ma'aruf, herzustellen. Wie Nachtigals Vorgänger zwanzig Jahre zuvor von Logon aus zum Herrn von Bagirmi, Abd el-Qadir, gegangen sei, um auch diesem den Wunsch unseres mächtigen Königs und Herrn zu überbringen, mit den Sudan-königen in Freundschaft zu leben, so beabsichtige er, den Sohn Abd el-Qadirs, Königs Mohammedu, zu besuchen und bäte ihn, den König Ma'aruf, da er ihm seine persönliche Freundschaft nicht schenken zu wollen scheine, ihm den Weg nach Bagirmi, dessen Schlüssel in seiner starken Hand liege, zu eröffnen. Mit der Bitte, die Geringfügigkeit seiner Begrüssungsgeschenke — er hatte ihm mit Rücksicht auf sein Abhängigkeitsverhältnis zum Scheich Omar nur eine Maqta Cham, einen roten Tarbusch und ein Buch gewöhnlichen Schreibpapiere bestimmt — nachsichtig beurteilen zu wollen, da er schon vor drei Jahren seine Heimat verlassen habe, schloss er seine Rede, die er zur Wahrung der Feierlichkeit in arabischer Sprache gehalten hatte. Almas übertrug seine Worte satzweise in die Manna Kanuri, und der offizielle Dolmetscher weiter in die Landessprache.

Der letztere erwiderte, entsprechend den Weisungen seines Herrn, die so leise gegeben wurden, dass man nur ein unbestimmtes Gemurmel vernehmen konnte, etwa folgendermassen: „Der König grüsst Dich, o Christ und Euch, Ihr Leute von Bornu, und Euch Ihr Männer von Bagirmi!“ (Allgemeines sanftes Händezusammenschlagen und leises Murmeln: „Gott segne ihn und verlängere sein Leben!“) „Unser Herr sagt Dir, o Christ, dass er den Brief Scheich Omars empfangen und gelesen und den Befehl desselben, Dir und Deinen Begleitern den Weg zum Könige Abu Sekkin nicht zu versperren, verstanden hat. Der Weg soll Dir also frei sein; doch fragt der König Dich, da er für Dich eine grosse Freundschaft empfindet, obgleich er noch nicht die Zeit gefunden hat, Dich in privater Audienz zu empfangen, ob Du in bezug auf Deine beabsichtigte Reise seinen Rat hören willst?“ Noch unter dem allgemeinen Beifallsgemurmel, das die Anwesenden dieser Rede schenkten, rief Nachtigal aus: „Wie sollte ich nicht den Rat eines so weisen und mächtigen Königs in seinem eigenen Lande hören, ich, ein Gast in dieser fremden Welt,

die ich nur unter dem Schutze Gottes und der Freundschaft der Könige durchreisen kann?“

„Unser Land,“ fuhr der Dolmetscher fort, „gehört dem Scheich Omar, und alles, was König Ma'aruf reden und tun wird, möge es gut oder böse sein, geschieht unter der Mitverantwortlichkeit Isas, des Bornukommissars. (Beifallsgemurmel der Menge.) Nun denn, er sagt Dir, dass Deine Weiterreise grosse Gefahren mit sich bringt, dass nach den neuesten Nachrichten der jetzige König von Bagirmi — Abd el-Rahman, in der Nähe des flüchtigen Abu Sekkin angekommen ist und im Begriff steht, mit seiner grossen Uebermacht denselben zu vernichten. Schon sind die Greise, Kinder und Frauen aus dem Lager der letzteren geflohen, um die Katastrophe nicht mit zu erleben und werden in Bugoman erwartet. Der König ist für Dich, seinen Gast und den Freund Scheich Omars, verantwortlich und wünscht, ehe er die Weiterreise gestattet, nach der letztgenannten Stadt zu schicken, um Erkundigungen über die neuesten Ereignisse einzuziehen.“

Unser Freund dankte dem scheinbar um sein Wohl so besorgten König für seine freundschaftlichen Gefühle und erwiderte, dass er es für unzweckmässig halten müsse, die Nachricht von seiner beabsichtigten Reise in das infolge des Bürgerkrieges so unsichere Land vorzugehen zu lassen. Uebrigens dürften sie sich vor den von ihm geschilderten Gefahren nicht allzusehr fürchten, denn sie ständen in Gottes Hand, und nachdem er einmal in seiner Heimat und am Hofe Scheich Omars die Absicht ausgesprochen hätte, den König Abu Sekkin aufzusuchen, so könnte er unmöglich zurückkehren, ohne dies getan oder wenigstens versucht zu haben.

Herr Ma'aruf gab seinen Abschreckungsplan nicht so leicht auf und liess andere entmutigende Bilder in den schwärzesten Farben ausmalen. Er schilderte die allgemeine Not, die das ausgesogene Land mehr und mehr entvölkere, das Leben der Angst und Sorge, die die spärlichen Bewohner auf den Inseln des Schari oder auf dem den Ueberfällen der Musgo ausgesetzten Westufer führten, und den Hunger, der sie zum Genusse von Ameisen, Eidechsen und Baumblättern zwänge, mit grosser Lebendigkeit, und wiederholte seinen Vorschlag, in Bugoman Erkundigungen einziehen zu lassen. Diese Stadt sei so nahe, dass man nach drei Tagen die gewünschten Erkundigungen haben könne, so lange möge er es sich in seiner Gastfreundschaft gefallen lassen. Damit er aber sicher sei, dass nur

zuverlässige Nachrichten zurückgebracht würden, schlage er vor, mit dieser Mission drei Personen zu betrauen, von denen der eine seinen Leuten, der zweite Nachtigals und der dritte denen von Bagirmi entnommen werden solle.

Die Besorgnis lag nahe, dass der König in seinem Hasse gegen Abu Sekkin weit genug gehen möchte, um den Gegenkönig Abd er-Rhaman, den man, wenn er noch in Bederri residierte, zu Pferde sehr gut in zwei Tagen erreichen konnte, von der bevorstehenden Passage der Karawane, die einen reichen Fang abgeben konnte, in Kenntnis zu setzen. Nachtigal durfte sich also keinesfalls auf den Zeitverlust einlassen und steckte sich hinter den gewichtigen Namen Scheich Omars, der ihm „befohlen“ habe, Tag und Nacht zu reisen und der Nachricht von seiner Anwesenheit im Lande stets vorauszuweichen. Da Bugoman nahe sei, so müsse er es für das Beste halten, sich persönlich dorthin zu begeben, und würde natürlich, wenn sich dort die Unmöglichkeit der Weiterreise herausstellen sollte, alsbald zu ihm zurückkehren.

Einem dritten Versuche, ihn von seinem Plan abzubringen, setzte er einen noch entschiedeneren Widerstand entgegen, und schloss seine Entgegnung mit den Worten: „so Gott will, werde ich morgen deinen Fluss überschreiten.“ Da war auch des Königs Geduld zu Ende; und er liess kurz erwidern, dass, wenn man seinen wohlgemeinten Rat nicht hören wolle, er gehen möge, wohin es ihm beliebe; und sinnetwegen sofort die Stadt verlassen könne. Diese Wendung war nicht nach dem Sinne seines gutmütigen Kiari. In seiner Ehrfurcht vor dem Königtum ergriff er das Wort und sagte, er sei der Kingam des Scheich Omar für Bagirmi, derselbe habe sich seiner Führung anvertraut, und er werde die Reise nur fortsetzen, wenn König Ma'aruf, dem Gott seine Tage verlängern möge, es für erspriesslich halte und erlauben wolle.

Damit war die Audienz zu einem unserm Freunde wenig erwünschten Abschluss gelangt. Ohne die Erlaubnis des Landesherrn konnte er nicht weiterreisen, denn selbst ohne offenkundige Einwirkung seinerseits war es wahrscheinlich, dass er bei dem Versuche, den Fluss zu passieren, keine Boote zum Uebersetzen finden würde. Er selbst aber hatte schliesslich nur seine Pflicht getan, ihm von der Reise, deren Gefährlichkeit er besser zu beurteilen imstande war als Scheich Omar, abzuraten. Es lag nicht fern, in alledem eine Intrigue Isas zu vermuten, und er schickte sofort Almas zu dem-

selben, um auf irgendeine Weise seine Vermittlung zu erwirken. Unser Freund liess ihm sagen, dass er, wenn es ihm nicht auf Zeitersparnis ankäme, unverzüglich nach Kuka reiten und die gemessensten Befehle zu seiner Unterstützung von Scheich Omar zurückbringen würde, um jedoch auch ihm gefällig zu sein und den Landesfürsten nicht zu verletzen, möge er mit Almas den Preis seiner Mitwirkung feststellen. Isa betrachtete die Sache durchaus geschäftlich, forderte, liess sich handeln und stimmte schliesslich den billigen Preis einer Kororobschitobe und einer Maqta Cham zu, für den er sich anheischig machte, sofort den König Ma'aruf umzustimmen und jedes Hindernis seiner Abreise aus dem Wege zu räumen, sich nur vorbehaltend, von den übrigen Gliedern der Karawane die üblichen Abgaben zu erheben. Er kam selbst, um seine Bereitwilligkeit auszudrücken und den Vorschlag eines gemeinschaftlichen Besuches beim Könige zu machen, und begab sich alsbald zum letzteren, um alles in Ordnung zu bringen. Doch dieser konnte seine Furcht vor ihm immer noch nicht überwinden und nur zu dem Versprechen überredet werden, ihn am folgenden Tage zu empfangen.

Der Rest des Tages wurde der Vervollständigung der Mundvorräte gewidmet, denn der in ganz Bagirmi herrschende äusserste Mangel an Getreide war durchaus keine Erfindung Ma'arufs. Am folgenden Morgen kam der Kanuriadjutant mit dem Freigelassenen aus Tripolis von seiten des Königs, um einige Medikamente und Zaubermittel zu erbitten und die Einladung zu seinem Besuche nach Beendigung des täglichen grossen Rates zu überbringen, denn er könne den Reisenden, liess er sagen, unmöglich abreisen lassen, ohne ihn gesehen und gesprochen zu haben. Als Zaubermittel diene ihm der Kampf, der in einem grossen Teile der mohammedanischen Welt als untrüglich zur Fernhaltung teuflischer Einflüsse gilt, und von der er einen grossen, aus dem Beleuchtungsapparat der Laterna magica herrührenden Vorrat besass. Unser Freund verfügte in diesem Artikel über ein wohlfeiles und stets willkommenes Geschenk, dessen Wert er durch das offene Geständnis, dass die Christen an seine magische Gewalt nicht glaubten, durchaus nicht zu verringern imstande gewesen war. Der Medschelis (Ratsversammlung) war vorüber, doch der König war hungrig geworden und musste die Privataudienz bis nach dem Frühstück verschieben. Um die Zeit der Dohor waren die Lasttiere bepackt und alles zur Abreise bereit, als in der Tat der König sich ermannte, und Nachtigal rufen

liess. Seine Ankunft im Palaste aber raubte ihm auf der Stelle das mühsam errungene Mass von Selbstvertrauen, und nachdem unser harmloser Held eine gute halbe Stunde im Vorhof gewartet hatte, musste er das Karnak verlassen, ohne dem Hasenfuss ins Auge geschaut und die Hand gedrückt zu haben.

Reise durch Bagirmi.

Am 17. März nachmittags gegen vier Uhr ging unser Forschungsreisender an die Ueberschreitung des Flusses von Logon, die zwar bei dem niedrigen Wasserstande durchaus ungefährlich war, aber durch die Reit- und Lasttiere ziemlich zeitraubend sich gestaltete. Erst bei Sonnenuntergang konnte er auf dem sandigen, flachen Ostufer sein Nachtquartier aufschlagen, nachdem der Hafenkapitän sie begrüsst hatte. Nach dem Aufenthalt in den finstern Häusern der Stadt Karnak Logon, die ihm von hier aus besser gefiel, war es Nachtigal ein wahrer Genuss, die windstille, mondhelle und merkwürdigerweise mückenfreie Nacht am silberhell glänzenden Strome zu verbringen. „Während ich noch lange, den Gebilden meiner Phantasie nachhängend,“ so erzählt er, „wach lag, bemerkte ich gegen Mitternacht einige Reiter, die den Fluss möglichst geräuschlos in der Furt passierten und dann in südöstlicher Richtung davoneilten. Die Art ihrer Bewaffnung liess sie leicht als kriegerische Beamte eines Grosswürdenträgers erkennen, und die Besorgnis lag nahe, dass König Ma'aruf aus Hass gegen Abu Sekkin dem Usurpator Abd el-Rahman meine Ansichten und den Reichtum unserer Karawane an Pferden verraten möchte. Massenja lag nur wenige Tagereisen entfernt, und Abd el-Rahman hielt sich den letzten Nachrichten zufolge in der Nähe der Hauptstadt auf, so dass es für ihn nicht schwer halten konnte, uns weiter stromaufwärts einzuholen und aufzuheben.“

Am folgenden Morgen mit dem ersten Morgengrauen nahm Nachtigal seine Reise wieder auf und erreichte 5 Stunden nach dem Aufbruche das Tagesziel, das Städtchen Kultschi mit etwa 3000 Einwohnern. Hier traf er auch die geheimnisvollen Reiter, die in der Nacht zuvor den Fluss Logon passiert hatten und ihn nun durch ihren Anblick von der Besorgnis befreiten, dass sie auf dem Wege zu König Abd el-Rahman sein möchten. Sie hatten, wie Almas bald herausbrachte, den Auftrag vom König Ma'aruf gehabt, schnell nach

Bugoman zu reiten, auf dem Rückwege dem Zuge Nachtigals zu begegnen und durch eine möglichst grausige Schilderung der Gefahren und des Elendes, die beim flüchtigen Könige der Reisenden warteten, zur Umkehr zu bewegen. Den Ritt nach Bugoman hatten sie sich aus Bequemlichkeit zur Hälfte erspart, erzählten aber nichtsdestoweniger, wie wenn sie Augen- und Ohrenzeugen gewesen wären, von der Schar der Flüchtlinge, die aus dem Kriegslager Abu Sekkins in Bugoman angekommen seien, von der daselbst herrschenden Hungersnot und von der allgemein verbreiteten Nachricht, dass König Ali von Wadai in Person mit neuer Heeresmacht heranziehe, um dem Widerstande seines hartnäckigen Vasallen demnächst ein schreckliches Ende zu bereiten.

Ein weiterer, fünfstündiger Marsch durch stellenweise dichten Wald brachte die Karawane nach der Stadt Bugoman, die hart am Rande des eigentlichen Schari gelegen ist. Sie zählt etwa 6000 Einwohner, die den Fremden, den sie als Nachkommen des Propheten betrachteten, liebenswürdig aufnahmen. Trotz der allgemeinen Notlage nahm doch der Ortsvorsteher Nachtigal und seine Leute in seine Hütte auf. Er bewirtete sie mit drei Schüsseln Aisch und vortrefflichen Fischen des Schari, von denen besonders zwei hechtähnliche von ausgezeichnetem Geschmack waren.

Am 20. März am vorgerückten Nachmittag verliess Nachtigal Bugoman und erreichte Miskin, ein Städtchen, in reizender Weise von Bäumen überragt, von denen die Fächerpalme die stolzeste Zierde bildete. Der Empfang war fast noch herzlicher als in der letztgenannten Stadt. Niemand schien daran zu zweifeln, dass unser Freund ein Scherif sei, und bald machte das Gerücht die Runde, er sei ganz besonders vom Sultan in Stambul, dessen Existenz sagenhaft bekannt war, abgesendet worden, um ihrem Mbang, dem sie nicht minder treu anhängen als ihre Nachbarn in Bugoman, Hilfe zu bringen. Er wurde von einer Witwe des verstorbenen Königs Abdel Qadir, die, obgleich nicht mehr in erster Jugendblüte, doch noch recht hübsch, von ebenmässigem Wuchs, gefälligen Manieren und angenehmem, fast europäischem Gesichtsausdrucke war, als Gast in Beschlag genommen und musste in ihrer eigenen Hütte wohnen, während seine Leute in den übrigen Räumen ihres Hausstandes untergebracht wurden. Die Einwohner, deren Zahl etwa 2000 betragen mochte, erschöpften sich in Freundlichkeiten. Alle Not der schweren Zeit schien mit einem Male vergessen, und Musik und Tanz

hörten bis lange nach Mitternacht nicht auf. Der Bürgermeister — Ngarei — entäusserte sich einer etwa vier Mudd betragenden Qualität Durra und eines Kruges Milch, für die er freilich einen heilkräftigen Qoranspruch von seiner Hand erbat, und eine benachbarte Araberin kam mit einem sechzehnjährigen hübschen Töchterchen, um ihm dieselbe zur Frau anzubieten, da seine Vereinsamung in dieser Beziehung sie mit Mitleid erfüllte. Wenn er sich für diesen lockenden Vorschlag Bedenkzeit bis zur Rückkehr erbat, so muss er gestehen, dass ihm diese Pflichterfüllung einige Ueberwindung kostete. Seine Eigenschaft als Christ fand hier noch weniger Verständnis als in Bugoman, wenn er auch noch so offen den Scheriftitel ablehnte und seine Herkunft angab. Leider misslangen auch hier alle Versuche, die sonst in Bagirmi so beliebten Turkedis, um Getreide zu verkaufen, und wenn auch die Erkundigungen über die Zustände in den nächsten Scharidörfern durchaus nicht hoffnungsreich lauteten, so schien es doch am geratesten, so schnell als möglich weiterzureisen, um die Heidenländer, in denen ein fast unglaublicher Reichtum an Zerealien herrschen sollte, zu erreichen.

Zehn Tage ging nun die Reise immer den Windungen des weit sich erstreckenden Stromes folgend, weiter durch ein vielfach sehr schönes, von der Natur begnadetes, aber meist vom Kriege verwüstetes und gebrandschatztes Land, durch zerstörte und eingeäscherte oder gänzlich verlassene und sonst noch wohl erhalten dastehende Ortschaften, Dörfer und Weiler. Ueberall Hunger und bitterster Mangel, überall geängstigte, in Unsicherheit und Schrecken lebende Menschen, die oft schon bei der Annäherung des Zuges berittener und bewaffneter Männer mit rasendem Furchtgeheul davonliefen. Durch alle diese Umstände waren natürlich auch die Mitglieder der Karawane zu grossen Entbehrungen gezwungen, und die Folgen machten sich in Ermattungen und Erkrankungen geltend. Zu diesen, aus traurigen politischen Zuständen sich ergebenden Leiden kam aber noch eine andere, in hohem Grade störende Erschwerung des Daseins: der fortwährende und meist erfolglose Kampf gegen die Ameisen und Termiten. Beide Insektenarten sind in ganz Afrika eine unerfreuliche Zugabe, aber nirgends in einer so unglaublichen, aller Beschreibung spottenden Massenhaftigkeit wie im Bagirmilande. Die vorzugsweise aber nicht durchweg ausserhalb der Ortschaften hausenden Termiten werden dort mit Recht Arde (d. h. Erde) genannt, denn mit Erde arbeiten sie, und an die Erde sind sie gebunden.

Bei jedem Lagern im Freien untersucht der bedächtige Reisende zunächst den Platz auf Termiten und errichtet niedrige Gerüste von Holz zur Sicherung des Gepäcks, oder lagert dasselbe auf die Zweige solcher Bäume und Sträucher, die von den kleinen Ungeheuern vermieden werden. Unterlässt er diese Vorsicht, so findet er oft nach einer einzigen Nacht die ausgedehntesten Beschädigungen seiner Habe, selbst im Innern von Holzkisten. Im Laufe einer kurzen Mittagsrast können die Unterseiten der dort üblichen Säcke aus Kamelhaut und der Inhalt derselben sehr unerfreuliche Zerstörungen erfahren. Die kleinen Tiere sind von einer erschreckenden Gefrässigkeit, die nur durch ihre Unbehilflichkeit etwas beschränkt wird. Sie fressen Holz, Papier, Leder und alle Arten von Stoffen und überziehen die von ihnen in Angriff genommenen Gegenstände mit einer Kruste, die sie durch eine sorgfältige Verkittung und Erdpartikelchen mittels der ihnen eigentümlichen feuchten Ausscheidung herzustellen und fest anzuheften wissen. Finden sie sich daher verhältnismässig seltener auf Sandboden, weil Sand sich in dieser Weise schwer binden lässt, so kommen sie doch noch häufig genug auch in der Wüste vor.

Es gibt sehr viele verschiedene Arten dieser Insekten, und sie errichten aus dem Bodenmaterial der betreffenden Gegend ansehnliche, nicht selten drei bis vier Meter hohe Bauten von unregelmässiger Form und ausserordentlicher Festigkeit. Türmchen, Spitzen und Pfeiler sind hier miteinander zu einer mannigfach gefassten Masse verschmolzen, im Innern sieht man ein Labyrinth von jedenfalls verbundenen, aber der regelmässigen Anordnung entbehrenden Gängen und Höhlungen. Von den pilzförmigen Bauten waren übrigens dem Reisenden nur einige bereits verlassene zu Gesicht gekommen. Die grosse Schwerfälligkeit der Termiten macht sie zu einer leichten und willkommenen Beute verschiedener Ameisenarten, die man auf dem Boden der Wildnis in langen, geordneten Kolonnen auf die Termitenjagd ausziehen sieht. Die Zahl der Ameisenarten, von denen die Arbeitsameisen auch dort als ein Bild emsigen Fleisses gelten, ist in Bagirmi eine unübersehbar grosse, und es gibt sehr lästige darunter, die dem Menschen unerträgliche Qualen bereiten. In der Stadt Mandschafa wurde Nachtigal nachts in seinem Quartier von einem Heer dieser Tiere so peinvoll angegriffen, dass er sich mit seinem Bettzeug ins Freie begeben musste, denn der Mensch ist diesem Insekt gegenüber ziemlich machtlos und muss ihm das Feld

räumen, sobald er sich in der Nähe eines ausgedehnten Baues befindet.

Die Pflanzenwelt des Landes bot manches Neue und Interessante. Von bemerkenswerten Bäumen fand und zeichnete der Reisende in den dortigen Wäldern eine 6—8 Meter hohe Euphorbia. Freude und Genuss bereiteten ihm ferner die im Walde bei Mandschafa sehr zahlreich wachsenden Melonenbäume. Während sonst die meisten Baumfrüchte des tropischen Afrika entweder durchaus saftlos sind oder nur eine sehr spärliche, wenn auch durch köstliches Aroma ausgezeichnete Substanz besitzen, bezeichnete Nachtigal die Frucht des Melonenbaumes als die einzige jener Gegenden, die ihn durch Saft und Fleisch an unser Gartenobst erinnerte. Solcher Erquickungen und Lichtblicke gab es nur wenige auf dieser ganzen, inmitten von Zerrüttung und wüstem Elend verlaufenen Tour.

Mit der Ueberschreitung des Ba'lliflusses veränderte sich nicht nur die ganze Natur, sondern auch der Charakter der Bevölkerung. Immer mehr und mehr nahmen die Stachelbäume ab und die majestätischen Wälder zu. Grossartige Naturparke traten ihnen vor die Augen, die Deleb-Palme bildete ansehnliche Haine, und zu den verschiedenen Zierden höherer Breitgrade gesellte sich der Butterbaum, die Parkia und zuletzt die Oelpalme. Fremdartig nach Tracht und Sitte erschienen den Reisenden die Bewohner, als sie den Ba'lli überschritten hatten und in das erste Heidendorf gelangten (3. März). Die Leute schienen Nachtigal von ungewöhnlich dunkler Hautfarbe und durchschnittlich etwas über Mittelgrösse zu sein und zeigten nur selten widerwärtig hässliche, ja oft genug ziemlich regelmässige Gesichtszüge.

Die Männer bekleiden sich mit dem einfachen Felle einer Gazelle, einer wilden Katze oder einer Ziege um die Hüften, während die Frauen so gut wie nackt gehen.

Die Frauen sind übrigens arm an Zierarten. Einige, besonders junge Mädchen, tragen ein mit einigen Reihen Kaurimuscheln besetztes Lederband unterhalb eines Kniegelenkes, andere schmücken sich mit einer oder mehreren Halsschnüren kleiner roter oder blauer Perlen, wie sie auf den Märkten der Sudanstaaten unter dem Namen „Sini“ verkauft werden und in allen Heidenländern im Süden von Bagirmi und Wadai sehr beliebt sind, und noch andere reihen Kaurimuscheln auf die Weichenschnur. Für fast unentbehrlich scheint ein kurzer, dünner Glaszylinder gehalten zu werden, der in der Mitte

der durchbohrten Oberlippe getragen und im Notfalle durch ein ebenso geformtes Stückchen Holz oder Rohr ersetzt wird, während die Nasenflügel und Ohrläppchen der Frauen von Mufo nicht durchbohrt und verziert werden. Die Männer tragen fast alle ein in geeigneter Weise ausgehöhlt und durch Luftlöcher zu einer Signalpfeife umgewandeltes, nicht selten mit eingelegten Metallplättchen geziertes Gazellenhorn mittels einer Schnur am Halse.

In der Künstlichkeit und der Mannigfaltigkeit der Haartracht stehen die Frauen entschieden hinter den Männern zurück. Sie begnügen sich damit, das Haupthaar zu rasieren oder gleichmässig kurz zu schneiden, und in diesem Falle mit hoch ausrasierter Stirn — doch die Männer zeigen sich sehr erfinderisch in ihren Frisuren. Manche scheren das Haar gleichmässig kurz und nur vier Flechten stehen, die, wie kleine Hörnchen, sozusagen an den vier Ecken des Kopfes, keck emporragen. Andere errichten ganze Reihen dieser koketten Flechtchen, die entweder von der Stirn zum Nacken oder von einem Ohr zum andern oder in beiden Richtungen und sich auf dem Scheitel kreuzend verlaufen. Noch andere lassen das Kopfhaar möglichst lang wachsen und richten die Hauptmasse desselben, den zentralen Teil, hoch auf, während peripherisch von Schläfen und Hinterhaupt lange, dünne Flechten herabhängen. Viele endlich begnügen sich damit, das Haar sorgfältig durchzukämmen, dadurch allmählich in eine filzähnliche Masse zu verwandeln und dann in derselben regelmässigen Weise zu verschneiden, wie es einst für die Hecken und Zierbäume unserer Gärten Mode war. Gewöhnlich scheinen die Männer in diesem Falle dem Haare des Vorderkopfes die grösste Länge zu reservieren, so dass sich hier ein nach allen Seiten gleichmässig abfallender, oben abgerundeter Haarkegel erhebt, während die Frauen in ähnlicher, doch weniger ausgiebiger Weise das Haar der Scheitelhöhe behandeln. Ausser dieser Mannigfaltigkeit, in der sich die persönliche Eitelkeit besonders der jungen Männer gefällt, nehmen diese noch ihre Zuflucht zu äusseren Ziermitteln der Haarfrisur, wie bunten Vogelfedern, Glas- und Porzellanperlen, Kaurimuscheln u. dergl. Die Männer von Mofu scheinen durchgängig hübscher zu sein, als die Frauen, d. h. gefälligere Gesichtszüge zu haben, während sich die Letzteren im allgemeinen eines verhältnismässig höheren Wuchses erfreuen, obgleich auch jene, wie gesagt, von schöner Mittelgrösse sind. Der schlanke Wuchs schien mehr vorzuwalten, wenn auch die Fettleibigkeit nicht gerade fehlte.



Alte Banathau (Heide) aus der Gegend von Bongor am Logone.



Schnabelweib (am Logone).

Aus den Distrikten Mofu, dessen Häuptling dem vornehmen Gaste eine Ehrenhütte aus belaubten Zweigen zur Wohnung anwies und der selbst nur mit einem einfachen Fell bekleidet sich durch nichts von den Untertanen auszeichnete, zog unser Forschungsreisende anfangs durch einen dünnen Wald mächtiger Bäume, dann durch Fruchtwälder zwischen einzelnen Gehöften und Weilern hindurch, die vom Giraffenbaum, Dumpalmen und Feigenbäumen beschattet wurden, nach Gubugu, der Residenz des Fürsten Somrei. Gubugu ist weder eine Stadt noch ein Dorf, sondern besteht aus einer Gruppe von Weilern und Gehöften, die sehr nahe aneinander gerückt sind. Sie wendeten sich demjenigen Weiler zu, in dem der höchste und, wie es schien, einzige Würdenträger Somreis, den die Bagirmibegleiter als Fatscha, die arabisch sprechenden Gefährten als Uzir bezeichneten, wohnte, und ritten in feierlichem Galopp vor seiner Wohnung auf. Der vornehme Herr liess sich aber nicht selbst blicken, sondern begnügte sich damit, das Nachtquartier unter einem wilden Feigenbaume anweisen zu lassen, der einen zwischen den Dörfern gelegenen, ausgedehnten freien Platz beherrschte und diesen gewissermassen zum Sammelpunkt der Umwohner machte. Der Baum bedeckte zwar mit seinem mächtigen Laubdache einen Raum, der wohl imstande war, die ganze Karawane, also ungefähr sechzig Mann mit ihrem Gepäck, dreissig Pferde und einige andere Lasttiere, zu bergen — sein Stamm hatte einen Meter hoch über der Erde einen Umfang von etwa 10 Meter — konnte aber einen zulänglichen Schutz vor den Unbilden der Witterung nicht gewähren.

Seit sie den Schari verlassen hatten, fehlte der in der Tsadeggend vorherrschende und sich nach dem Stande der Sonne mehr oder weniger richtende Ostwind, und es wehten andere, in ihrer Richtung unregelmässige, im Allgemeinen sehr schwache Winde. Die Regenzeit begann hier offenbar früher, als weiter nördlich. Fast täglich häuften sich nachmittags Regenwolken an, und kaum hatten sich die Reisenden unter dem Baume, nicht ohne Aeusserungen des Missvergnügens Nachtigals über die mangelhafte Gastfreundschaft, einigermaßen wohnlich eingerichtet, als auch schon ein ansehnlicher Gewitterregen über Südosten hereinbrach. So wenig angenehm auch die Durchnässung für einen Reisenden mit Gepäck im Freien unter allen Verhältnissen ist, so war doch sehr viel unangenehmer, dass sie ohne Wasser zum Trinken und Kochen, ohne Holz zur Feuerung und fast ohne Nahrung waren und sich am fremden Orte und in voll-

ständiger Dunkelheit kaum in der Lage befanden, das Fehlende zu suchen. Dazu kam noch ein Bote des Königs oder seines Uzir und gab im Tone eines öffentlichen Ausrufers folgende Anweisung: „Hört, Ihr Leute! Ihr seid Fremde, Kanuri und Fellata, kennt nicht Land noch Leute und seid bei hereingebrochener Nacht angekommen. Haltet Euch also ruhig unter Eurem Baum und geht nicht in die Dörfer; morgen früh wird Euch der König empfangen und bewirten!“

Entrüstung und Protest von seiten Nachtigals nützten nichts. Der zu Gubugu residierende Geschäftsträger des Königs von Bagirmi, den er hatte benachrichtigen lassen, um ein seiner Würde angemessenes Quartier zu erhalten, entschuldigte die Sache mit seiner Unkenntnis der Ankunft und der Personen. Die vorausgeschickten Boten hatten, wahrscheinlich verführt durch seine und Hammus helle Hautfärbung, von einer Fellata-Karawane berichtet, und bei hereinbrechender Dunkelheit wird gewöhnlichen Reisenden ihr Lagerplatz stets unter dem grossen Feigenbaume angewiesen. Der Findigkeit und Rastlosigkeit von Almas gelang es übrigens, im Laufe des Abends einen Krug mit Wasser aufzutreiben und in irgendeinem Hause des nächsten Dorfes für Nachtigal das unterwegs gekaufte Huhn und für seine Leute Durra-Körner zu kochen, und damit wurde die Lage nach Beendigung des Regens ganz erträglich.

Am nächsten Morgen brachten sie die pflichtmässigen Geschenke für den Herrn von Domrei zusammen, deren bei weitem grösster Teil wieder unserm armen Freund zufiel. Diese heidnischen Herrscher waren übrigens im Vergleich mit ihren Herrn Kollegen der Sudan-Länder keineswegs anspruchsvoll. Das Opfer eines roten Wollshawls aus Aegypten, die in Bornu zusammen einen Wert von etwa fünf Maria-Theresia-Talern hatten, liess ihn freigebig erscheinen, und der nach ihm angesehenste Mann der Karawane, sein königlicher Geleitsmann Kiari, wurde durch das Geschenk einer einfachen Bornu-Tobe durchaus nicht der Knauserei verdächtig, während die übrigen Karawanenmitglieder mit einigen Rollen Tabak davonzukommen suchten. Sie hatten ihr „Koffolo“ zuerst der Beurteilung des Bagirmi-geschäftsträgers unterbreitet, in dem sie einen vollständig erblindeten Mann fanden, der seine höhere Bildungsstufe durch ein, wenn auch sehr abgenutztes Gewand andeutete. Die Ablieferung geschah an den erwähnten Grosswürdenträger des Landes namens Busso, der das Geschenk des Christen als splendid und das Kiaris als anständig, doch das der übrigen Karawane als unzulänglich bezeichnete. Nachtigal

liess gleichzeitig erklären, dass sein Geschenk ausschliesslich für den König bestimmt sei, und dass er nicht dulden würde, dass der Tschima König Mohammedus den grösseren Teil desselben für sich behalte.

Nach Regelung dieser Staatsangelegenheit sahen sie Herrn Busso auf seinem weissen Pferdchen an dem Feigenbaume vorüber nach dem Dorfe seines Herren galoppieren, und bald liess dieser die ganze Karawane zur Empfangsaudienz rufen. Nachtigal setzte seine imponierende blaue Brille auf, der er nach der allgemeinen Ansicht den Haupteindruck auf König Ma'aruf von Logon verdankt hatte, legte seinen fadenscheinigen Burnus an, verhüllte sein Gesicht mit dem Litam und ritt mit seinen Gefährten zum Königsitz. Am Eingange eines weiten Hofraumes, in dessen Hintergrunde der Häuptling sich befand, nahm er zu Pferde Stellung, während die minder gewichtigen Persönlichkeiten der Karawane nach arabischer Sitte die Pferde tummelten und ihre Flinten ertönen liessen. Dann ritt er langsam und würdevoll auf den heidnischen Herrscher zu, der, nach der Weise seiner Untertanen nur mit bergmännisch getragenen Schurzfell bekleidet, auf der Erde hockte. Halbkreisförmig aufgestellt umgaben ihn die Prinzen, seine Söhne (zehn oder zwölf an der Zahl), und vor ihm hielt sich ebenfalls aufrecht sein Uzir und Dolmetscher Busso, während der Hintergrund von gewöhnlichem Somrei-Volk eingenommen war. Der König und die Prinzen trugen bunte Perlen-schnüre um den Hals und die letzteren breite, dünngewallte Eisenringe oberhalb der Fussknöchel, während die übrigen Anwesenden sich keiner Zierart erfreuten und nur das unvermeidliche Wurfeisen auf der nackten Schulter trugen. Dieses scheint noch unzertrennlicher von den Heiden Bagirmis als von den Teda zu sein und wird mit so grosser Sicherheit in dem annähernd rechten Winkel getragen, den das in der Mitte aufspringende, zwanzig bis fünfundzwanzig Zentimeter lange Quereisen mit dem Körper oder Stiele bildet, dass es weder beim Gehen noch selbst bei dem gleichmässigen Galopp der Pferde abfällt.

König Gedik war ziemlich schwarz, schwerlich weit über vierzig Jahre hinaus, hatte ein bartloses, durchaus nicht widerwärtiges Gesicht und hielt sich in mässigen physischen Proportionen, ohne, wie auch seine Söhne, irgend etwas Bemerkenswerthes an sich zu haben. Nachtigals Begrüssung mit ihm, bei der er zur Wahrung seiner Würde zu Pferde blieb, war kurz und einfach und wurde durch die Bagirmisprache und Herrn Busso vermittelt. Dieser war nicht allein offen-

bar der wichtigste und einflussreichste Mann in Somrei, sondern auch die interessanteste Persönlichkeit. Er hatte eine untersetzte, wohlgenährte und regelmässig gebaute Gestalt, eine tiefschwarze, sorgfältig eingeeölte, glänzende Haut, ein rundes, feistes, beharrlich schmunzelndes Gesicht, schöne, weisse Zähne, einen zierlich gedrehten etwa zehn Zentimeter langen, dünnen Zwickelbart, der durch eine Reihe bunter Perlen noch verlängert wurde, und trug oberhalb der Fussknöchel breite Messingbänder, die, nach hinten sich verschmälernd und nicht ganz geschlossen, in zwei leicht gewundene und als Sporen dienende Spitzen ausliefen. Der Ausdruck seines Antlitzes verriet ebensowohl Gutmütigkeit als Selbstgefälligkeit, und jede seiner Bewegungen kennzeichnete ihn als einen so vollendeten Stutzer, wie man ihn bei den geringen Toilette-Mitteln, die die Landessitte mit sich bringt, gar nicht hätte für möglich halten sollen.

Auf dem Lagerplatz entspann sich nach der Rückkehr ein reger Tauschhandel in Zerealien seitens der Somreifrauen und Mädchen und in Glasperlen, Kaurimuscheln und Tabak anderseits. Männer, Frauen und Kinder versammelten sich um den Lagerplatz und befriedigten ihre Neugier an dem Anblicke unseres Helden, wie er die seinige an ihrer Erscheinung. Sie unterschieden sich im allgemeinen kaum von den Leuten Mofus, und er glaubte hier wieder bestätigen zu können, dass die Frauen, wenn sie sich nicht gerade durch anmutige Gesichtszüge auszeichneten, den Männern verhältnismässig an Wuchs überlegen waren. Junge Mädchen, die sich noch der ersten Jugendreize erfreuten, trugen Gestalten von einem Ebenmass zur Schau, das seine Bewunderung erregte. Sie waren jungfräulich zurückhaltend und bezeugten durch ihr Wesen die bekannte Tatsache, dass Züchtigkeit und Keuschheit nicht an Kleider gebunden ist. Ein Gewitterregen, der zwar nicht gerade heftig war, aber doch bis gegen Sonnenuntergang anhielt, verscheuchte im Laufe des Nachmittags die Besucher, unter denen das weibliche Geschlecht die Mehrheit bildete.

König Gedik hatte als Gastgeschenk eine Kuh mit der Erklärung geschickt, dass er eigentlich eine solche für sich und eine zweite für seine übrigen Leute der Karawane zu senden die Absicht gehabt habe, aber nicht imstande gewesen sei, zwei aufzutreiben. Er liess den Forschungsreisenden bitten, einstweilen seinen Anteil von der Kuh zu nehmen, er werde im Laufe des Tages eine Ziege hinzufügen, die für ihn allein bestimmt sei. In der Erwartung dieser erhob er keinen



Einzug in die Hauptstadt Logons.

Anspruch auf die Kuh, wäre aber auf diese Weise fast jeden Fleischgenusses verlustig gegangen. Der Bagirmitschima nämlich, dem die Sitte von derartigen Gastgeschenken bestimmte Anteile zuweist, war nicht gebührend bei der Verteilung berücksichtigt worden und beabsichtigte infolgedessen, die ebenfalls durch seine Hand gehende Ziege zu unterschlagen. Ein solcher Beamter soll der Sitte zufolge von jedem Stück Schlachtvieh ein Bein, den Darmkanal und das Fell als seinen Anteil erhalten, und die Leute hatten ihm das letztere, das natürlich in einem Lande, in dem sich alles in Felle kleidet, von doppeltem Werte ist, zu entziehen gesucht. Durch Nachtigals Vermittlung gelang es nach einiger Zeit, das gute Einvernehmen wiederherzustellen. Nach Sonnenuntergang schickte der lebenswürdige Busso ihm durch einen vertraulichen Boten einen Krug Durrabieres, ein Gefäß mit weissem Erdhonig und ein Huhn mit der Bitte um seine Freundschaft und mit dem besonderen Ersuchen, ihm einige neumodische, seltene Perlen für seinen Bart, dessen weitere Verlängerung ihm sehr am Herzen lag, zu schenken, was denn auch während der Nacht, anfänglich nicht zur besonderen Zufriedenheit des eiteln Würdenträgers, dem die Perlen alle nicht schön genug waren, erledigt wurde.

Für den nächsten Morgen (3. April) hatte der Häuptling den Reisenden einen Wegweiser bis zur Lagerstelle des Bagirmikönigs versprochen, und in der Tat war derselbe schon vor Sonnenaufgang unter dem Baume erschienen. Doch während sie sich zur Abreise rüsteten, verschwand derselbe unbemerkt, und vergeblich warteten sie auf seine Rückkehr. Sie wendeten sich an den Tschira, schickten zu Busso und reklamierten die Abreise, doch der Wegweiser war und blieb verschwunden, und sie wurden mit den ungeschicktesten Ausflüchten hingehalten. Endlich kam der hohe Würdenträger selbst, schöner und gezielter als tags zuvor. Seine schwarze Haut glänzte wie poliertes Ebenholz; sein Kinnbart war wieder um einige Perlen verlängert, und seine Füße waren sogar mit Sandalen bekleidet. Er kam zu Fuss bis zu dem Baum, um den Forschungsreisenden zu begrüßen, suchte vergeblich die von ihm erhaltenen fünfzig Perlen durch Klagen über ihre geringe Qualität um einige zu vermehren und galoppierte dann zu seinem Herrn, um demselben die Forderung der sofortigen Entlassung zu überbringen. Jetzt stellte es sich aber heraus, dass die Erinnerung an die Feuerwaffen und das Pulvergeknall des vergangenen Tages in dem Häuptling über Nacht die Idee

gereift hatte, sich dieser Macht gegen benachbarte Feinde zu bedienen, und dass sich daraus das Verschwinden des Wegweisers erklärte. Vergeblich suchte er den Forscher durch die Perspektive einiger Dutzend Sklaven dazu zu bewegen, ihm für den nächsten Tag die Begleitung auf einem Kriegszuge zu versprechen, obgleich der liebenswürdige Busso selbst den Anwalt machte, und vergeblich suchte der blinde Tschima durch ein dichtes Lügengewebe über die unmittelbar bevorstehende Ankunft seines Vorgesetzten aus der Umgebung Mbang Mohammedus, über die weite Entfernung dieses Letzteren und die Schwierigkeit, unterwegs ein passendes Nachtquartier zu finden, die Abreise zu verzögern. Nachtigal blieb fest, und seine Erklärung, dass er nur durch Gewalt an der Abreise verhindert werden könne und den Tschima vor seinem Herrn und König für jeden Aufschub verantwortlich machen werde, brachte den blinden Mann bald zu Pferde, den Geleitsmann König Gediks zur Stelle und die Reisenden auf den Weg.

Ein halber Marschtag brachte die Reisenden in das Gebiet der Gaberi, in der Nähe des Bagirmilagers. Der Charakter von Land und Leuten änderte sich in nichts. Aus jedem sauber mit strohgeflochtenen Zäunen eingehegten Gehöfte wurden sie von den üblichen Hunden angekläfft, draussen graste an langer Leine das Ross des Hausherrn mit seinem blutigen Sattel; im Innern breiteten Frauen das zum dort üblichen Biere bestimmte keimende Getreide in der Sonne aus; einige Kinder, durchgängig hübscher als die Erwachsenen, suchten sich schreiend vor der fremdartigen Erscheinung des weissen Mannes auf dem hohen Pferde zu verstecken, und die Männer lagerten, oder schlenderten nichtstuend im Schatten herum, das unzertrennliche Wurfeisen auf der rechten Schulter, und in der Bagirmisprache, die sie fast alle verstanden, mit den Fremden plaudernd.

Doch bald belebte sich die Szene. Allmählich entwickelte sich die spärliche Reitermacht des flüchtigen Herrschers, mehr ausgezeichnet durch die wunderliche Mannigfaltigkeit ihrer Kleidung, als glänzend durch Vollständigkeit und Solidität derselben. Wenige hatten vollständige Wattenpanzer der Reiter und Pferde aus dem Leben voll Kampf und Unruhe gerettet. Hier trug jemand einen roten Tuchburnus, die letzte Erinnerung an bessere Zeiten, dort einen maschigen Panzer als einziges Oberkleid, dessen eisengraue Färbung seltsam von der schwarzen Hautfarbe abstach; hier bildete ein roter

Wollenschal um den Kopf den Hauptschmuck eines Reiters, dort war ein indigogefärbtes Frauenumschlagetuch die einzige Kleidung.

Dazwischen wogten die Vertreter der verschiedenen Heidenstämme auf ihren schnellen, kleinen Ponys wie Dämonen hin und her, hier mit einem roten Tarbusch als einzigem Kleidungsstück geziert, dort ein Hyänenfell als Jacke tragend, oder mit einem wirklichen Gewand geschmückt, das jedoch, um beim Reiten nicht hinderlich zu sein, hoch emporgezogen als dicker Wulst unter den Achseln befestigt, unförmlich abstach gegen den übrigens unbekleideten Körper. Umheult, umtobt, umschwärmt von dieser sonderbaren Begleitung, ritt Nachtigal in die Lagerstadt des Königs ein, die durch ihre grosse Ausdehnung auffiel, aber natürlich den Charakter einer schnellen und unvorherbereiteten Herstellung zeigte. Die Häuser waren ohne erkennbare Strassenordnung wie durcheinandergeworfen, die Hütten von landesüblicher Bauart, aber mangelhaft und selten eingefriedigt, das Ganze gruppierte sich aber doch sichtlich um einen Mittelpunkt, um die Königswohnung, die im Schatten eines ungeheuren Baumes lag und von einem weiten Platz umgeben war.

Allmählich ordneten sie sich zum würdigen Einzug. Bagirmi-reiter eröffneten den Zug; dann folgte Kiari, der offizielle Bote des Königs von Bornu, und hinter ihm die Glieder der Karawane in breiter Linie, deren Mitte der Forschungsreisende einnahm. Hierauf kamen seine Leute mit den Pferden und Lasttieren, und den Schluss bildeten wieder Bagirmireiter. Die Menge der Heiden umschwärmte und umtoste sie in wilder Regellosigkeit. Almas vergnügte sich damit, von Zeit zu Zeit mit den Reitern einen Scheinangriff auf die groteske Bande zu machen mit Flintenschüssen, die die festliche Stimmung beträchtlich erhöhten. Die heidnischen Scharen gingen mit belustigendem Eifer auf dieses Spiel ein, verteidigten sich scheinbar, stoben bei jeder allgemeinen Salve unter ohrenzerreissendem Geheul flüchtend auseinander, und sammelten sich dann wieder, um unter dem üblichen Kriegsgeheul von neuem gegen die Fremden vorzudringen. So erreichten sie den Rand des Gehölzes, jenseits dessen die Lager Abu Sekkins lagen. Sie durchschnitten dasselbe während einer halben Stunde in westsüdwestlicher Richtung, wieder Gehöfte zu beiden Seiten, die reizend im Schatten der herrlichen Waldbäume lagen. Diese standen nicht dicht, waren aber um so mächtiger entwickelt und gelangten bei dem Mangel fast allen Unterholzes zu vollster Geltung. Nachtigals Aufmerksamkeit vermochte freilich der

schönen Szenerie nicht ungeteilt zu folgen; denn seine Gedanken weilten bei Abu Sekkin, und seine Blicke richteten sich auf das Lager desselben, dessen unmittelbare Nähe sie erreicht hatten.

Die augenblickliche Residenz des legitimen Bagirmikönigs trug begreiflicherweise sehr den Charakter des Improvisierten, war aber grösser, als er erwartet hatte. Die Häuser waren wie durcheinandergeworfen, ohne erkennbare, deutliche Strassenordnung, die Hütten von landesüblicher Konstruktion und entbehrten häufig der Strohummkleidung des Unterbaues und waren selten durch Zäune eingefriedigt. Das Ganze gruppierte sich deutlich um ein erkennbares Zentrum, die Königswohnung, die im Schatten einer ungeheuren Murraja lag und von einem weiten Platze, dem Schlossplatz, umgeben war, der oft schon in Bagirmi, wie in den östlicheren Sudanstaaten, Fascher genannt wird. Sie drängten sich durch die verschlungenen Pfade der Stadt mit ihrer Menschenmenge, die begierig war, den Fremdling zu sehen, von dem das Gerücht ging, er beabsichtige, den vertriebenen Mbang siegreich in seine Residenz zurückzuführen, bis Fascher, auf dem er sich, gegenüber dem Zugange der Königswohnung aufstellte. Im offenen, äusseren Hofraum der letzteren hatte der König seinen Sitz aufgeschlagen, weniger vielleicht, um durch diesen Akt herablassender Begrüssung eine Anerkennung der Bedeutung der Karawane und seine Freude über die Ankunft auszudrücken, als um den zu erwartenden Reiterspielen von Nachtigals Gefährten besser zusehen und sofort ein Urteil über die Pferde der Karawane geben zu können.

Als die Tiere hinlänglich getummelt worden waren, und nach einer Verschwendung von Pulver, die bei der Seltenheit in jenen Gegenden geradezu unverantwortlich war, ritt Nachtigal mit möglichster Würde quer über den Platz bis zum Eingange der Königswohnung, um der landflüchtigen Majestät seinen persönlichen Gruss pflichtschuldigt abzustatten. Dort sass eine dicht verummte Gestalt, vor der sich die Träger der sogenannten Risch, der später noch zu beschreibenden Königlichen Straussenfeder-Insignien, hielten, und der einige Sklaven mit Giraffenschwänzen Luft zufächelten, während hinter ihr einige mit Karabinern bewaffnete Leibgardisten aufgestellt waren. Das war Mbang Mohammedu, der berühmte oder berühmte Abu Sekkin, von dem der Forscher freilich bei dieser Gelegenheit wenig zu sehen bekam. Seine ganze Gestalt steckte in einem Burnus, dessen Kapuze über den Kopf bis zu den Augen herab-

fiel, während der übrige Teil des Gesichts durch den Litam verhüllt war, so dass man weder von seiner Gestalt noch von seinen Zügen das geringste entdecken konnte. Nachtigal schwang grüssend sein Gewehr vor dieser formlosen Masse und liess sich in das Quartier führen, das ihm beim Fatscha Alifa, dem höchsten Würdenträger des Königs, angewiesen worden war.

Als er daselbst ankam und keine Vorbereitungen zu seiner Unterkunft getroffen fand, murrte er laut und verlangte von einem unter dem Schattendache der Pferde des Fatscha im trocknen Stroh behaglich ruhenden Manne, den er für einen Sklaven hielt, dass er den Hausherrn herbeirufe. Derselbe hörte die Aeusserungen seines Unwillens sehr ruhig mit an, ohne seine Lage zu ändern, und stellte sich dann selbst als Fatscha Alifa vor. Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren mit kurzlockigem Haupthaar, weniger dunkelfarbig, als die meisten Bagirmileute, mit denen unser Freund in Berührung gekommen war, von hoher Gestalt, heiterem Gesichtsausdruck und sprach fliessend Arabisch. Er war es, der vor kurzem sechzig Pferde und ein Dutzend Feuerwaffen vom Fatscha des Gegenkönigs Abd el-Rahmann erbeutet hatte, und tat sich nicht wenig auf diese Heldentat zugute. Unverzüglich schickte er ein halbes Dutzend Sklaven aus, um eine geräumige, der Wichtigkeit unseres Freundes entsprechende Hütte herbeizuschaffen, und wies ihm für seine Diener und Begleiter drei andere, kleinere, in seiner Umzäunung — Zeriba arab. — an. Nach kaum einigen Stunden war der Forschungsreisende im Besitz einer vortrefflichen Hütte, und noch an demselben Tage wurde sein Hüttenkomplex eingefriedigt, wenigstens nach der Seite hin, die dem Zudrange der Leute ausgesetzt war. Diese Massregel war sehr nötig, denn die rücksichtslose Neugier der Einwohner, die weit entfernt von der Höflichkeit und Diskretion der Bornuleute, ohne Rücksicht darauf, ob er etwa zu schlafen oder zu essen wünschte, den Christen anzustauen kamen, drohte sehr lästig zu werden. Gerade wie seine Hütte aus einem Weiler der nächsten Umgebung, ohne ihren Eigentümer zu fragen, fertig herbeigeschafft wurde, so war die ganze Ortschaft in wenigen Tagen hergestellt worden. Unmittelbar nach der Lagerung des Königs schickte jeder mann so schnell als möglich seinen Sklaven, wenn er deren hat, in die umliegenden Dörfer oder geht selber, und Pfähle, Zäune und Dächer werden unverzüglich auf den Lagerplatz übergeführt, aufgerichtet und zu einer Ortschaft gruppiert. Dass die so behandelten

Bundesgenossen, die ausserdem noch für die Verpflegung von Menschen und Tieren zu sorgen haben, ihre Freunde und Herrn nicht gerade mit günstigen Augen auf ihrem Gebiete lagern sehen, begreift sich.

Audienz bei Abu Sekkin.

Gleich am Tage nach seiner Ankunft wünschte Nachtigal dem König die Geschenke zu überreichen. Aber sie schienen dem Wirte Nachtigals, dem Fatscha, so reich, dass sein Herr sie den Augen vieler auszusetzen nicht für gut hielt, sondern zu ihrer Empfangnahme eine vertrauliche Zusammenkunft im Abenddunkel anberaumte. Morgens wurde Nachtigal zunächst zur förmlichen Begrüssungsaudienz geladen und vom Fatscha und einem gewissen Dschirgebe, dessen Vater Kanadi in Barths Schilderung des damaligen Bagirmi-Hofes in Massenja mehrfach erwähnt wird, in die Königswohnung geleitet. Dschirgebe fungierte am Hofe als Dolmetscher oder Einführer der nordischen Fremden (Araber, Kanuri) und vermittelte überhaupt die Beziehungen derselben zum Könige, wozu er durch seine Kenntnis der arabischen und Kanuri-Sprache besonders geeignet war. Unter dem weiten Laubdache der Murraja des Residenzplatzes (Fascher) lagerte eine grosse Anzahl von Höflingen und Sklaven, die ihn neugierig anstarrten. Während der Fatscha alsbald zum Könige gegangen war, liess man ihn so lange warten, dass seine Geduld und Selbstbeherrschung auf eine harte Probe gestellt wurden. Als er sich endlich sehr vernehmlich über diese Rücksichtslosigkeit beklagte und Dschirgebe sich wiederholt in das Innere der Königswohnung begeben hatte, um die Audienz zu beschleunigen, wurde er vorgelassen.

Zur Ehre des Tages hatte Nachtigal ausser seiner Tobe Saki Harir, die er wegen der roten Seitenstreifen als Festkleid dem einfacheren Perlhuhn-Gewande vorgezogen hatte, diejenige Fussbekleidung angelegt, die er am Hofe des Scheich Omar trug, und der Barth früher in Massenja den Beinamen „Vater der Drei“ (Ueberschuhe, Hausschuhe und Strümpfe) verdankt hatte. Nachdem er die Ueberschuhe an der Eingangstür des Aussenhofes abgelegt hatte, durchschritten sie diesen und wurden dann in einen zweiten unbedachten Raum geführt, innerhalb dessen eine hohe Einfriedigung von blau und weiss gestreiften Baumwollenzeuge den Privatraum

des Königs einschloss. Doch hier erhob sich eine ernste Schwierigkeit betreffs des üblichen Zeremoniells. Da jeder nur barfuss vor dem Herrscher erscheint, beanstandeten die Beamten unseres Freundes Hausschuhe und das „weisse Kleid, das er über die Füsse gezogen hatte“. Die Leute entwickelten in dieser Schwierigkeit, die ihnen noch nie aufgestossen war, ebensoviel Eigensinn und Hartnäckigkeit, als der Besucher selbst, und seine sehr entschiedene Weigerung, die Füsse zu entblößen, brachte eine nicht geringe Verlegenheit hervor. Nachdem er schon gedroht hatte, umzukehren und auf die Audienz zu verzichten, ohne freilich ernstlich an diesen Ausgang zu denken, kam es nach einer langen Beratung der Höflinge und einer Konsultation des Königs zu einem Kompromiss, demzufolge er vor der Zeugumfriedigung des königlichen Gemaches die Hausschuhe ablegen sollte und in Strümpfen vor dem Herrscher erscheinen durfte. Diese letzteren erregten ein nicht geringes Erstaunen, und unser Freund glaubte kaum, dass irgendeiner der Anwesenden ein solches Kleidungsstück jemals zuvor gesehen hatte.

Innerhalb der Stoffeinfriedigung befand sich ein kleiner, mit reinem Sande belegter, unbedachter Raum, dessen eine Seite von einem Schattendach eingenommen war, das wieder durch Vorhänge abgeschlossen werden konnte. Diese letzteren waren augenblicklich zurückgeschlagen und liessen die Gestalt des Königs auf einer mit bunten Stoffen belegten Bank sehen, ohne dass Nachtigal jedoch Burnus und Litam desselben erlaubt hätten, mehr von seinem Antlitz zu sehen, als einen kleinen Teil schwarzer Nase. Die königliche Würde legt in Bagirmi ihrem Träger grosse Unannehmlichkeiten auf. Unter den schweren Wollstoffen, die kaum den allernötigsten Luftzutritt gestatteten, musste es bei der herrschenden Sommer-temperatur zum Ersticken sein, und einige Sklaven, die mittels roh gearbeiteter Straussenfederfächer und einfacher Giraffenschwänze die Luft zu erneuern bestrebt waren, konnten kaum eine wesentliche Erleichterung bringen. Nachtigal hockte vor dem Schattendache gegenüber dem Könige nieder und hatte hinter und neben sich seine offiziellen Bornu-Begleiter Kiari und Almas. Etwas zur Seite hielten sich der Ngarmane, der oberste Eunuch und der Vorgänger des jetzigen Fatscha, Abd er-Rahman, der, seit längerer Zeit in Ungnade, allmählich wieder zu Ehren zu kommen schien, und in Nachtigals Nähe nahmen ausserdem sein Hauswirt und Dschirgebe Platz. Alle hatten, der Etikette entsprechend, von der abzuweichen

nur unserm Freund und seinen Leuten gestattet war, den Oberkörper bis zum Gürtel entblösst.

Nach den ersten Begrüssungen und Fragen über das gegenseitige Befinden, die in ihrer einförmigen Wiederholung die langweiligen Formeln „Wie geht es Ihnen? Was machen Sie?“ erheblich übertreffen, und bei denen der Sohn Kanadis den Dolmetscher machte, ergriff unser Reisender das Wort und hielt etwa folgende Rede: „Vor fast drei Jahren bin ich von meinem Herrn, einem mächtigen Christenkönige, zum Scheich Omar geschickt worden, weil dieser den Christen stets freundlich gesinnt war. In Kuka hörte ich von Deiner heldenmütigen Verteidigung Massenjas gegen die Kriegsmacht Wadais und reiste noch vor Beendigung der Belagerung nach Kanem und Borku. Vor zwei Monaten von dort zurückgekehrt, vernahm ich, dass Du beim Falle Deiner Hauptstadt mit einer kleinen Zahl Getreuer die feindlichen Reihen durchbrachst und seitdem mit zähem Mute und festem Vertrauen auf Dein Recht den Krieg gegen den Wadai-König und den Usurpator Abd er-Rahman unentwegt fortsetzt. In meinem Vaterlande lieben wir Mut, Standhaftigkeit und kriegerischen Sinn über alles, und ich wünschte vor meiner Rückkehr nach Norden, die mir Gott gewähren möge, Dich, den wackeren Verteidiger Deines Rechtes, zu besuchen, um einen Mann und König zu sehen, wie er zu den Seltenheiten gehört. Ich erbat gleichzeitig vom Scheich Omar — Gott möge ihn segnen! — die Eröffnung des Weges zu Dir durch Logon, und es war recht und billig von ihm, dass er meiner Bitte entsprach, denn Du warst ihm stets ein treuer Nachbar, und seine Mutter war eine Tochter Deines Landes. Seiner Güte verdanke ich es, dass ich Dir jetzt eine Karawane von Pferden, deren Du augenblicklich am meisten benötigt bist, zuführen und Dich zu neuen Heldentaten ausrüsten kann. Du siehst, wer sein Recht nicht fahren lässt und mutig ausharrt, den verlässt auch Gott nicht. Der Allmächtige schenke Dir Sieg über Deine Feinde und verlängere Dein Leben.“

Diese Rede, mit der Nachtigal nicht umhin konnte, selbst sehr zufrieden zu sein, war zu verschiedenen Malen von Beifallsäusserungen begleitet worden, und als er geendet hatte, bemerkten Seine Majestät mit so leiser Stimme, dass unser Freund keinen bestimmten Laut erhaschen konnte — es ziemt einem Bagirmi-König nicht, sich öffentlich lauter Töne zur Aeusserung seines Willens zu bedienen —, dass Nachtigals Worte, die er vernommen und be-

griffen habe, ausgezeichnet gewesen seien, dass er ihn willkommen hiesse, und dass er seines vollständigen Amans sicher sein könne. Es sei höchst merkwürdig, dass ein so fremder Mann, so verschieden von Arabern und Negern, trotz der grossen Entfernung und der Gefährlichkeit der Reise, nur gekommen sei, um ihn zu sehen und zu begrüßen, denn er wisse bereits durch den Brief des Scheich Omar, dass er durchaus nicht gekommen sei, um Geld und Gut zu erwerben. Der König bediente sich der Bagirmi-Sprache (Bagrimma), schien aber das Arabische wenigstens zu verstehen. Darauf ergriff der frühere Fatscha das Wort, um seinen Herrn vor den Reisenden zu verherrlichen und selbst wieder in der Gunst desselben zu steigen. Er gab zu, dass Nachtigals weite Reise, nur um ein Zeugnis seiner Bewunderung für den Mut seines Herrn abzulegen, alle Anerkennung verdiene, aber die aussergewöhnlichen Eigenschaften des letzteren erklärten Nachtigals Schritt vollkommen, denn es sei wohl kaum ein Beispiel von so heroischer Verteidigung einer Stadt und von so kühnem Durchbrechen feindlicher Reihen bekannt, als Mbang Mohammedu geliefert habe. Staunend über die freche Stirn des Redners, der beim Falle Massenjas seinen Herrn im Stiche gelassen und sich zu dem feindlich gesinnten Herrn von Logon zurückgezogen hatte, und der gerade deshalb in Ungnade gefallen war, erhob sich der Reisende, dankte dem Könige für seinen freundlichen Empfang und fügte hinzu, dass, so Gott es gefalle, seine Ankunft eine glückbedeutende für ihn sein möge. Damit endigte die Audienz zu allseitiger Zufriedenheit.

Kaum war die Sonne untergegangen, als Nachtigal zur Ueberreichung seiner Geschenke vor den König geladen wurde; denn dieser hielt es nicht für gut, die kostbaren Sachen den Blicken anderer auszusetzen. Wenn der Herrscher sich jetzt auch nicht so unförmlich verhüllt hatte, so war es unserm Reisenden bei der vorgerückten Stunde doch nicht möglich, viel von seinem Antlitz zu sehen. Es scheint eben eine Pflicht und ein besonderes Vorrecht der Könige von Bagirmi und Logon zu sein, möglichst wenig von Unberechtigten gesehen und durch gewöhnliche Blicke entheiligt zu werden; wenigstens hat unser Landsmann auch später, so oft er in die Nähe des Herrschers kam, niemals so viel von seinen Zügen gesehen, dass er imstande gewesen wäre, ihn bei einer Begegnung im Freien wieder zu erkennen. „Er schien übrigens,“ so erzählt er, „ein stark gebauter Mann von tiefschwarzer Hautfärbung, ent-

schlossenem Gesichtsausdruck und verhältnismässig gut entwickeltem, ergrauendem Barte zu sein und bekundete in dieser Audienz eine tiefe und rauhe Stimme. Indem er mir zutraulich die Hand reichte, hiess er mich nochmals willkommen und erwiderte auf meine Bemerkung, dass ich gekommen sei, um ihm mein Begrüssungsgeschenk zu überreichen, mit ausgesuchter Höflichkeit, wie ich sie in Bagirmi nicht erwartet hätte, dass das beste Geschenk, das ich ihm hätte machen können, meine Ankunft sei. Als ich ihn dann bat, meine Gaben, von denen ich wohl wisse, dass sie nicht auf der Höhe seiner Würde und seines Ruhmes ständen, nachsichtig zu beurteilen und zu bedenken, dass ich schon vor drei Jahren die Heimat verlassen habe, dass seitdem die nordischen Karawanen in Kuka selten gewesen seien, und dass ich ihm gegenüber nicht als Abgesandter meines Königs, sondern als einfache Privatperson angesehen werden müsse, dass ich aber andererseits auch keinerlei materiellen Vorteil zu gewinnen suche, so antwortete er nicht ohne Stolz, dass er nicht Geld und Gut von mir erwarte, sondern dass es an ihm, dem Könige, sein würde, mich zu bereichern.“

Nach dem Austausche dieser Höflichkeiten überreichte Nachtigal seine Geschenke, die in Schiesspulver, Flintenkugeln und Feuersteinen, einem goldgestickten Burnus, zwei Stücken Turbanstoff von der in Bagirmi beliebten Sorte, einem tunesischen Tarbusch und einem Pfund Gewürznelken bestanden. Als auch Nachtigals amtliche Begleiter der Sitte gemäss ihre Gaben zu des Königs Füssen niedergelegt hatten, endigte diese zweite Audienz zu nicht minder grosser Befriedigung als die erste.

Auch sonst schien das Glück unserm Reisenden günstig zu sein. Sah es doch aus, als ob die Hoffnungen sich verwirklichen sollten, die im ganzen Lager an seine Ankunft geknüpft wurden. Schon am Abend des ersten Tages lief die Nachricht von einem Siege der Leute Abu Sekkins über eine Truppenabteilung Abd er-Rahmans ein. Flintensalven, Musik und Tanz ertönten die ganze Nacht, und für den folgenden Morgen wurde eine Festparade angesagt, die freilich unserm Freunde seinen zwar etwas beschädigten, aber doch einzigen Burnus kostete. In der Frühe erschien nämlich ein Eunuch des Königs bei ihm, um diesen Burnus für seinen Herrn zum Gebrauch bei der Parade zu entlehnen, woraus dann notwendig die Weigerung des Besitzers erfolgte, sein Garderobestück wieder anzunehmen, nachdem es einmal die königlichen Schultern bedeckt hatte. Das Schau-

spiel des Truppenaufzugs entschädigte ihn jedoch hinlänglich für den Verlust. Schon am frühen Morgen stieg alles zu Pferde und versammelte sich in einer benachbarten Ebene, die mit der allmählichen Ordnung der Scharen nach Stämmen und Abteilungen ein ausserordentlich lebendiges und hochinteressantes Stück charakteristischen afrikanischen Lebens zeigte. In der Mitte des weiten Platzes hielt sich die Gruppe des Königs, der auf einem vortrefflichen, mit Decke versehenen Rappen sass und in den Burnus seines christlichen Gastes so gewickelt war, dass die Kapuze samt dem Litam wieder sein Antlitz verhüllte. Auf jeder seiner Seiten trug ein Sklave mühsam an langer Stange einen mächtigen Sonnenschirm von purpurroter Seide mit einem in Handbreite herabfallenden grünseidenen und gefransten Rande. Vor ihm aber hielten sich die zwölf Träger der königlichen Straussenfederinsignien, die von den Leuten unter wiegenden Körperbewegungen geschwungen wurden. Diese wichtigen Embleme der Könige Ostsudans werden an kurzer Stange getragen und bestehen in Bagirmi aus einer mit rotem Stoffe überzogenen Scheibe von der ungefähren Form einer halben Ellipse, deren bogenförmiger Rand mit einer Reihe schwarzer Straussenfedern geziert ist. Sie werden „Risch“ genannt; ihre Zahl bei den verschiedenen Königen richtet sich durchaus nicht nach den augenblicklichen Machtverhältnissen, sondern scheint auf historische Berechtigungen zurückgeführt zu werden; so führt der Wadaikönig drei, der Herrscher von Sulla neun.

Zur Seite und hinter Abu Sekkin hielten sich seine Reiter und Fusssoldaten, fast sämtlich Sklaven. Der Reiter waren etwa 50, mit mehr oder weniger vollständigem Wattenpanzer für Mann und Pferd, während das einige hundert Mann zählende Fussvolk zum geringeren Teile mit Flinten, zum grösseren mit Wurfeisen, Lanzen, Speeren, hier und da auch mit Schilden bewaffnet war. Auf diese Königsgruppe sprengten von allen Seiten, waffenschwingend, die Würdenträger mit den von ihnen befehligten Kriegern zu, sowie die heidnischen Häuptlinge mit ihrem Gefolge. Alle diese einzelnen Trupps der Bagirmisoldaten bestanden jedoch höchstens in 30 Reitern und 80 Fussgängern oder einer noch geringeren Zahl, so dass sich bei dem Anblicke der Kriegsmacht des entthronten Königs nicht begreifen liess, was hier den verhältnismässig so zahlreichen Heidenstämmen ein solches Gefühl der Abhängigkeit und Furcht einflösste. Natürlich fesselten diese vor allem die Aufmerksamkeit des Zu-

schauers. Da sah man die Leute von den Stämmen der Somrai und Gaberi, ähnlich in Waffen und Pferden, dort den Häuptling Phong von Ndamn an der Spitze seines Kontingents, weiterhin eine Abteilung der Bua von Korbol, die östlich vom Schari, weiter stromaufwärts, ihren Sitz haben, endlich als zahlreichste Schar die verschiedenen Abteilungen der Sara mit ihren voneinander unabhängigen Häuptlingen. Das gesamte Kriegsvolk im Bereiche der Ebene mochte sich auf 1000 bis 1500 Mann belaufen. Als fast unentbehrliche Waffe erschien das Hand- oder Wurfeisen, von dem viele bis zu fünf Exemplare in Fellscheiden führten, deren Behaarung nach aussen gekehrt war. Nicht so zahlreich sah man die Speere und Lanzen vertreten, obgleich alle solche besitzen, und noch weniger verbreitet waren die Dolchmesser, die an sich sehr geschätzt sind, deren Herstellung aber unter jenen Stämmen noch keinen hohen Grad der Vervollkommnung erreicht hat. Manche dieser Messer stammen offenbar aus den mohammedanischen Sudanstaaten, aber es gibt auch viele eigener Fabrikation, die meist eine in der Länge zwischen 10 und 20 cm wechselnde, oben breite, aber sich schnell verjüngende Klinge und stets eine ziemlich roh aus Krokodilhaut gearbeitete Scheide haben. Der Endteil dieser Scheide besteht aus einem Geflecht von Fellstreifen, an dem zu beiden Seiten breite, flügelförmige Lederfortsätze angebracht sind. Das Eisen der Klinge geht in den Griff über, der in ovaler, einigermaßen künstlerisch verzierter Platte endigt, und zum grössten Teil ebenfalls mit Krokodilhaut umgeben ist. Getragen wird diese Waffe meist oberhalb des Ellenbogen- und Handgelenks an einem Bande, das durch eine am oberen Teil der Scheide befindliche Schlinge gezogen wird. Die Schilde und ärmellosen Jacken sind bei Gelegenheit der Einholung schon erwähnt. Eigentümliche, sehr unentwickelte und unwirksame Wurfgeschosse werden von einzelnen Abteilungen in bastgeflochtenen Körben mitgeführt. Man könnte sie für Pfeile halten, wenn ein Bogen dabei wäre, es sind aber einhalb Meter lange Handgeschosse aus starkem Rohr, die an dem einen Ende nach Art einer Schreibfeder zugespitzt und nach dem andern mit einem spindelförmigen Tonklumpen beschwert sind, der das Rohr umfängt.

Der allerwunderlichste Aufputz machte aus den heidnischen Kriegern, besonders den Anführern, wiederum höchst groteske Erscheinungen und verlieh dem ganzen Bilde einen unnachahmlich bunten und malerischen Charakter. Sobald jeder Häuptling mit seinem

Gefolge im Galopp vor dem König aufgeritten war, manövierten die heidnischen Krieger und führten Scheinkämpfe auf, die an Getöse und origineller Wildheit nichts zu wünschen übrig liessen. Dabei bearbeitete hier jemand mit tollem Eifer eine landesübliche Trommel, während dort einer in das nationale Horn stiess, andere mit lautem Geklirr oder dumpfem Schall ihre Waffen und Schilde zusammenschlugen und alle sich in unentwirrbarem Gewimmel durcheinanderschoben. Bald forderten sie unter Kriegsgeheul und phantastischem Schwingen der Waffen, hüpfend und tanzend, den scheinbaren Feind heraus, bald stürzten sie springend und laufend sich auf denselben, und es kam zum wilden Handgemenge, bald wieder wendete sich eine Partie in rasendem Laufe zur Flucht, wobei mancher stürzte und unter die Füsse der anderen geriet. Auch manche zugereiste fremdartige Erscheinungen aus entfernten Ländern waren in dem Getümmel zu bemerken, das erst nach einer Reihe von Stunden sein Ende erreichte. Um Mittag aber war wieder alles im Quartier.

Man befand sich damals auf dem Gebiete der Gaberi, wo der König erst vor kurzem angelangt war. Hier konnten sich die Reisenden und deren Tiere reichlich erholen von der Anstrengung und dem Hunger des Weges. Die Gegend war noch nicht ausgebeutet und reich an Bodenfrüchten. Allwöchentlich ein- oder zweimal versammelte ein Signal mit der üblichen langen Holz- oder Metallposaune vor Tagesanbruch die Nahrungsbedürftigen, die unter Anführung einiger Panzerreiter an eine der zahlreichen Quellen dieser getreidegesegneten Landschaft geführt wurden und mit Sorghum beladen nach Hause zurückkehrten. Halb gab man es, halb nahm man es, doch von Tag zu Tag waltete die Gewalt mehr vor. Auch Nachtigal musste auf diese räuberische Weise seinen Lebensunterhalt beziehen, denn die Leichtigkeit dieser Beschaffung liess nichts auf den Markt kommen.

Ausser dem Sorghum und den fetten Zwergziegen gab es freilich nicht viel. Besonders empfindlich für Fremde ist der Mangel an Salz und Gewürz. Am ganzen Schari ist das Salz spärlich vertreten, je weiter man in die Heidenländer dringt, desto seltener und kostbarer wird es. Zwar gewinnt man es überall aus Pflanzenasche, doch in spärlicher Menge, schlechter Beschaffenheit und teuer. Diese reizlose Kost erschläfft die Verdauungswerkzeuge der Fremden schnell und erzeugt erschöpfende Krankheitszustände. Es kam bald eine Zeit, wo unser Reisender eine Hand voll Bilmasalz, die er sich

von seinem Reisevorrat aufbewahrt hatte, als einen kostbaren Schatz hütete, von dem er täglich ein bis zwei Fingerspitzen voll genoss.

Zur Hilfeleistung in der gewöhnlichen Hausarbeit hatte der König Nachtigal zwei Arbeitssklavinnen überlassen. Obwohl er sie nötig brauchte, machte es ihm doch Freude, dass sie die Gelegenheit zum Entfliehen benutzten und sich dabei nicht durch die schweren eisernen Ketten hindern liessen, mit denen sie aneinander gefesselt waren. An eigentlichem Umgang fehlte es ihm im Lager. Unter den mohammedanischen Bagirmi waren zwar Leute genug, die ihm einigermassen Aufklärung über die Topographie und Geschichte ihres Landes, über die Zusammensetzung, Sprache und Sitten der Bevölkerung zu geben vermochten und dies auch gern taten; aber zur Unterhaltung freundschaftlicher Beziehungen waren sie durchgängig zu roh und unwissend, zu ausschliesslich auf Krieg und Kriegsbeute gerichtet, die Würdenträger nicht ausgenommen. Alle schienen von den Kulturgaben des Islam nur die Kleidung angenommen zu haben. Bei den heidnischen Stämmen aber wurde ihm der Anschluss durch ein steigendes Misstrauen erschwert. Seine helle Haut, sein dichter Bart, sein beständiges Schreiben, das schon den ungebildeten Bagirmi rätselhaft und bedenklich erschien, verbreiteten unter den Heiden die allernüchternsten Gerüchte über seine Person. Bald war allgemein die Meinung verbreitet, dass die weissen Zauberer alle Schwarzen als Sklaven kauften, weniger aber zur Arbeit, als zur Befriedigung ihres Appetites, oder um Stoffe mit ihrem Blute rot zu färben, oder — Seife aus ihrem Gehirn zu kochen. Bei solchen Vorstellungen musste es dem Verdächtigten schwer werden, Freunde unter den Leuten zu gewinnen, die sich überhaupt nicht sicher und behaglich im Lager fühlten und hier nur als Geiseln und Bürgen weilten für die Treue ihres Stammes. Gleichwohl hat er durch Beobachtung und von den Zugänglicheren doch viele Aufschlüsse über ihre Verhältnisse erhalten. Manche, wie die Sara und die Ndam, stehen in altbegründeter Beziehung zu den Bagirmikönigen und waren daher auch in ihrem Kommen und Gehen freier. Andere, z. B. die Somrai, hatten erst von neuem so gebändigt werden müssen, dass ihre Vertretung im Lager für gewöhnlich nicht mehr nötig war. Weniger sicher waren die Gaberi des benachbarten Mode, denen die Fourageexpeditionen der Königsleute keineswegs zusagten. Ihre Brüder von Broto, auf deren Gebiet das Lager sich befand, hatten sich bei der Annäherung des Königs vollständig aus dem Staube



Die Reiter Mbang's.

gemacht und erst durch gütliches Zureden wieder bewegen lassen, wenigstens teilweise in ihr Gebiet wieder zurückzukehren. Die zahlreich vertretenen Bua gehörten dagegen zu den bewährten Bundesgenossen Abu Sekkins und stehen auf einer höheren Bildungsstufe. Sie tragen wirkliche Toben, reiten aufgezäumte Pferde und sind prächtige Gestalten mit offenem Blick und selbstbewusstem Wesen.

Zu den angenehmsten Erholungen Nachtigals während dieses Lagerlebens gehörten abendliche Spazierritte in die Weiler der näheren Umgegend von Mode und zu den zerstreuten Gehöften von Broto im nahen Walde. Seit die erste Furcht nach der Ankunft des Königs geschwunden war, nahm hier allgemach die Bevölkerung wieder zu, und bald waren die reizend im Schatten der Bäume gelegenen Wohnstätten wieder der Schauplatz regsten Lebens. Auf den Feldern wurde die Arbeit von neuem in Angriff genommen. Zur Vorbereitung des Bodens für die Aussaat lockerte man denselben mit einer recht brauchbaren Hacke, deren herzförmiges Eisen mit zwei symmetrisch angebrachten ovalen Fenstern versehen ist. Alle schienen freilich ein solches Instrument nicht zu besitzen, da sich viele zu dem Zwecke eines nur wenige Zentimeter breiten, geschärften Eisens bedienen, das am Ende eines starken Stieles befestigt war, ohne von der Achse desselben abzuweichen. Oder sie gebrauchten gar den Stiel nur allein, den man dann aus hartem Holz verfertigt und am Ende in der Breite seines Durchmessers scharf zuschmiedet. Die Gehöfte sind sauber eingefriedigt und zwar so, dass jeder zudringliche Einblick in das Innere des Hofes verhindert ist. Ueberall zwischen den menschlichen Wohnungen grasten die flotten, kleinen Ziegen, waren Frauen mit der Vorarbeit für die Merissabereitung beschäftigt, oder zerstampften das Korn in Holzmörsern zu Mehl, das dann durch zylinderförmige, lose geflochtene Körbe gesiebt wurde. Ringsumher trieben die hübschen Kinder ihre Spiele, und im Schatten der Bäume lagerten die Männer und plauderten oder rauchten Tabak aus langen Pfeifenröhren mit Köpfen, die aus schwarzem Ton gebrannt und den türkischen nicht unähnlich sind. Hier und da war auch wohl jemand beschäftigt, mit einem sonderbaren Instrument kleinere Gerätschaften aus Holz zu verfertigen. Nach Art des Stemmeisens besteht dasselbe aus einer zugeschärften Eisenplatte, und seine Handhabung ist unbequem durch den überaus dünnen, schraubenförmig gewundenen Griff. Die Schneide ist so scharf, dass es auch zum Rasieren dienen

soll, soweit dies z. B. in der Stirngegend gebräuchlich ist. Beschäftigt sich aber jeder so nach Lust und Bedarf, so lauschten doch alle mit ersichtlichem Vergnügen den Tönen einer vierseitigen Mandoline aus Holz oder Kürbisschale, die der Spieler mit melancholischem, nicht unmelodischem Gesange begleitete. Kurz, es war hier bei diesen Heiden ein wohlthuendes Bild einfachen Lebensgenusses und stillen Familienglücks zu sehen in wohlthuendem Gegensatz zu dem lauten und oft wüsten Treiben des Kriegslagers.

Auf der Menschenjagd mit Abu Sekkins Scharen.

Wenn Gustav Nachtigal die Forschungsergebnisse seiner Vorgänger so glücklich ergänzen und erweitern konnte, so verdankt er dies nicht nur seiner vorzüglichen Beobachtungsgabe und seinen vielseitigen Interessen, die teilweise auch auf anderem Gebiete lagen, als die seiner Vorgänger, sondern vor allem auch, dass er jede Gelegenheit benutzte, um den Schleier des Geheimnisses, der sich über die von ihm bereisten Gegenden breitete, zu lüften. Trotz seines tiefen Abscheus gegen den Sklavenhandel und die Greuel der Sklavenjagden nahm er deshalb im Interesse der Wissenschaft als Zuschauer an jenen Menschenjagden in den schier unerschöpflichen Sklavenreservoirs im Gebiet des mittleren Schari und Logone teil.

Ja, Nachtigal wurde sogar von Abu Sekkin zu Rate gezogen, als dieser gegen die Bewohner von Kimre kriegerische Massregeln zu ergreifen sich anschickte, denn die Bewohner von Kimre in der nächsten Nähe von Broto hatten sich auf die sichere Höhe ihrer Baumwollbäume geflüchtet. Sie liessen sich weder durch Bitten und Drohungen bewegen, dem Bagirmifürsten sich zu unterwerfen. Daher wurde ein Angriffsplan gegen sie entworfen, dessen Ausführung Nachtigal mit ansehen musste.

Es war eine Stunde nach Mitternacht, als eine der langen Posaunen die Beutelustigen vor dem Lager versammelte. Der Marsch führte anfangs durch die Ackerfelder von Broto, dann über eine baumlose Ebene, weiterhin durch Buschwald und Getreidefelder zu der natürlichen Festung der Verfolgten, dem Baumwald. Die Ankunft des Zuges blieb, wie aufsteigende Rauchwolken bewiesen, den Kimre nicht verborgen. Der Fatscha musterte nun zunächst sein Kriegsvolk und zählte neben sechzig, zum Teil mit Wattenpanzern

ausgerüsteten Reitern 400 Fusskämpfer, deren Bewaffnung in Lanzen und Handeisen, zum Teil auch in Schilden bestand. Eine gleiche Anzahl von Heiden ohne alle Reiterei begleitete den Zug. Der Fatscha liess halten, ergriff einen etwa 30 cm langen, mit dunklem Tuch überzogenen Stab, gleichsam einen Marschallstab, empfing aus der Hand eines Sklaven ein fächerähnliches, ebenfalls in einem Tuchbehälter aufbewahrtes Sinnbild und sprengte, nachdem er das letztere entfaltet hatte, unter begeistertem Schwenken desselben vor der Menge auf und ab. Nach dieser, eine begeisternde Ansprache ersetzenden Förmlichkeit, deren Ursprung ihm weder der Fatscha noch irgendein anderer erklären wollte oder konnte, und nachdem die Sinnbilder wieder in ihrem Behälter einem Sklaven zur Aufbewahrung übergeben worden waren, setzten sich die Haufen in Bewegung und betraten den Wald.

Auf den Lichtungen befanden sich ebenfalls Ackerfelder, und reizend lagen im Schatten der prachtvollen Bäume weithin zerstreut die verlassenen Wohnstätten der Leute. Wo dieselben nicht bereits der Zerstörung anheimgefallen waren — die Bewohner hatten bereits vor Wochen ihre erhabenen Kriegswohnungen bezogen — entrollten sich die lieblichsten landschaftlichen Bilder durch die einfache Zierlichkeit der Stroh- und Lehmbauten, die grasige Frische der nächsten Umgebung, die Kraft und Fülle der Waldbäume und die lauschige Heimlichkeit der Plätze, zu denen sich hier und da die Strahlen der aufsteigenden Morgensonne stahlen.

Bald kam der Zug auch in Sicht derer, die sie verfolgten und die scheinbar mit grosser Gemütsruhe dem Anrücken des grausamen Erbfeindes aus sicherer Höhe zuschauten. Ueber alle Bäume empor ragte der Baumwollenbaum, der dort ausschliesslich zum Aufenthalt in den Zeiten der Gefahr gewählt zu werden scheint. Seine Höhe, der kerzengerade Wuchs seines hartholzigen Stammes, die quirlförmige Anordnung der Aeste in mehreren Stockwerken und ihre fast wagerechte Richtung lassen den Baum besonders geeignet zu solchen Zwecken erscheinen. Das unterste Stockwerk, als noch allzu sehr im Bereiche der Angreifer, wird meistens unbenutzt gelassen. In dem nächst höheren werden möglichst wagerechte, benachbarte Aeste durch darüber gelegte Stangen zu einer Plattform vereinigt, auf der ein solides, dickes Strohgeflecht befestigt und darauf der Hausstand errichtet wird. Dieser besteht gewöhnlich aus einer kleinen Hütte, die auch Getreidevorräte, Wasserkrüge und

Hausgerätschaften (z. B. die Holzmörser zur Mehlbereitung) enthält und selbst Haustiere, Ziegen, Hunde und Hühner werden mit hinaufgenommen. Oberhalb dieser Abteilung wird häufig am Stamm selbst aus starkem Geflecht von Zweigen und Stroh ein Korb nach Art eines Mastkorbes angebracht, der eine oder zwei Personen fassen kann, und in dem der grösste Teil des Waffenvorrates der auf dem Baume befindlichen Leute aufbewahrt wird. Der oder die Hauptkrieger des Baumes befinden sich in diesem Behälter, dessen Seitenwandung etwa ein Meter hoch ist, schleudern von dort aus die Wurfgeschosse aus Rohr und halten Lanzen und Handeisen bereit für den Fall, dass es den Angreifern gelingen sollte, das unterste Stockwerk zu erklimmen. Je nach Umfang und Höhe der Bäume wohnen ein oder mehrere Familien auf denselben. Während der Nacht, in der kein Angriff zu befürchten ist, steigen die Bewohner nach Bedürfnis herab, um ihre Vorräte an Wasser und Getreide, das in versteckten Gruben verborgen gehalten wird, zu erneuern. Zum Hinauf- und Herabsteigen dienen überaus einfache Leitern aus dünnen Baumstämmchen, Schlinggewächsen und Pflanzenfaserstricken.

Von einem ordnungsmässigen Angriff, einem gemeinsamen Handeln der Angreifer ist nicht die Rede. Sobald sie den bewohnten Bäumen gegenüberstanden, begnügten sich die meisten damit, ihre Speere und Lanzen drohend zu schwingen und sich vorsichtig durch Schilde zu decken, in deren Ermangelung auch Stücke von Strohgeflecht aus den halbzerstörten Hütten oder stärkere Matten benutzt wurden. Andere zerstreuten sich im Walde, in der Hoffnung, eine vergessene Ziege, einen Hund oder ein paar Hühner zu finden, auf eine Getreidegrube zu stossen oder gar ein armes Menschenkind zu entdecken, das von seinem Baume herabgestiegen und, vom Ueberfalle überrascht, vielleicht den Zufluchtsort nicht hatte erreichen können. Die Bagirmi sowohl wie ihre heidnischen Bundesgenossen waren der Lage der Dinge gegenüber ratlos. Hunderte von bewaffneten Männern umstanden die einzelnen Zufluchtsstätten, mit Worten und Gebärden drohend, doch ohne Mut, einen Angriff zu wagen, denn die ersten Ersteiger eines Baumes mussten, so lange bewaffnete Verteidiger desselben vorhanden waren, als verloren angesehen werden. Die Bäume zu fällen, fehlten die Werkzeuge, und die gewöhnlichen Waffen reichten nicht bis zur Höhe der Belagerten. Freilich verfügten der König und der Fatscha über eine Anzahl flintenbewaffneter Sklaven, doch keiner derselben war imstande, eine



Beratung vor dem Zelte.



Eine Elite-Eskorte.

Flinte anzulegen, zu zielen und zu treffen. Die Mordwaffe möglichst weit vom Körper entfernt haltend, sobald sie zu feuern beabsichtigten, konnten dieselben höchstens das Leben ihrer eigenen Genossen in Gefahr bringen. Am ehesten schien es den Belagerern noch gelingen zu können, die Strohkonstruktionen der Flüchtlinge durch Feuer zu zerstören, die Verteidiger dadurch höher in die Bäume hinaufzutreiben und diese so allmählich zu erobern. Wo hinlängliche Deckung es erlaubte, einigermassen gefahrlos das unterste Stockwerk eines bewohnten Baumes zu ersteigen, versuchte man auch mittels angezündeten Strohbündel, die an langen Stangen befestigt waren, Hütte und „Mastkorb“ in Brand zu stecken, doch selten gelang es, und wenn Stroh und Holz wirklich einmal Feuer gefangen hatten, so löschten die Belagerten ohne Schwierigkeit dasselbe mit ihrem Wasservorrat.

Schon begann Nachtigal über das Schicksal der armen Gegner beruhigt zu werden, als zu seinem Schmerze sich durch seine eigenen Leute das Blatt wenden zu wollen schien. Almas und Hammu beteiligten sich an dem Kampf, der für sie freilich nur ein Jagdvergnügen war, das weder die Gefahren und Anstrengungen anderer Jagden mit sich brachte, noch bei der Stetigkeit der Ziele grosse Geschicklichkeit erforderte. Seine Empörung über diese feige Unmenschlichkeit machte keinen Eindruck auf die beiden Fanatiker; sein Ansehen fand hier seine Grenzen, denn es handelte sich für jene um eine religiöse Berechtigung, über die zu urteilen der Christ nicht befugt war. Sie hatten auch nicht das geringste Bedauern, diese „verfluchten Heiden“ wie Perlhühner zu erlegen, hatten dieselben doch ihre Unterwerfung unter einen mohammedanischen König und die Gesetze des Islam verweigert! Wenn nicht glücklicherweise Almas ein nur mittelmässiger und Hammu ein sehr ungeschickter Schütze gewesen wären, und wenn nicht beide ihre Munition früh verbraucht hätten, so würden viele der unglücklichen Kimreute an diesem Tage ihr allzu grosses Vertrauen in die Baumwollenbäume mit dem Leben bezahlt haben.

Unser Landsmann war Augenzeuge der ersten Opfer des Tages. Von der Höhe eines Mastkorbes schleuderte der hochgewachsene junge Vorkämpfer eines von mehreren Familien bewohnten Baumes seine harmlosen Rohrgeschosse, sich durch den Schild oder die Brustwehr des Korbes möglichst deckend. Zuweilen richtete er sich zu seiner ganzen Höhe auf, ballte zornig die Faust gegen seine Ver-

folger und rief ihnen Worte des Hohnes und der Verachtung entgegen, die von ermunternden Zurufen der Frauen und der nächsten Umgebung begleitet wurden. In einem solchen Augenblicke brach er, von einer Kugel Almas getroffen, lautlos zusammen. Bald darauf wurde ein zweiter Verteidiger des Baumes, der sich weiter oben auf einem Seitenaste befand, zum Tode getroffen, klammerte sich krampfhaft für einige Sekunden an die Zweige und stürzte dann wie eine tote Masse von der Höhe hinab. Eine scheussliche Szene entspann sich. Die Belagerer fielen über den Leichnam her, und im Nu war derselbe mit den Handeisen zerhackt und zerfetzt. Und die Wütendsten hierbei waren nicht die Bagirmi, sondern ihre heidnischen Bundesgenossen, gewissermassen die Stammesangehörigen des Opfers, die sich bei einer anderen Gelegenheit desselben Schicksals versehen mussten. Ein dritter, der letzte erwachsene Mann auf dem Baume, wurde durch einen Schuss verwundet, stieg mit seinen Angehörigen unter Aufwendung seiner letzten Kräfte zum Wipfel empor und klammerte sich dort schweigend an, während sein Blut in langen Linien die graue Rinde des Stammes herabrieselte. Da endlich wagten die feigen Verfolger den Baum zu erklimmen. Bald wurden die Ziegen, Hunde und Hühner herabgereicht oder herabgeworfen, der Tote und der Verwundete in die Tiefe geschleudert und den untenstehenden Genossen zu bestialischer Zerfleischung überantwortet, und die Frauen und Kinder nebst einem Greise allmählich herabgezerrt. Kein Schrei, keine Klage kam über die Lippen der Ueberlebenden, in verzweiflungsvoller Ergebenheit liessen sie sich mit Stricken aneinander binden, um mit dem Schmerze über den Tod der ihrigen und den Verlust ihrer Heimat den Weg in die Sklaverei zu wandeln.

Ein einziger Baum wurde ohne Beihilfe der Feuerwaffen allmählich erstiegen und so gewissermassen erobert; doch befand sich auf demselben nur ein rüstiger Kämpfer, und dieser war wohl durch den Anblick der eben beschriebenen Katastrophe des benachbarten Baumes entmutigt. Nachdem es gelungen war, seine Hütte in Brand zu stecken, zog er sich in eine grössere Höhe zurück und wurde hier von einigen mit Lanzen angegriffen, während andere sich der hier und dort in den Verzweigungen versteckten Frauen und Kinder bemächtigten. Sobald jener verwundet herabgeworfen war und durch den Sturz aus der Höhe oder unter den Handeisen der Belagerer sein Leben ausgehaucht hatte, flohen zwei vierzehn- oder fünfzehn-

jährige Knaben in die äussersten Wipfel und Zweige des Baumes und stürzten sich, als sie von ihren Verfolgern fast erreicht waren, mit verzweifelterm Heldenmut in die Tiefe. Kaum hatte unser menschenfreundliche Landsmann vor dem grässlichen Anblick, der ihm das Herz zusammenschnürte, unwillkürlich für einen Augenblick die Augen geschlossen, als er beim Wiederaufblick anstatt menschlicher Leichname nur formlose Massen erblickte; in wenigen Minuten hatten die Bagirmileute ihre Opfer der Köpfe beraubt, ihnen die Eingeweide herausgerissen, sie zerstückelt und zerhackt.

Endlich wurde der Baum entdeckt, der dem Häuptling von Kimre als Zuflucht diente. In einem unteren Stockwerk befand sich dicht gedrängt das Kleinvieh, das neugierig und harmlos über den Rand der Plattform herabschaute. Der Hauptverteidiger hielt von seinem Korbe aus mit grosser Geschicklichkeit die Anzündungsversuche der Feinde ab, und bewunderungswürdig war die Umsicht, mit der er das weitere Vordrängen der Feinde hinderte, als sie bereits das unterste Stockwerk erstiegen hatten. Der Häuptling selbst sass mit zwei Frauen und vier Kindern in der Teilungsstelle dreier mächtiger Aeste und schleuderte von dort seine unzulänglichen Handpfeile. Der geringe Vorrat der Bagirmi an Pulver und Blei wurde gegen diesen Baum erschöpft, doch glücklicherweise ohne wesentlichen Erfolg, so wenig gedeckt auch der Häuptling und die Seinen waren. Als es gelungen war, den jüngeren Krieger zu verwunden und zum Rückzug in die oberen Aeste zu zwingen, suchten auch die Bagirmi höher zu steigen, doch der Häuptling verlor keinen Augenblick seine Kaltblütigkeit und suchte die Position, so verzweifelt dieselbe ihm auch erscheinen musste, zu halten. Ohne jede Deckung dem Gewehrfeuer ausgesetzt, wurden die Frauen und Kinder nach oben geschafft, was nicht leicht war bei dem zarten Alter der letzteren, von denen jedes einzelne von der Mutter hinaufgetragen werden musste, während der tapfere Mann zu Lanze und Wurfeisen griff und die Verfolger in Schranken hielt. Sein und der Seinigen Schicksal wäre auf die Dauer wohl kaum zweifelhaft gewesen, wenn der Schiessvorrat der Belagerer länger vorgehalten hätte. Doch mit den Handwaffen allein den Baum zu erobern, hätte, obgleich derselbe nur von einem Mann verteidigt wurde, eine Opferwilligkeit der vordersten Angreifer erfordert, die durch die Aussicht auf die bescheidene Beute einer Ziege, eines Hundes oder eines kleinen Kindes nicht erzeugt werden

kann. So war zu Nachtigals grosser Genugtuung der Häuptling und seine Familie gerettet.

Die Bagirmi hatten in der letzten Zeit nicht viel Glück auf solchen Raubzügen gehabt und waren mit dem diesmaligen Ausgange so zufrieden, dass sie gegen Mittag die Jagd aufgaben. Die meisten Baumfestungen blieben unangegriffen, und am Abend waren sie wieder in Broto. Nachtigal selbst hatte durch sein Betragen bei den Bagirmi nicht gewonnen, sondern im Gegenteil ihre an seine Beihilfe geknüpften Hoffnungen arg enttäuscht. Seinen Hinterladerkarabiner auf dem Rücken, weigerte er sich sowohl selbst zu schiessen, als andere mit demselben schiessen zu lassen, und in seiner tiefen Verstimmung suchte er seinen Ekel an der feigen Grausamkeit seiner Begleiter nicht zu verbergen und führte in Anbetracht seiner schutzlosen Lage bedenklich unkluge Reden.

Leider musste er später hören, dass seine Friedfertigkeit bei den Verfolgten nicht die gehörige Anerkennung gefunden hatte. Dieselben waren im Gegenteil geneigt gewesen, in dem harmlosen Fernrohr, das er auf ihre Baumwohnungen richtete, obgleich sie keine materiellen Wirkungen des Instrumentes verzeichnen konnten, eine nicht unwesentliche Beihilfe zu sehen.

Der Erfolg des Tages bestand übrigens nur in einem halben Hundert Sklaven, nicht aber in der Unterwerfung der Leute von Kimre, die ihren schönen Wald verliessen und sich in ein südöstliches Nachbardorf, das durch einen Erdwall geschützt war, zurückzogen.

Auch die nächsten Wochen wurden durch ähnliche Raubzüge ausgefüllt. Das Land wurde ringsumher verwüstet und ausgesogen. Mord und Totschlag waren an der Tagesordnung. Schliesslich kam sogar das Lager in eine sehr traurige Lage. Zuletzt wandte sich sogar Abu Sekkin an den christlichen Gast um Rat. Offen antwortete ihm dieser: „Fürsten und Menschen ohne ‚Aman‘ (Treue und Glauben) segnet der allmächtige Gott nicht, und als Christ kann ich mich nur in ehrliche Angelegenheiten mischen; du wirst also sehen müssen, wie du zurecht kommst, mich selbst wird Gott schon zur rechten Stunde aus so treuloser Gesellschaft erretten!“ Derartige kühne Worte machten gar keinen Eindruck auf den kühnen Herrscher, dessen Lage immer haltloser wurde. Endlich sah dies auch der übermütige Abu Sekkin ein. Der Abzug nach Osten wurde beschlossen und am 29. Mai angetreten. Aber bereits am 30. Mai machte der Zug Halt. Nachtigal erfuhr, dass man nur deshalb den Marsch unter-



Halt in Tille.

breche, um am nächsten Tage das Dorf Koli zu überfallen, da die Bewohner dieses Ortes schon früher dem Vater Abu Sekkins sowie ihm selber erfolgreich Widerstand geleistet und auch jetzt kein Zeichen der Unterwerfung gesendet hatten.

Auf dem Schlachtfeld von Koli.

Niemals zeigten die Mordgesellen des Königs Abu Sekkin einen grösseren Eifer, als wenn es zum Raub- und Plünderzuge ging. „Nach einer höchst ungemütlichen, schlaflosen Nacht“, — so lauten die Enthüllungen unseres Landsmannes über die Vorgänge, deren halb unfreiwilliger Zeuge er war — „sassen wir lange vor Tagesanbruch wieder auf und betraten mit Sonnenaufgang einen lichten Wald mit hochstämmigen und laubreichen Bäumen, unter denen aber der Baumwollbaum fehlte. Im Schatten zerstreut lagen die Wohnstätten der Eingeborenen, und auf den Lichtungen hier und da die Ackerfelder. Die Behausungen waren grösstenteils kürzlich durch Feuer zerstört worden, oder brannten noch; von den Bewohnern war anfänglich nichts zu sehen. Die Leute zerstreuten sich beim Anblick der Wohnplätze, um auf etwa zurückgelassene Haustiere oder anderes Besitztum zu fahnden, und ich selbst ritt in trüben Gedanken über diesen Schauplatz der Zerstörung, der einen schneidenden Gegensatz bildete zu der üppigen Schönheit der Natur und zu der Pracht der klar am Himmel aufsteigenden Sonne. Plötzlich wurde ich durch einige der Handgeschosse aus Rohr, von denen eines mein Gewand zerriss, aus meinem trüben Sinnen aufgestört. Ich blickte um mich und sah vor mir eine weite Lichtung, auf deren Rande Abu Sekkin und der Fatscha, umgeben von unserer Reiterei, Halt gemacht hatten, und in deren Mitte sich die von uns bedrohten Leute von Koli befanden.

Seitlich gingen hier und da Hütten in Flammen auf, oder Rauchwolken erhoben sich von den niedergebrannten Resten derselben. Vor mir sah ich einen breiten, nur anderthalb Meter hohen Lehmwall, der an dem mir zunächst gelegenen Punkte einen rechten Winkel bildete; jenseits desselben lagen wieder einige Hütten, und die Mitte des Gesichtsfeldes war von einem dichten Hain eingenommen. Mit Ausnahme der brennenden Hütten und jener vereinzelter Wurf Pfeile machte alles den Eindruck tiefsten Friedens. Auf dem Walle sassen viele Eingeborene, das Wurfeisen nachlässig auf der Schulter, und

begrüssten sich hier und da mit Leuten aus unserem Gefolge, mit denen sie eines Ursprungs sein mochten. Im Innern der Umschliessung grasten scheckige Pferdchen, lagen Männer plaudernd im Grase oder wandelten andere, ihre Waffen in der Hand, scheinbar in der grössten Gemütsruhe auf und ab; nur Frauen und Kinder suchte das Auge vergebens. Dass diese Ruhe nicht Frieden und Freundschaft, sondern kampfbereite Entschlossenheit bedeutete, lehrte der weitere Verlauf des Tages.

Bald änderte sich das Bild. Stammverwandte Boten gingen von seiten Abu Sekkins zu den angesehenen Männern von Koli, um sie zur Unterwerfung aufzufordern, erfuhren aber die bestimmteste Abweisung. Die Männer stiegen vom Walle herab, sammelten sich mit ihren Genossen im Innern der Umschliessung zur Beratung, und alle versahen sich reichlich mit Handeisen und Wurfspeeren, viele mit Schilden. Die Pferde waren im Hintergrunde verschwunden; kleine Gruppen der Verteidiger bildeten sich längs des Walles; alle waren zum Kampfe bereit. Ein flacher Graben verlief längs des niedrigen Walles, der ein weites, fast quadratisches Viereck mit je einer Oeffnung in den für uns sichtbaren Seiten bildete. Das Dickicht in der Mitte war, wie man mir sagte, durch Anpflanzung von Dornbüschen in seinem Umkreise möglichst unwegsam gemacht und barg in seinem Innern das Zufluchtsdorf.

Die Zugangsöffnungen im Walle waren sorgfältig mit Baumstämmen verbarrikadiert, und in der Nähe stellten sich hauptsächlich die Angriffshaufen der Unsrigen auf. Die harmlosen Handpfeile der Belagerten konnten uns nicht ernstlich beunruhigen, und ihre Speere und Wurfeisen durften nicht über den Festungswall hinausgeschleudert werden, denn sie würden damit verloren gewesen sein und waren doch im späteren Kampfe unentbehrlich. Nur einmal liess sich ein Kolikrieger, wie es schien, durch meine fremdartige Erscheinung, verleiten, vom Wurfeisen Gebrauch zu machen. Als ich ruhig von einem unserer Haufen zum andern ritt, nahm mich derselbe, der gerade auf dem Walle stand und drohend und hohnvoll seine Waffen gegen uns schwang, aufs Korn und schleuderte sein Eisen. Ich sah dasselbe kommen und wäre ihm wohl entgangen, wenn mein Pferd nicht etwas hartmäulig und ich selbst bespornt gewesen wäre. So gelang es mir nur, eine Seitenbewegung zu machen, und das Eisen traf den Steigbügel, doch nicht, ohne gleichzeitig das Pferd zu verletzen.



Ermordung kranker Sklaven.



Mühsale der Reise.

Mittlerweile hatten sich unsere, im äusseren Dorfe auf Plünderungen ausgegangenen Leute ohne nennenswerten Erfolg wieder eingefunden, und der Angriff begann. Die Eroberung der Aussenwerke machte keine Schwierigkeiten. Unter der Beihilfe der Feuerwaffen und dem Schutze der Schilde gelang es den kühneren unter unseren Fusssoldaten bald, hier und da den Wall zu ersteigen und die Barrikade der nördlichen Eingangsöffnung zu nehmen. Als diese zerstört und hinweggeräumt war und sogar unsere Panzerreiter eindringen konnten, gaben die Feinde die Verteidigung dieser Anlagen ohne Zögern auf, eilten leichtfüssig von dannen und verschwanden im mittleren Dickicht. Dieses war ebenfalls mit einem flachen Graben umzogen, aus dem die Erde zu einem niedrigen Walle aufgeworfen war, und erwies sich in der Tat als fast unzulänglich. Hier begann die Schwierigkeit des Tages. Vom frühen Morgen bis zum Nachmittage bestanden hier die Verteidiger ihres heimischen Herdes einen ungleichen Kampf voll Ruhm und Verderben.

Während dieselben für ihre höchsten Güter, Leben, Familie und Freiheit, kämpften, hatten die Bagirmi keine höheren Triebfedern als Beutegier oder höchstens rohe Lust am Kampfe. Ihr Ziel war nicht der endliche Sieg, sondern der persönliche Vorteil, und daraus entsprang ein Mangel an einheitlichem Vorgehen, der den Belagerten zum wesentlichen Vorteil gereichte. Sobald mittels der vorhandenen Aexte Zugänge in den künstlich verdichteten Rand des schützenden Haines gehauen worden waren — im Innern war dieser lichter und von regelmässigen Pfaden durchschnitten — und die Belagerten ihre Aufmerksamkeit diesen Angriffspunkten ausschliesslich zugewendet hatten, begannen auf allen Seiten die Privatunternehmungen der Angreifer. Jeder suchte für eigene Rechnung Menschen oder Handtiere einzufangen, von denen jene zur Hälfte, diese sämtlich dem Erbeuter gehören, und von allen Seiten sah man Habgierige unter den dichten Büschen hinkriechend verschwinden oder auf demselben Wege mit einem Kinde oder einer Ziege zurückkehren. Bei dieser Zerfahrenheit und da überdies die von den Heiden sonst sehr gefürchteten Panzerreiter dem Dickicht gegenüber unverwendbar waren, würde Koli an diesem Tage nicht erobert worden sein, wenn nicht eine allzugrosse Uebermacht und die Feuerwaffen auf unserer Seite gewesen wären. Auf der östlichen Seite des Dickichts hielt sich der Fatscha mit seinen Leuten, während auf der nördlichen und westlichen Seite andere Hauptleute vorgingen, und die uns begleitenden

Mannschaften der Sara, Ndam, Bua, Njillem und Tummok ohne Ordnung das Gehölz umgaben und auf Beute lauerten. Ich blieb in der Umgebung des Fatscha, denn hier durfte der entscheidende Kampf erwartet werden. Nachdem ein Eingang geschaffen war, der mehreren Kriegern gleichzeitig den Durchtritt erlaubte, drangen die Unserigen unter dem Schutze der Flintenträger, die hinter den dickeren Bäumen Deckung fanden, allmählich in das Innere des Hains vor. Dieser lichtete sich, und ein breiter Pfad, der von den Belagerten verteidigt wurde, führte zum Kriegsdorfe. Als einige der vordersten von Almas erschossen worden waren, wich zwar die Schar zurück, doch vom Dorfe her kamen die Frauen und Mädchen, erquickten die Krieger mit Merissa und frischem Wasser und stachelten sie durch feurige Reden zu neuem Wagnis an. Dieselben ermannten sich auch und trieben ihre Verfolger zum Dickicht hinaus, um gleich darauf aber selbst wieder zurückgeworfen zu werden. So entstand ein fast regelmässiges Hin- und Herwogen des Kampfes, in dem freilich die armen Heiden allmählich den Boden verloren. Für jeden Feind, den sie töteten, fielen manche der ihrigen, während doch Verluste um so schwerer für sie wogen, je mehr sie an Kriegerzahl den Angreifern nachstanden.

Es herrschte eine grosse Hitze an diesem Tage, und da wir nicht so glücklich gewesen waren, einen Brunnen in der Umgebung zu finden, litten wir sehr vom Durste. Hammu, dem es gelungen war, sich seitlich durch das Gebüsch bis zu dem Dorfe zu schleichen, brachte mir von dort ein Gefäss mit Wasser und erzählte von den grossen Vorräten an Getreide und Bodenfrüchten, die daselbst aufgespeichert seien. Da ich den Wunsch hegte, die Zufluchtsstätte zu sehen, bevor sie der Zerstörung anheimfallen musste, betrat ich ebenfalls den Hain und erreichte auf einem Seitenpfade, von dem aus ich in einiger Entfernung unsere Kämpfer erblicken konnte, die äusseren Hütten des Dorfes. In diesen befanden sich nur kleine Kinder, denn die Frauen trugen gerade ihren Kriegern frisches Getränk zu. Als ich mich dann schleunigst wieder zurückzog, geriet ich auf den Hauptpfad, und zwar in einem Augenblicke, in dem sich die Leute von Koli zu einem wütenden Angriff ermannten. Die Bagirmi wurden zu einer wilden Flucht gezwungen, in die auch ich natürlich verwickelt wurde, und überholten mich bald, denn im Laufe verlor ich das einzige Paar Schuhe, das ich noch mein nannte, und die zarte Haut meiner nackten Füsse passte ebensowenig zu den Baumwurzeln



Sturm auf eine befestigte Stellung.



Der Reisende im Begriff, sein Gepäck aufzuladen.

und Aesten am Boden, wie mein weites Bornugewand zur schnellen Fortbewegung. Meine imponierende blaue Brille, das letzte unzerbrochene Exemplar, fiel zur Erde, und mein Tarbusch blieb mit seiner baumelnden Quaste in den Zweigen eines Baumes hängen. Scheu zurückblickend, sah ich die schwarzen Verfolger mit ihren geschwungenen Waffen und ihren geschwänzten Schurzfellern heranstürmen; schon hörte ich ihr Kriegsgeschrei in nächster Nähe, sah Speere und Wurfeisen an mir vorüberfliegen, und ein frühzeitiges Ende meiner Laufbahn als Reisender schien mir gewiss, als plötzlich der Boden unter meinen Füßen schwand, und ich in den flachen Gräben vor die Füße unserer Pferde rollte. Beschämt schlich ich barfuss, barhäuptig und aus einer oberflächlichen Schnittwunde am rechten Fusse blutend zu meinem Pferde, band mir ein Stück Baumwollenzug zum Schutze gegen die Sonne um den Kopf und wünschte meine unzeitige Neugier.

Die Katastrophe wurde dadurch beschleunigt, dass es gelang, eine der dicht gedrängten Hütten des Zufluchtsdorfes in Brand zu stecken. Obgleich ein windstiller Tag war, so waren doch die Anstrengungen der Belagerten, dem Feuer Einhalt zu tun, vergeblich, das Dorf mit seinen reichen Getreidevorräten wurdeingeäschert. Die Verwirrung und Mutlosigkeit der Bewohner nahm zu, und immer häufiger und kecker wurden die Versuche der Unserigen, sich der Frauen und Kinder des Feindes zu bemächtigen. Die Zahl der heidnischen Kämpfer schwand sichtlich, und die Kräfte der Ueberlebenden sanken; dieingeäscherte Wohnstätte war nicht mehr zu halten. Es war Mittag, als dieselbe verlassen wurde und sich alles in den dichtesten Teil des Gehölzes zurückzog, nicht fern von dem Punkte, den ein Hauptmann der Unserigen besetzt hielt. Dort konzentrierte sich nun der Kampf, ein Kampf der Verzweiflung, dessen entsetzliche Szenen mir in schmerzlicher Erinnerung geblieben sind.

Zwischen zwei Feuer gestellt — die Unserigen drängten hinter dem brennenden Dorfe nach — versuchte die verzweifelte, kleine Schar wiederholt, nach der Seite jenes Hauptmanns durchzubrechen und ihr Heil in der allerdings bewunderungswürdigen Schnelligkeit ihrer Beine zu suchen; doch sobald die Vordersten den kühnen Versuch mit dem Leben bezahlt hatten, krochen die übrigen entmutigt wieder in den vorläufigen Schutz des Dickichts zurück. Ich sah einen hochgewachsenen, blutbedeckten Mann, dem es gelang, die

Reihen der Bagirmi zu durchbrechen, und der in mächtigen Sätzen über die Ebene dahinflog. Doch seine Kräfte verliessen ihn mit dem strömenden Blut; halb zu Tode gehetzt, hauchte er unter den Streichen der uns begleitenden Heiden — seiner Stammesverwandten! — sein Leben aus. Schwerverwundete wurden aus dem Gebüsch hervorgezogen und abgetan; halb ohnmächtige Frauen und Mädchen wurden aus ihren Verstecken herbeigeschleppt, und nicht selten entspann sich ein blutiger Streit um ihren Besitz. Bei jungen Mädchen und kleinen Knaben konnte man deutlich trotz der schwarzen Hautfarbe das Erbleichen der Furcht und des Entsetzens bemerken. Zarte Kinder — eine nutzlose Beute, wurden schonungslos aus den Armen der Mutter gerissen, und, wenn es zum Streit bei der Teilung kam, so grässlich an ihren Gliedmassen hin und her gezerrt, dass man fürchtete, sie würden buchstäblich auseinandergerissen werden. Ein noch sehr junges Füllen verendete unter den Händen der gierigen Bewerber, noch ehe es einen Herrn bekommen hatte, wurde sofort seines Felles entkleidet und von denjenigen Heiden, deren Sitte den Genuss des Pferdefleisches gestattet, am Feuer geröstet und verzehrt.

Endlich um 2 Uhr nachmittags hiess es, dass die überlebenden Männer sich unterwerfen und vor dem Fatscha erscheinen wollten, wenn dieser die wütenden Bagirmi und die heidnischen Gefährten derselben zurückzuhalten sich verpflichten könne. Derselbe war mit dem besten Willen nicht imstande dazu; er hatte die Herrschaft über die aller menschlichen Gefühle entkleidete Menge verloren. Es gelang zwar seinen Leuten, zwei der Unglücklichen, die zum Zeichen der Unterwerfung den Dolch um den Hals gebunden hatten, vor ihn zu führen: einen jungen, mit einer Tobe bekleideten Mann und einen Greis, der eine Schusswunde am Oberschenkel hatte; doch es gelang nicht, die Wut der Menge so weit zu besänftigen, dass auch die übrigen hätten herauskommen können, ohne ihr Leben zu gefährden. Die beiden Gesandten begaben sich wieder zu den Ihrigen, und die kleine, verlorene Schar schien kämpfend sterben zu wollen. Noch einmal erfolgten die ergreifenden Szenen der wahnsinnigen Versuche, die dichte Masse des Feindes zu durchbrechen: der letzte kurze Akt des Trauerspiels. Da man aber jetzt ohne Gefahr das Dickicht nach etwa noch versteckten Frauen untersuchen konnte, so wurde das allgemeine Interesse von den letzten Kämpfen abgelenkt, und während der Hader um den Besitz der Unglücklichen, die

Eltern, Heimat, Freiheit und Hoffnung verloren hatten, auf allen Seiten entbrannte, ekelhafter als selbst die rohen Greuel des Kampfes, konnten zwanzig und einige Männer, die letzten Verteidiger von Koli, hervorkommen und sich, ohne gerade gemisshandelt zu werden, auf Gnade und Ungnade ergeben. Der König von Bagirmi besass einige Hundert Sklaven mehr, aber eine glückliche, wohlhabende Ortschaft war vom Erdboden verschwunden.

Traurig ritt ich durch den Hain an den Leichen der Gefallenen vorbei, unter denen ich auch mehrere mit uns gekommene Leute von Bornu entdeckte, und über die Stätte des verbrannten Dorfes, auf der die Beweise eines unmenschlichen Heroismus, wie ihn nur die höchste Verzweiflung in den Frauen von Koli hervorgerufen haben konnte, das Herz des Beschauers zusammenschnürten. Sieben- und zwanzig halb verbrannte Leichname von Säuglingen zählte ich dort, die von ihren eigenen Müttern einem gewaltsamen Tode überantwortet worden waren, um sie vor dem fast sicheren, langsamen Untergange, der ihrer im Kriegslager der Feinde gewartet haben würde, oder langer Sklaverei zu bewahren.

Nach einigen Stunden verliessen wir diesen Schauplatz bestialischer Verwüstung. Meine beiden Knaben Mohammedu und Billama waren mit den Lasttieren und dem Gepäck in der Nähe, und bald hatten sich auch die meisten unserer Reisegefährten aus Bornu eingefunden, die fast ohne Ausnahme einen Anteil an der Menschenbeute errungen hatten. Wir marschierten in östlicher Richtung durch einen lichten Wald, in dem die Delebpalmen vorwalteten, bis über ein Paldorf hinaus, das wir nach Sonnenuntergang erreichten und dessen Häuser weithin zerstreut lagen. Die Bewohner hatten, obwohl Abu Sekkin sie seines Aman hatte versichern lassen, ihre Familien entweder auf den wenigen Baumwollenbäumen der Gegend in Sicherheit gebracht oder dieselben in ihre notdürftig verbarrikadierten Gehöfte eingeschlossen. In scheuem Trotz standen die Männer wohlbewaffnet vor den verrammelten Türen und bewachten die Ihrigen, die ich zuweilen von der Höhe des Pferdes in ängstlicher Spannung in den Höfen zusammengekauert erblicken konnte. Aus der Ferne hörte man zuweilen Angstrufe von Frauen und Kindern, wenn gewissenlose Nachzügler den Zugang zu den Verstecken derselben erzwungen hatten und sie ausplünderten oder gefangen nahmen.

Der Himmel hatte sich inzwischen dicht mit Wolken bezogen, und der Donner rollte auf allen Seiten, als wir zu den Füßen einiger Deleb-Palmen ohne sonstigen Baumschutz unsere Nachtlager aufschlugen.“

Nach diesem entsetzlichen Kampfe und den Greuelszenen, die sich vor seinen Augen entwickelten, musste Nachtigal noch furchtbare Entbehrungen und Qualen ausstehen. Bei schlechtestem Wetter musste er sich mit einer losen Behausung aus Baumzweigen begnügen. Dazu kam die Regenzeit. Hunger gesellte sich hinzu, und da er jetzt zwanzig Menschen ernähren musste, weil alle seine Begleiter allmählich in den Besitz von Sklaven geraten waren, so war seine Lage ausserordentlich bedrängt. Schliesslich brach sogar eine bösertige Epidemie im Lager aus, die besonders unter den Sklaven furchtbare Verheerungen anrichtete. Ihrer waren so viele vorhanden, dass man nicht einmal genug eiserne Ketten für sie hatte und ihrer viele durch breite, um ihre Achseln gedrehte Streifen frischer Tierfelle zusammengefesselt wurden, die in bestimmten Zwischenräumen Halsringe bildeten. Auch Nachtigal wurden wiederholt von Abu Sekkin Sklaven als Geschenk angeboten. Er wies aber derartige Aufmerksamkeiten mit Entschiedenheit zurück, auf die Gefahr hin, den König zu beleidigen. Das schlimmste aber war, dass auch Nachtigal am 1. Juli von der pestartigen Krankheit ergriffen wurde, zu der sich noch Fieberanfälle gesellten. Mit beunruhigender Schnelligkeit schwanden seine Kräfte dahin, und er hatte nur noch den einen Wunsch, die eine Hoffnung, möglichst bald abreisen zu können. Bisweilen liess er sich aufs Pferd heben und ritt zur nahen Wohnung des Königs, um dadurch seine Rücksendung zu bewirken. Doch Abu Sekkin wollte den Gast durchaus nicht entlassen, und wenn dieser sagte, er sei dem Tode nahe und wünsche nicht unter den Heiden fern von seinen Freunden in Bornu zu sterben, so erhielt er die Antwort: „Wenn Gott Dir den Tod bestimmt hat, o Christ, so scheint es mir durchaus gleichgültig, ob Du hier stirbst oder in Bornu oder unterwegs; wenn Dir aber der Allmächtige Leben beschieden hat, so wirst Du Deine Gesundheit wieder erlangen. Gott ist gross, und das Schicksal aller ruht in seinen Händen.“

So schlichen die Tage und Wochen dahin, ohne dass sich die Lage auch nur im geringsten besserte. Obwohl kaum von schwerer Krankheit genesen, versuchte Nachtigal immer wieder, die Erlaubnis zur Abreise von Abu Sekkin zu erlangen. Aber aus verschiedenen



Episode aus der Belagerung.

Gründen gestattete ihm dieser erst am 30. Juli den Rückzug und gab ihm sogar zur Erleichterung des Rückweges durch Bagirmi einen königlichen Beamten mit, den er mit einem Schreiben an die Bürgermeister und Aeltesten der Stadt und Ortschaften versah. Es wurde ihnen in diesem Schreiben anbefohlen, den Reisenden, sein Gepäck und die ihm unentbehrlichen Leute in einem Boote den Strom abwärts zu fahren, und ihn nach Kräften zu unterstützen.

Nachtigal trat den überaus beschwerlichen Rückzug völlig zerlumpt und furchtbar geschwächt mit einer Sklavenkarawane an, deren Zustand ein geradezu furchtbarer war. Wir brauchen nur daran zu erinnern, dass fast alle von der bösen Krankheit, die im Lager wütete, befallen gewesen waren. Ihre Kräfte waren zudem durch den langen Hunger aufs äusserste erschöpft, viele blieben einfach am Wege liegen, obwohl die unbarmherzigen Züchtigungen mit der grausamen Peitsche von Flusspferdhaut sie zum Weitermarsch anzutreiben versuchten. Auch Nachtigals halb verhungelter Klepper stürzte wiederholt, so dass sein Herr auf das Reiten verzichtete. Nunmehr begann ein wirklicher Kampf mit dem Boden, der einen so zähen Lehmteig bildete, dass Nachtigal oft tief in ihn versank und nur mit einiger Gewalt von seinen Leuten wieder hervorgezogen werden konnte.

In diesen drangvollen Tagen nahm das Elend der Leute immer mehr und mehr zu. „Ich konnte mich nicht,“ sagt Nachtigal, „glücklich genug schätzen, dass die zu meinem Hausstand gehörigen sich wacker hielten, obgleich viele Kinder unter denselben waren. Alle Augenblicke waren die Kranken gezwungen, zurückzubleiben, und man sah ihre Herren, die Peitsche in der Hand, Wache bei ihnen stehen oder sie unter grausamen Schlägen zur Karawane zurückzutreiben. Wenn die Unglücklichen, am Ende ihrer Kräfte angekommen, zusammenbrachen und durch Verzweiflung stumpf und unempfindlich geworden, auch durch die barbarischen Züchtigungen nicht zum Aufstehen bewogen werden konnten, so war ich im Herzen geneigt, sie zu beglückwünschen, denn ich glaubte, dass sie, eine unnütze Last für ihre Herren, einfach zurückgelassen würden. Hier, in der Nähe ihrer Heimat, in der üppigen Natur, im Schatten ihrer Wälder konnten sie vielleicht genesen, wenn sie dem Krankheitsstoff ihrer Gefährten entrückt und dem Hunger und den Anstrengungen der Wanderung entzogen waren. Ach, ich kannte die bestialische Natur des Menschen trotz meiner traurigen Erfahrungen während

der verfloßenen Monate noch nicht genug! Als ich meinem Diener Hammu gegenüber die Bemerkung machte, dass die zurückgelassenen Kranken trotz der Misshandlungen sich glücklich schätzen könnten, lachte er über meine Einfalt und forderte mich auf, bei der nächsten Gelegenheit den weiteren Verlauf der Dinge zu beobachten. Als ich nach einiger Zeit einen meiner Bornugefährten vergeblich bemüht gesehen hatte, eine junge, kranke Sklavin zum Weitermarsch zu zwingen, und schon gleichmütig meines Weges geritten war, erinnerte ich mich der Bemerkung Hammus. Ich kehrte zurück und fand den sonst sehr gutmütigen Mann gerade beschäftigt, sein blutiges Messer zu reinigen; die junge Sklavin aber lag mit durchschnittener Kehle und geöffneten Pulsadern tot zu seinen Füßen. Während ich vor Abscheu anfangs kein Wort herausbringen konnte, äusserte der Mann, wie wenn er die natürlichste Handlung von der Welt begangen hätte. „Ja, ja, Christ, bei diesen verfluchten Heiden ist weder Treu noch Glauben, noch Erwerb zu finden.“ Auf diese Weise lernte ich erst das traurige Schicksal derer kennen, denen die Kräfte endlich den Dienst versagten. Wenn die Menschenjäger die Hoffnung aufgeben müssen, aus dem Leben ihrer Opfer Nutzen zu ziehen, so schlachten sie dieselben, um ihren Tod wenigstens noch zu verwerten. Manche der Armen würden in der Tat wohl den Mut haben, sich den grausamsten, selbst unmittelbar das Leben gefährdenden Züchtigungen auszusetzen, um ihre Freiheit und den Aufenthalt in ihrer Heimat zu gewinnen, wenn das warnende Beispiel ihrer hingemordeten Gefährten sie nicht zur Anspannung der äussersten Kräfte antriebe. So traurig auch ihr Los, so lebendig auch ihre Verzweiflung nach dem Verluste der Ihrigen und der Freiheit, und so gross auch ihre Furcht vor der nächsten Zukunft ist: sie hängen um so mehr am Leben, und die Hoffnung erstirbt um so schwerer in ihnen, als die meisten junge Frauen und Kinder sind. Wohl wusste ich, dass die von Bornu nach Norden ziehenden Karawanen zuweilen **Sklaven** in der öden Wüste ihrem Schicksale überlassen, wenn die Kräfte derselben erschöpft und keine Kamele zu ihrem Transport vorhanden sind, und im Grunde erscheint der schnelle Tod durch das Messer noch barmherziger als der langsame Untergang durch Hunger, Durst und glühende Sonnenstrahlen. Doch in der Wüste war es mir erspart geblieben, Augenzeuge solcher Greueltaten zu sein, und so empörte mich das kalte Hinschlachten wehrloser, halbtoter Menschen hier ungleich mehr. Derartigen Unmenschlichkeiten

gegenüber ganz machtlos zu sein, ist wahrlich für einen Reisenden schwerer zu ertragen, als alle physischen Anstrengungen und Gefahren.“

Endlich, am 7. August, wurde der Schari erreicht, und Nachtigal fühlte sich durch den Anblick des herrlichen, schönen, traulicher ihn anheimelnden Stromes reichlich belohnt für alles im Uebermasse erduldete, unbeschreibliche Leid der tropischen Regenzeit.

Im grossen und ganzen war die Fahrt auf dem Schari, dank den Empfehlungsschreiben Abu Sekkins, recht angenehm. Ueberall war die Aufnahme, besonders seitens der alten Bekannten, eine sehr herzliche. So ging es über Maffalia, Manjafer und Bugoman flussabwärts. Dann folgte die Landreise westwärts nach Logon, wo ihm der König eine Privataudienz abschlug, aber mit den übrigen Karawanenleuten vor seiner hinter Vorhängen versteckten Person zuließ. Um nicht mit ganz leeren Händen zu erscheinen, schenkte ihm Nachtigal bei diesem offiziellen Empfang — sechs Bogen Schreibpapier und zwanzig grosse Packnadeln, d. h. fast alles, was er noch besass. Seinen letzten Taler opferte er während des eintägigen Rastens in Logon zum Ankauf von einigem Getreide. Mit dem Verlassen des Ortes am 26. August ging es nun dem traulichen Bornulande und letzten Ziele der grossen Tour entgegen. Der Aufzug aber, in dem er aus jener Hauptstadt ritt, wird von ihm als ein echt „miserabler“ bezeichnet. In zerrissener Kleidung, von Krankheit und Entbehrung erschöpft, hat er sicher, wie er meint, auf seinem ausgehungerten, unvollkommen gezäumten und gesattelten Klepper den Bewohnern viel weniger imponiert als bei seiner erstmaligen Ankunft vor Kuka.

Haben wir so durch diese Schilderungen den kühnen Forschungsreisenden unter dem Bagirmivolke kennen gelernt, so wird der nachstehende Brief, den er von Kuka aus an seinen Stuttgarter Freund schrieb, uns wiederum den ganzen Zauber seiner Persönlichkeit kosten lassen:

„K u k a , im Oktober 1872.

Mein lieber Freund!

Ich bin noch nicht tot, nichts rechtfertigt Euer beharrliches Schweigen, durch das ich jetzt seit anderthalb Jahren leide, während ich in lobenswerter Treue keine Gelegenheit verabsäumt habe, diese mikroskopischen Charaktere unseren leider sehr unmöglichen persönlichen Verkehr ersetzen zu lassen. Diese Gelegenheiten sind frei-

lich nicht häufig, doch das ist meine Schuld nicht; und Ihr dort habt nur die Briefe an Luigi Rossi zu schicken, da Ihr über etwaige Gelegenheit im vollständigsten Dunkel schwebt. In solcher Entfernung vor einer weiteren Stilübung auf eine Antwort warten zu wollen, wie der kleine, gemeine Mensch so gern tut, ist grausam. Das letzte Mal hatte ich keine direkte Nachricht von Deiner Hand, so viel ich mich erinnern kann, sondern nur von Deiner verehrten Frau, und ich fand dies bei der aufregenden Beschäftigung, die der Krieg Allen, und wohl nicht am wenigsten den Medizinern auferlegte, sehr natürlich. Freilich hast Du wohl Deine Augenheilkunde für einige Zeit drangeben müssen? Selbst mein würdiger Meister aus Tübingen hatte seine gelehrten Uebungen in besagter Stadt aufstecken müssen, wie ich in einer Nummer der „Indépendance Belge“ las, und war auf das Schlachtfeld des Typhus und der Ruhr geeilt. Welch Elan! wie die Franzosen sagen würden; welche grandiose Entfaltung von Vaterlandsliebe, Mut, Entsagung, Opferfreudigkeit, Genie, Nächstenliebe, Energie, Einigkeit! Eine Ironie des Schicksals brachte die Kriegsnachrichten, welche hier in Kuka an meine Adresse vor etwa anderthalb Jahren ankamen, deren ich aber erst im Frühling dieses Jahres teilhaftig wurde, gerade bis zur Belagerung von Paris. Das Ende des Riesendramas, obwohl vorausszusehen, fehlte mir. Ebenso kam mir vor zwei Jahren die Nachricht des Krieges zu, allein, nackt, ohne Kommentar, ohne die nächstfolgenden Ereignisse, während sicherlich die Hauptschläge schon geführt, der Verlauf schon vorausszusehen war. Schöne Geduldsproben und zur Belohnung derselben empfangen ich durch Rossis gütige Vermittlung durch einen Eilboten, den der Regent von Tripoli hierher sandte und der vor etwa drei Wochen hier ankam, sechs Nummern des berühmten „Corriere mercantile Maltese“ aus dem August vorigen Jahres und vier Nummern des nicht minder celebren „Osservatore Triestino“ aus dem Oktober desselben Jahres. Dieser freundliche Umstand, mit der beklagenswerten Tatsache des Mangels an Briefen von meinen Freunden und dem schmerzlichen Nichteintreffen von 2000 Talern, welche die K. K. Regierung für mich angewiesen und die mir Dr. Bastian aus Berlin annonciert hatte, hat mein Misanthropengemüt arg belastet und verhindert jede Gewichtszunahme und selbst die mässige Fettbildung, auf die ich für meinen skeletthaften Körper in Kuka so sehr gerechnet hatte.

Eure Lorbeeren nämlich liessen mich nicht ruhen und trieben mich nach Baghirmi zu dessen König Mohammedu, mit dem vielversprechenden Beinamen: „Abu Sekin“, d. i. „Vater des Messers“, den Sultan Ali von Wadai Jahrs zuvor aus dem Zentrum seines Reiches vertrieben hatte. Derselbe hatte dem neuen Herrscher, welchen er eingesetzt hatte und der ein naher Verwandter Abu Sekins war, mit Namen Abd er Rahman, Wadai-Truppen zur Unterstützung zurückgelassen und war selbst nach Hause gezogen. Trotzdem der mutige Abu Sekin sich nur mit etwa 30 bis 40 Reitern aus seiner Hauptstadt an dem Tage, an welchem Sultan Ali in ihren Erdwall mit Pulver eine Bresche sprengte, durch die andringenden Wadawi geschlagen hatte, verliess er doch die Grenzen seines Reiches nicht, sondern scharmützelte und kämpfte mit Abd er Rahman und den zurückgebliebenen Wadawi, bis der Hunger und der Mangel an Geld ihn in die südlich mehr oder weniger tributären Heidenländer trieb. Der Hunger, denn seit Anfang des Krieges war keine Spur von Ackerbau getrieben worden, und der Geldmangel, denn er bedurfte des Geldes äusserst dringend zum Ankaufe von Pferden, Panzern, Pulver, Blei und dergleichen, und die Sklavenbeute in jenen Gegenden mussten dies alles liefern. Indem ich diesem, zweifellos sehr strammen, thronlosen König einen Besuch machte, konnte ich hoffen, in ansehnlicher Entfernung ins Herz Zentralafrikas einzudringen und viel Interessantes und Abenteuerliches zu erleben. Allerdings kam ich viel weiter als Dr. Barth, der einzige, der Baghirmi bis jetzt besucht hat, doch nur die Hauptstadt erreichte, aber vom Lager des Königs in weitere Ferne geschickt zu werden und als harmloser Reisender mit den Heiden zu leben, wurde mir nicht vergönnt. Abu Sekin vertröstete mich fortwährend, mit dauernden Lügen auf diese und jene Gelegenheit, auf diesen und jenen Zeitpunkt, auf dieses und jenes Land, bis ich endlich, leider zu spät, erkannte, dass er mich niemals allein reisen lassen würde. Allerdings waren die Heiden nicht sonderlich freundlich gesinnt à notre égard und hätten mir vielleicht den Hals abgeschnitten, wie sie es mit so vielen der unsrigen taten, wenn sie auf Getreidesuchen ausgingen, doch mich kontrahierte es lebhaft. Fast zwei Monate lungerten wir da herum, wo ich den König traf, und zogen dann einige Tagemärsche weiter, da wir die erste Gegend rattenkahl gefressen hatten. Doch den Punkt, in dem sich der grosse, aus fernem Südost kommende Strom in seine zwei grossen Arme den Fluss von Baghirmi und den von Logos —

teilt, erreichte ich zu meinem grossen Kummer nicht. In dem zweiten Lande, das wir heimgesucht hatten, blieben wir wieder etwa zwei Monate, bevor ich von meinem königlichen Gastfreunde meine Rückexpedition nach Norden, da ich ja die Hoffnung aufgeben musste, die entgegengesetzte Richtung einschlagen zu können, erlangen konnte. Seit einem Monat litt ich an einem atonischen Darmkatarrh mit ganz enormen Verlusten, und es waren eben keine heiteren Tage, die Sklaven, mit denen unser Lager vollgepfropft war, dieser Krankheit täglich erliegen zu sehen. Viele der Armen verliessen die Grube, die man ihnen behufs der Defäcation gemacht hatte, gar nicht mehr, sondern lagerten am Rande derselben, bis der Tod sie erlöste, und wenn ich auch nicht so rapide als sie der gänzlichen Auflösung entgegenging, so glaubte ich doch mit einiger Wahrscheinlichkeit das Ende meiner irdischen Laufbahn berechnen zu können. Mit meinem wohlgefüllten Medikamentenschatze war ich anfangs leichtsinnig freigebig gewesen — ach! ich kannte die Verzögerungen noch nicht genügend, denen die Afrikareisenden unterliegen — und sass jetzt ohne Chinin und ohne Opium da.

Als ich endlich mit meinem königlichen Gastfreunde ernstliche Streitigkeiten wegen der Verzögerung der Abreise begann, und ihm eines Tages sagte, dass ich keine Lust habe, in dem Heidenlande dort zu sterben und dass ich dem Tode nahe sei, so antwortete er mir höchst philosophisch, dass, wenn ich in der Tat dem Tode verfallen sei, es ihm höchst gleichgültig erscheine, ob ich in Tumnok (so hiess die Landschaft, in der wir lagerten) oder in Kuka sterbe, da ich ja doch mein fernes Vaterland nicht mehr erreichen könne.

Die Hauptunannehmlichkeit der Verzögerung lag nicht sowohl in meiner tatenlosen Ruhe, als in der Gefahr, welche aus der auch in Baghirmi und in Bornu eingetretenen Regenzeit für uns resultierte. Da sind Gegenden zu passieren, in deren grundlosen, zähen Tonboden Menschen und Tiere das Weitergehen vergessen, und Bäche zu überschreiten, welche mittlerweile zu Strömen angeschwollen sind, während doch nur zwei grosse hohle Kürbisse, durch zwei Stangen verbunden, als nautisches Beförderungsmittel existierten.

So trat ich, durch Hunger und Diarrhöe bis zur gänzlichen Ohnmacht erschöpft, die Rückreise an, die mir wieder bewies, dass der Mensch die Katze an Zähigkeit im Ertragen von Leiden weit übertrifft. Mein grosses, schönes Bornupferd, Geschenk des Scheich Omar, hatte ich gleich an Abu Sekin verkauft, teils weil er sehr

darum bat, teils weil ich einige Groschen zu Kuka sehr nötig hatte, da Herr Luigi Rossi mit seiner gütigen Fürsorge mich einem beharrlichen Kampfe mit Nahrungssorgen überantwortet hat. Dafür waren zweieinhalb Zentner Elfenbein mein geworden und ein Heidenpferdchen, das mich nach Kuka zurücktragen sollte. Zweieinhalb Zentner Elefantenzähne geben 125 Maria-Theresientaler zu Kuka, während sie zu Tripoli mehr als 300 Taler wert sind. Das schlimmste aber war, dass das Rösslein den Anstrengungen der Reise nicht gewachsen war, und dass ich bald in meiner Erschöpfung mit meinen wagehalsigen Beinen zu Fusse einherkneten oder einherwateten musste und diesen traurigsten Vertreter der equinen Rasse, den ich je sah, an seinem Halfter nachzerzte. Dabei Mangel an jeglicher Nahrung, Genuss der ungesundensten Sachen, wie halbreife Kürbisse oder halbreife Körner von Getreide, wenn wir dergleichen in einem Heiden-dorfe antrafen. Alles aus Geldmangel, der mir den Ankauf eines anderen Lasttieres und von hinlänglichem Getreide verbot. Ich nannte nur noch zwei Hemden mein eigen, und durch die Lücken eines europäischen weissleinenen Sommerrockes, dessen Perlmutterknöpfe die Baghirmi-Schönen mir längst als kostbaren Schmuck abgeschnitten hatten, verbrannte die Sonne beide Schultern (ich trug ihn schon lange ohne Hemde), während das Pendant derselben, die Hosen, in der Kniegegend Substanzverluste aufwiesen, welche den Durchtritt eines ansehnlichen Teiles der besagten Artikulation gestatteten. Das war der Gast und Freund Sultan Mohammeds, der mit einem Empfehlungsbriefe des letzteren reiste und durch seine Armut genötigt war, die Gastfreundschaft der Behörden in den Ortschaften als seine Pflicht zu reklamieren. Wenn es mir nicht gelungen wäre, während sechs bis sieben Tagen mit meinen Elefantenzähnen auf dem Baghirmistrome in Kähnen für umsonst transportiert zu werden, so hätte vielleicht ich, sicherlich aber die Ochsen, Kuka nicht wieder gesehen. Zwei Pferde — ich hatte ausser dem Reitpferde noch ein Packpferd vom Könige bekommen — verblichen unterwegs, und ein Ochse versagte seine Dienste nahe bei Kuka.

Ihr könnt Euch in der Tat keine Idee von solchen Lehmwegen in diesen Breitegraden machen. Vor Dir eine hier und da durch sinister aussehenden Dreck unterbrochene Wasserfläche. Dieselbe bedeckt zahllose natürliche Gruben und Elefantenfährten, deren jede hinreicht, ein Pferd zum Sturze, einen Fussgänger zum Fall zu bringen. Zwei bis siebenmal erträgst Du resigniert das Sumpfbad mit dem

stürzenden Rosse und schwingst Dich wieder mit Deinen früher weiss gewesenen Hosen auf den lehmichten Sattel, mit Deinen schwärzlichen Händen verzweifelnd den Zügel wieder ergreifend, wenn anders das entmutigte Pferd es nicht vorzieht, Deinen Prügeln den Heldenmut eines Esels entgegenzusetzen und in seinem Sumpfloch mit Deinem Sattel zu verharren. Zitternd betritt der Gaul jede aussergewöhnlich verdächtig aussehende Stelle, und schliesslich fällt er schon halb aus Furcht. Du selbst, wenn Du siehst, dass das Fallen zur Regel wird, ziehst die Schuhreste, welche Dir vielleicht noch bleiben, betrübt von den Füßen, bindest sie auf den Kopf eines Sklaven und schleichst vorsichtig im Hahmentritt mit den an stachelige Gräser und Schilfe noch wenig gewohnten nackten Füßen durch das fruchtbare Terrain. Wahrlich fruchtbar, aber auch fruchtbar an Leiden für Dich! Und wenn nur die Ochsen wenigstens Stand halten! sagst Du zu Dir selbst in Deinem gebeugten, doch ergebenen Gemüte, und beobachtest sie unruhig aus der Ferne. Welch sicherer Tritt, welche Furchtlosigkeit, man konnte sagen, welche Familiarität mit dem unergründlichsten Sumpfe. Wo Pferde und Kamele als Lasttiere ohne allen Wert sind, glänzt der Kuri- oder Schoaochse durch seine Eigenschaften. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit zu Deiner Instruktion, dass das sogenannte Kurirind identisch mit den altägyptischen Vertretern dieser Rasse ist, welche Du auf antiken Zeichnungen wegen ihrer riesenhaften lyraförmigen Hörner vielleicht anstauntest und für Abschweifungen des phantastischen Künstlers von der Wirklichkeit hieltest. Dasselbe existiert hier in Zentralafrika in voller Prosperität und in allen seinen ursprünglichen Formen; sein Kopf baumelt sozusagen infolge der Hörnerlast zwischen den mächtigen Schultern. Dies Tier ist vorzüglich in den Händen der Kanembu und ursprünglichen Bornani, während sein eben erwähnter Vetter mehr von der Schoa und den eingeborenen Arabern kultiviert wird. Dieser zeichnet sich durch seinen runderen Kopf, seine breite Brust und seinen starken Nacken aus, ähnelt unserm heimischen Rinde mehr, ist jedoch durchgängig stärker. Meine Packochsen waren der letztgenannten Art. Der eine war mir von Bornu gefolgt und schien sich in dem neuen Sumpflande zu gefallen, während sein früherer Gefährte bald verblieben war; den andern hatte ich von Baghirmi-Schoa durch Sultan Mohammed gekauft. Da nämlich die einzig gangbare Münze für grössere Objekte dort Sklaven sind, und ich doch als Vertreter eines christlichen Landes um solchen Preis

nicht kaufen konnte, so gab ich dem Sultan eine seidene Tobe, die ich für 16 Taler gekauft hatte, und dieser erstand den Ochsen für einen fehlerfreien Jüngling von sechzehn bis achtzehn Jahren.

Doch zurück zu ihnen auf unserem Wege! Ha, sie sind richtig stecken geblieben! Der rote Bornuaner arbeitet sich noch wieder hervor, doch der schwarze Baghirmi sitzt bis an die Schultern im Lehm. Herzklopfend beobachtest Du aus der Ferne, wie man ihm ein Bein ausgräbt, wie er selbst durch eine Kraftanstrengung des freigewordenen Ständers den Genossen desselben befreit, seinen Mitochsen nachstrebt. Doch da steht der Rote still! Das heisst, noch steht er; eine Minute später findet ihn am oder vielmehr im Boden und seine Elefantenzähne neben ihm. Der Treiber, ein schlapper Bornuaner, den Hunger noch schlapper gemacht hat, steht mutlos daneben, nicht imstande, die gewichtigen Pachydermenzähne zu heben. Der Marokkaner muss herbei, lädt die Zähne auf seine Schultern und stampft durch den Sumpf einem relativ trockenen Platze zu, während der Bornuaner den Ochsen ausgräbt und prügelt. Während diese den befreiten Ochsen wieder beladen, reklamierst Du selbst vielleicht mit Stentorstimme die Assistenz Deiner Diener. Dein Pferd fiel auch ohne Reiter in ein tiefes Loch, oder Dein Bein selbst weigert sich hartnäckig, mit einfacher Selbsthilfe an die Erdoberfläche zu gelangen. Dergleichen hier zu weit ausgespinnene Szenen wiederholen sich an manchen Tagen mehr als zehnmal, bevor Du um etwa 2 Uhr nachmittags vielleicht in der Wildnis lagerst und zur Erholung von Deinen morgendlichen Anstrengungen vielleicht in der schnell improvisierten Laubhütte von einem tropischen Gewitterregen bis auf die Haut durchnässt und Deiner Nachtruhe beraubt wirst.

Du kannst Dir vorstellen, mit welcher Freude ich den grossen Strom begrüsste, der mir die Möglichkeit einer passiven Fortbewegung versprach; doch auch diese hatte ihre Hindernisse. Der vom König Abu Sekin zu dem Zwecke mitgegebene Brief war eine Art Zirkular an die Chefs der bedeutenderen Ortschaften an dem grossen Baghirmistrome und zunächst an den „König“ von Maffalini. Als ich diese Stadt erreichte — d. h. alle Städte und Dörfer sind von Abd er Rahman und den Wadawi zerstört und ihre Einwohner haben sich auf die zahlreichen Sandinseln des Flusses zurückgezogen, wo sie ein Leben der Sicherheit, aber des Hungers führen —, fand ich sie in den Händen der Anhänger Abd er Rahmans, und der Bürger-

meister war wohl geneigt, mich mit Lügen aufzuhalten, aber schwerlich mich zu expedieren. Wenn ich nicht, ehe der Hahn auch nur ein einziges Mal krächte, meinen Freund Abu Sekin mehrmals verraten und mit den arabischen Anhängern seines Gegners Freundschaft geschlossen hätte, so würde ich wahrscheinlich mit meinem Elfenbein in Maffalini eine höchst unerquickliche Zeit verbracht haben.

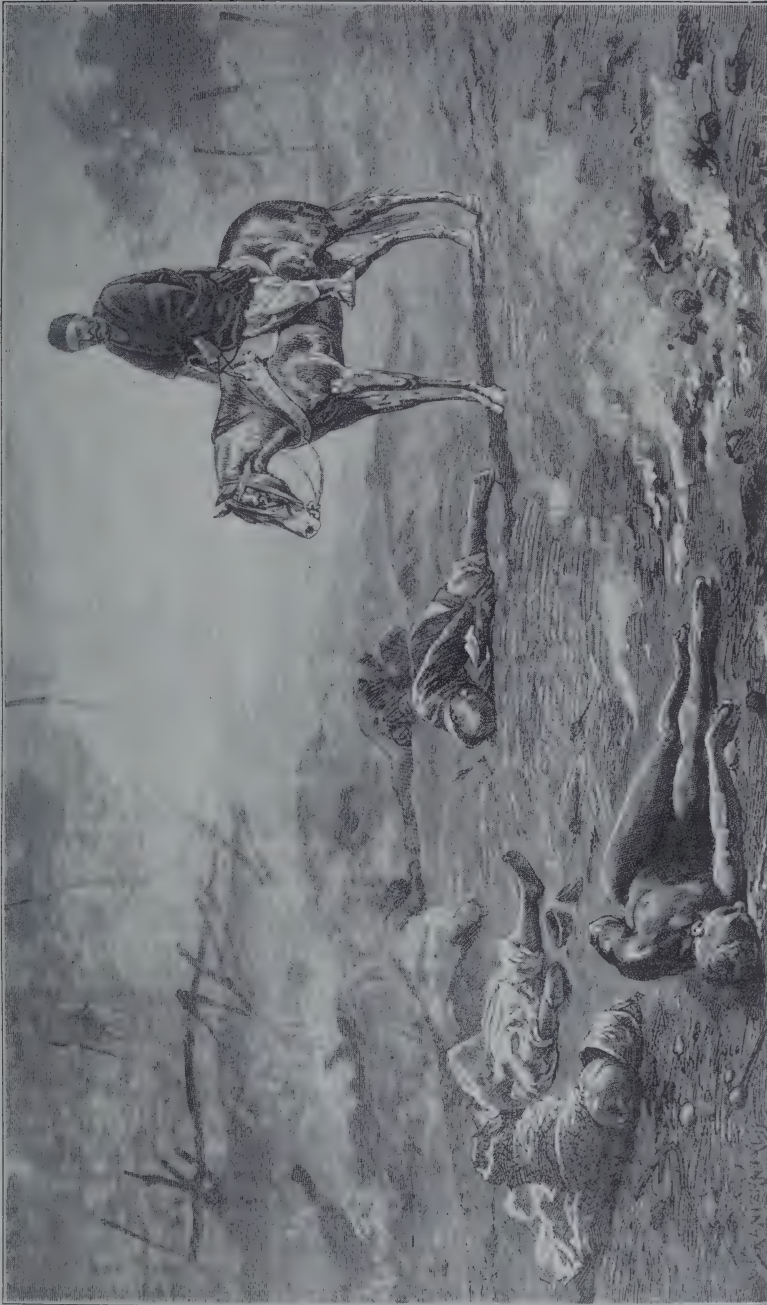
Ach, wie glücklich war ich, als das keineswegs wasserdichte Fahrzeug hinabschwamm!

Das Packpferd verreckte indessen, trotzdem es nichts mehr zu tragen hatte, als seine eigene Existenz, während mein Reitpferd ebenfalls sichtbare Spuren bevorstehender Auflösung dokumentierte. Auf diesem Wege längs des Flusses hatte der Hunger der Karawane seine Kulmination erreicht. Meine Leute assen nur noch einmal am Tage einen dünnen Mehlbrei in geringer Quantität, und viele hatten gar kein Getreide mehr. Ich selbst wurde auf Staatskosten ernährt, und als wir die nördlicheren Städte erreichten, die für Abu Sekin schwärmen, gelang es mir zuweilen, einige grosse Fische oder eine fette Ziege oder dergleichen für meine Leute, mit denen wir manchmal zusammentrafen, zu erzielen und ihren Hunger zu stillen. Mein nordischer Windhund, ein Kind der Sahara, war mittlerweile so schwach geworden, dass er nur noch einhertaumelte und auf die Stiere gebunden werden musste. Trotzdem blieb er so kraftlos, dass ihn in einer schönen Nacht eine Hyäne tödlich auffrass.

Zwischen Logon und dem Tsade wird das Terrain nicht besser; im Gegenteil, grosse Wassermassen unterbrechen hier im Herbst und Winter oft jede Kommunikation. Mein sterbendes Ross schenkte ich höhnend dem „Könige“ oder „Gouverneur“ von Afade, der mich schlecht bewirtet hatte, und watete selbigen Tages von 11 Uhr morgens bis 7 Uhr abends ununterbrochen durch ein System von wasserbedeckten Niederungen, deren Inhalt bis zur Mitte des Oberschenkels reichte; auch nicht übel, nicht wahr?

Wo die Not am höchsten, ist die Hilfe am nächsten. Selbigen Abend fand ich in dem Dorfe, in dem wir lagerten, ein Pferd auf Kredit zu kaufen, erstand es für 17½ Taler und erreichte auf seinem Rücken die Bornuhauptstadt, mein Hauptquartier, mit ihrem lebenswürdigen Herrscher.

Kaum war ich angekommen, so schickte mir dieser die obligaten Vorräte von Weizen, Reis, Butter und Honig, kleidete mich neu ein durch zwei Toben und einen Burnus, und schickte, wie gewöhnlich bei



Anblick des Schlachtfeldes.

Nacht, einen neuen Renner von prachtvollen Formen, der nur etwas greisenhaft ist.

Ich bin jetzt seit anderthalb Monaten hier, und bin eigentlich nicht mehr krank, nur gänzlich kraftlos. Dieser Umstand, dem sich mein Gehirn doch nicht völlig entziehen kann, mag auch diesem Briefe zur Erklärung und Entschuldigung dienen. Ich hätte Euch besser eine Sklavenjagd oder dergleichen beschreiben sollen; doch habe ich von dortigen Heiden und ihren Ortschaften so viel an Dr. Bastian und Petermann und Maltzan gekäut und wiedergekäut, dass ich Euch gegenüber kaum darauf zurückzukommen die Kraft habe.

Im kommenden Jahre hoffe ich endlich Euch und die Heimat wiederzusehen; doch kann ich mich nicht entschliessen, den abgedroschenen Weg der Wüste wieder zurückzupilgern. Ursprünglich hatte ich die Absicht, nach Adamaua zu gehen und von da nach Kamerun oder Gabun durchzubrechen; doch mir graut vor dem weiten Seewege, und auf der anderen Seite bietet sich mir ein Weg, den ich früher für verschlossen halten musste. Die alte langjährige Verstimmung nämlich, die zwischen den Herrschern von Wadai und von Bornu herrschte, hat einer grossen Freundschaft Platz gemacht, auf Grund deren ich den verrufenen Weg wagen werde. Scheich Omar selbst, bei aller Freundschaft und väterlicher Fürsorge für uns, fand das Projekt jetzt ausführbar und machte sich anheischig, mir den Weg bis zu Sultan Ali zu sichern. Dieser selbst aber, ein ausgezeichneter Mensch und Herrscher, wird mir schwerlich etwas Böses zufügen.

Von Wadai hoffe ich entweder über For und Kordofan den Nil zu erreichen oder mit der jährlichen Karawane nach Benhasi auf die Mittelmeerküste zurückzukehren. Möchte der Stern, der mir bisher in mannigfachen Gefahren leuchtete, auch dort meine Schritte lenken.

Nach so langer Zeit der Abwesenheit kann ich nicht mehr gut von Eurem lieben Heimwesen, vom Kollegen T. und seiner jungen Gattin, vom trefflichsten aller Hunde und den hinauszuschmeissenden Katzen plaudern, wie ich so gern möchte. Welche zahlreichen Aenderungen mag die Zeit in alles gebracht haben!

Der jugendliche Pix hat schon den Korpsstudenten vergessen, den er doch kurz vor meiner Abreise kaum adoptiert hatte; die Kätzchen sind zu ansehnlichen Katern und Katzen geworden, und Bauschan ist vielleicht ein hündischer Greis oder ein greiser Hund.

Des Menschen Leben ist wahrlich allzu kurz für seine Aspirationen, seine Kämpfe, seine Ruhe, seine Genüsse. Die zahlreichen weissen Haare, die meinen üppigen Bart täglich mehr verunzieren, geben mir diese philosophischen Betrachtungen ein und kontrarieren mich in der Tat lebhaft. Ich fühle mich jung, möchte gern jung zurück und werde vielleicht als ein Mann, der „über seine besten Jahre hinaus“ ist, betrachtet.

Einstweilen Adieu und herzliches Lebewohl! Empfiehlt mich dem gütigen Andenken der Tübinger und erhaltet mir Eure Freundschaft!“

Bagirmi. — Land und Leute.

Bagirmi, das seit dem 9. September 1900 administrativ zum Militärterritorium der Länder und Schutzgebiete des Tsadsees gehört, wird begrenzt von Bornu, Wadai und dem Tsadsee. Es liegt zwischen $12^{\circ} 30'$ bis $8^{\circ} 30'$ nördl. Breite und $14^{\circ} 30'$ bis $18^{\circ} 30'$ östl. Länge, und ist 183 400 qkm gross (ohne die Heidenländer nur etwa 50 000 qkm). Das Land ist durchaus eben und dacht sich von Südosten nach Nordwesten zum Tsadsee ab, nur im Osten an der Landesgrenze haben die Gebiete der Kuka und Sokoro einen felsigen Charakter. Die mittlere Erhebung des Landes beträgt nur 300 m. Die Westgrenze bildet der Schari, der sich hier vielfach verzweigt (Ba Batschikam, Ba Ili) und mehrere ansehnliche Flüsse (Logone, Aukadebbe) aufnimmt. Der fette, bei reichlicher Bewässerung sehr fruchtbare, mit Kalk gemischte Sandboden gibt reiche Ernten von Durra, Mais, Sorghum u. a. Eisen liefern die südlichsten Distrikte, Natron der Tsadsee, Bahr el Ghazal und der Fitrisee, Salz Bornu und Wadai.

Was das Landschaftsbild Bagirmis angeht, so zeigt es einen nicht minder fremdartigen Charakter, wie die Völkerstämme, die die Landschaft bewohnen. Alles zeigt hier, im Gegensatz zu den nördlicher gelegenen Waldungen, den Beginn des tropischen Afrika. Haine und Wälder wechseln ohne Unterbrechung mit grossartigen Lichtungen und Ebenen ab, so dass man häufig in natürlichen Parkanlagen zu wandeln glaubt. Das Gras bewahrt den grössten Teil des Jahres hindurch seine Frische, und mächtige Bäume ragen ihre Gipfel in die Höhe.

Viele Baumarten machen in ihrem Aeussern den Eindruck wirklicher tropischer Gewächse. Da ist der Seidenwollbaum (Ceiba

pentandra), freilich längst nicht in den Abmessungen, wie die Urwald-exemplare; an günstigen, humusreichen Stellen der Flussufer tritt er jedoch in Stämmen auf, die ihn als einen der höchsten Bäume des Landes erscheinen lassen. Grosse Exemplare dieser Art wurden für die Eingeborenen am mittleren Schari sogar eine Zufluchtsstätte während der Sklavenrazzias. Die seidenweichen Flughaare der Samenkörner werden in ganz Bornu zu den verschiedenartigsten Polsterarbeiten verwendet. Sehr selten erscheint neben der Ceiba der ihr nahestehende Bombax buonopozense, ein Baum, der nicht zu übersehen ist, da sich seine dunkelroten, grossen Blüten von dem spärlichen Laube weithin abheben.

Eine wichtige Rolle im Leben der Bevölkerung spielt der Butterbaum (*Butyruspermum*). Als mässig hoher Baum mit rissiger Rinde und mit Laub, das entfernt an das der Edelkastanie, oder mehr noch an das der *Magifera indica* erinnert, trägt es die Frucht, deren grosser Einzelkern jenes vegetabile, zu den mannigfachsten Zwecken verwandte und sehr haltbare Fett liefert, das zu einem Ausfuhrartikel von ständig wachsender Bedeutung geworden ist. Auch das Fruchtfleisch hat einen angenehmen, dem der Dattel ähnlichen, Geschmack.

Der Getreidebau Bagirmis und der Nachbarländer erstreckt sich vorzugsweise auf Duchen, Durra, Mais, Bohnen, Wassermelonen, Kürbisse, Gurken.

Von den als Getreide angebauten Gramineen sind die weitaus wichtigsten die Andropogonarten (*Sorghum*, *Holcus*) und die Kolbenhirschen, *Pennisetum* (*Penicillaria*) mit ihren verschiedenen Spielarten. Alle anderen Getreidesorten spielen daneben — wenigstens heute noch — eine nur ganz untergeordnete Rolle. Für den Anbau der Andropogon- einerseits und der *Pennisetum*-Arten andererseits nehmen Barth wie auch Nachtigal bestimmte, durch die Bodenverhältnisse gegebene Grenzen an. Doch ist die Annahme nicht wörtlich zu nehmen, da die Verbreitungsgebiete der Getreidearten, zumal infolge der fortwährenden Verschiebung in der Bevölkerung, in den letzten Dezennien sich ebenfalls verschoben haben. Das bekannteste *Pennisetum* ist der „Duchn“ *Pennisetum spicatum* (*typhoideum*) mit rohrkolbenartigen Fruchtständen, der sich trefflich in den sandigen Strecken Bornus zum Anbau eignet. Zu Anfang der Regenzeit gesät, hat der „Duchn“ bereits nach zwei Monaten eine volle Reife erreicht. Die Getreideart der besseren und auch feuchteren Böden ist die über das ganze tropische und zum Teil südlich subtropische

Afrika und weite Gebiete Asiens verbreitete Durrha, *Andropogon sorghum* — in Bornu „Ngafoli“ genannt —, die zur gleichen Zeit wie der „Duchen“ gesät, aber etwa eine Woche später reif wird als dieser. Ausser der Durrha selbst werden zwei Spielarten angebaut, der „Sabadu“, *Andropogon saccharatum*, und vor allem die „Massakua“, *Andropogon cernuum*, eine Wasserkulturform, die gegen Ende der Regenzeit auf sumpfigen Boden gesät, nach vierzehn Tagen mit lichten Abständen verpflanzt wird und nach nur zehn bis zwölf Wochen mit Hilfe der fallenden Taumengen schnittreif ist.

Das Getreide, das in diesen Gebieten seine eigentliche Heimat hat, der wilde Reis (*Oryza punctata*), wird wenig geschätzt; es wächst wild in den sumpfigen, zur Regenzeit den Ueberschwemmungen ausgesetzten Ebenen zwischen Schari und dem Hochlande von Mandara, bildet dort hauptsächlich die Nahrung der Elefanten, wird jedoch auch von den ärmeren Bevölkerungsklassen gesammelt. Immerhin wird auch der Reis da und dort in kleinen Mengen, z. B. am südlichen Tsadseeufer, angebaut.

Die Bevölkerung des eigentlichen Bagirmi setzt sich zusammen aus Bagirmi, Arabern, Bornuleuten, Kuka, Ballala und Fellata. Sie beträgt höchstens anderthalb Millionen, wahrscheinlich aber weniger. Drei Vierteile der Bevölkerung machen die Bagirmi aus. Sie zeichnen sich nicht allein im ganzen durch physische Vorzüge, schönen Wuchs und gefälligere Züge vor ihren westlichen Nachbarn aus — besonders die Frauen, wie Nachtigal sehr oft erwähnt —, sondern sie sind auch ein Volk mit guten Anlagen, deren Ausbildung allerdings durch die Verhältnisse sehr beeinträchtigt wurde. Die lange Gewöhnung an anstrengende, nicht immer ungefährliche, kriegerische Expeditionen, auf denen die einzelnen oft jahrelang von Haus und Familie fern bleiben, hat den Männern, wenn nicht grosse Tapferkeit, so doch kriegerischen Sinn und Unternehmungslust gegeben, sie aber freilich den regelmässigen Arbeiten des Friedens einigermassen entfremdet. Das herumstreicherische, abenteuerliche Leben auf Ghazien sagte ihnen nicht allein bald aus Gewohnheit mehr zu, sondern war auch sehr viel fruchtbringender, es gab ihnen einen Grad von Wohlstand, Macht und Ansehen, den sie bei der ungünstigen Lage ihres Landes aus Ackerbau und Handwerk nicht gewinnen konnten. Da sie imstande waren, alles, was an Kleidung und Schmucksachen in den industriellen Hausstaaten und Bornu gearbeitet oder an europäischen Erzeugnissen von den günstiger gelegenen

Sudanmärkten gebracht wurde, zu kaufen, so zogen sie diesen Weg der Erwerbung frühzeitig demjenigen mühevoller Arbeit vor. Ihre Erfolge gegen kriegerische, wenn auch schwächere Nachbarstämme machten sie dabei hochmütig, ihr Wohlstand anspruchsvoll, ihr Leben in Kriegslagern, ihre Gewöhnung an blutige Szenen, Ueberfälle, Verätereien und Unmenschlichkeiten roh, rücksichtslos, unzuverlässig und grausam, endlich die Wechselfälle ihres abenteuerlichen Lebens leichtsinnig und sorglos.

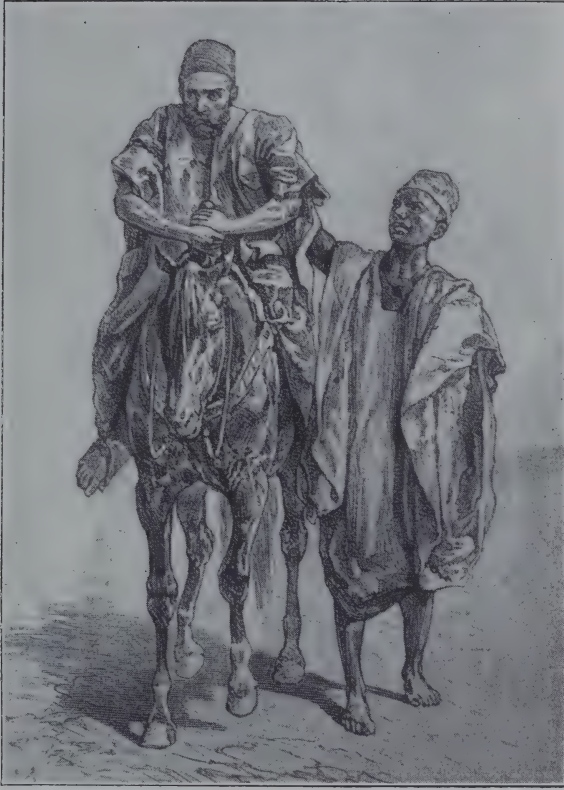
Dass sie aber auch wohl veranlagt zu regelmässiger Arbeit und geschickt für die Künste des Friedens sind, zeigen sie da, wo sie durch die Verhältnisse veranlasst werden, dieselben zu üben. Sie haben die Webe- und Färbekunst sowie die Sattlerei hier und da von den Kanuri und Makari gelernt, in deren Händen auch noch jetzt diese Gewerbe in Bagirmi vorzugsweise sind, und in denselben an einigen Punkten solche Fortschritte gemacht, dass z. B. die aus Massenja stammenden Sklaven in Kuka ganz besonders als Weber geschätzt waren. Dass König Ali von Wadai nach glücklich beendigtem Feldzuge viele Tausende von Bagirmileuten in der ausgesprochenen Absicht in sein Land überführte, seine eigenen Untertanen im Ackerbau, den genannten Handwerken, im Bau von Erdhäusern und dergleichen zu fördern, beweist, dass jene in diesen Beziehungen einen guten Ruf hatten und ihren östlichen Nachbarn überlegen waren.

Ueber die Heidenstämme, auf die wir hier nicht näher eingehen, urteilt Nachtigall im allgemeinen nicht günstig. Denn wenn sie auch physisch ausgezeichnet veranlagt und intellekt keineswegs vernachlässigt zu sein scheinen, so sind sie doch jedenfalls ausserordentlich hab- und rachsüchtig. Der Charakter dieser Leute musste sich unter den gewalttätigen Räubereien, die die Bagirmi seit Jahrhunderten gegen sie ausübten, so entwickeln. Und der Not dieser Lage und dem jahrhundertelangen Unrechtleben ist es sicher auch zu danken, dass sie wider den gemeinsamen Feind nicht zusammenhalten, sondern mit Gleichgültigkeit oder gar Freude einen verwandten Stamm von demselben überfallen sehen, wohl auch selber dabei helfen. Die mächtigen Häuptlinge von Sömrai, Ndam, Njillem usw. sollen eine absolute Herrschaft über Leben und Besitz der Untertanen haben, ihre Herrscherpflichten scheinen jedoch hauptsächlich kriegerische zu sein. Diebstahl und Ehebruch sollen äusserst selten vorkommen, und bei Mord schafft sich der Geschädigte selber Recht, ohne den Spruch des Herrschers abzuwarten. Der Eid wird bei dem Laube

eines gewissen Baumes geschworen und dann ebenso heilig gehalten wie derjenige des Mohammedaners auf den Koran. Vielweiberei herrscht bei allen Stämmen, und die Ehe ist einfach eine Vermögensfrage.

Was die Religion dieser Stämme betrifft, so besitzen sie alle den Glauben an ein höchstes Wesen, für dessen Existenz denjenigen, mit welchen Nachtigall darüber sprach, am unwiderleglichsten seine Stimme, der Donner, zu sprechen schien, weshalb sie auch den Sitz desselben unbedenklich in die Wolken verlegten. In der Tat ist die Bezeichnung dieses höchsten Wesens in den meisten der Dialekte identisch mit derjenigen für das Gewitter. Diesem Gotte opfern sie an einem heiligen Pfahle Kriegs- und Jagdtrophäen, Merissa, Hühner und Ziegen. Dieser Pfahl, der ungefähr vier Fuss lang, aus dem Holze der heiligen Habila oder des Kurro kan. geschnitten, und dessen Rinde in regelmässigen Abständen ringförmig entfernt wird, erhält seinen Platz neben der Wohnung in einer besonderen kleinen Hütte, zu der Frauen und Kinder keinen Zutritt haben, es sei denn auf besonderen Befehl des Hausherrn. Wenn man göttlichen Beistandes bedarf, oder wenn man die Gottheit versöhnen oder ihr danken will, schlachtet man Hühner an dem Pfahl, bestreicht diesen mit dem Blute derselben und opfert an ihm Speise (Aisch) und Trank (Merissa), Freunde und Nachbarn zu solcher Sadaqa einladend. Hat man einen Feind erschlagen, so wird das Schamfell desselben an dem Pfahle aufgehängt, und bringt man Jagdbeute heim, so wird die Nackenhaut des erlegten Tieres an demselben befestigt.

Weise Männer (Priester, Zauberer) wissen Rat bei Kriegsnot, Krankheit und Regenmangel und verstehen Willen und Sprache der Gottheit zu interpretieren. Dieselben töten z. B., bevor man kriegerrische Unternehmungen ausführt, Hühner durch Abschlagen des Kopfes und schleudern die Körper derselben weit von sich. Wenn diese auf den Rücken oder Bauch fallen, so spricht dies für einen günstigen Verlauf, während die Seitenlage eine ungünstige Vorhersage bedingt. — Bei Todesfällen vornehmer Leute — und wenn dieselben nicht aus Altersschwäche gestorben sind, wird stets der zauberische Einfluss Böswilliger angenommen — wissen die weisen Männer die Schuldigen zu entdecken. In Somrei nehmen zwei derselben den Leichnam auf ihre Köpfe, der eine das Kopf-, der andere das Fussende, fordern mit den Angehörigen des Verstorbenen diesen laut auf, sie zum Mörder zu führen, schwanken, scheinbar vom Im-



Der kranke Doktor im Begriff den König zu besuchen.



Der König schickt dem Doktor einer seiner Frauen als Geschenk.

pulse des Toten getrieben, hierher und dorthin, bis sie eine bestimmte Richtung annehmen und endlich vor der Hütte des vermeintlichen Urhebers Halt machen. Dieser verfällt dem Tode, und seine Habe wird teils vom Häuptling, teils von der Familie des Verstorbenen eingezogen. Die Sara entdecken den schuldigen Zauberer unter den versammelten Männern einer Ortschaft durch ein Bündel eines bestimmten Grases oder Laubes, das, auf den Kopf des inspirierten weisen Mannes gelegt, diesen alsbald hin- und herzutreiben und nach mannigfachem Schwanken taumelnd zum Schuldigen, vor dem es zu Boden fällt, zu führen scheint. — Direkte teuflische Einflüsse nimmt man bei Epileptischen an, die aus diesem Grunde auch erschlagen werden sollen.

Auf Befragen scheinen zwar alle überzeugt zu sein, dass mit dem irdischen Tode das menschliche Leben gänzlich abschliesse, doch die Art, in der sie ihre Toten, besonders die Häuptlinge, bestatten, spricht für die unbewusste Annahme einer Fortexistenz. Die meisten scheinen ihre Toten in rundlichen Gruben von ansehnlicher Tiefe zu bestatten, in deren östlichen Rand eine Nische angebracht wird, geräumig genug, um den Leichnam mit Zubehör aufzunehmen. War der Verstorbene ein Häuptling, so macht man ihm ein sauberes Lager von Matten, breitet über diese seine Toben, von denen er bei Lebzeiten keinen Gebrauch machte, legt den Leichnam mit vorn zusammengebundenen Händen darauf, schlägt die Gewänder über ihn zusammen und umwickelt das Ganze sorgfältig mit Baumwollstreifen von der in Bagirmi üblichen Form. Zu Häupten und Füßen des Toten legt man eine geschlachtete Ziege, setzt neben ihn Gefässe mit Honig und der geliebten Merissa, und stülpt auf seinen Mund eine kleine Kürbisschale voll Perlen und Kaurimuscheln, die gewissermassen als Zehrpfennig zu dienen bestimmt sind. Bei den Somrei und Njillem herrschte die Sitte, mit dem toten Häuptling einen Sklaven im Alter eines Sedas (12—15 Jahre alt) und eine kaum mannbare, jungfräuliche Sklavin lebendig zu beerdigen, damit dieselben, wie man Nachtigal sagte, ihrem verstorbenen Herrn die Fliegen verscheuchen und Speise und Trank reichten. Infolge der Berührung mit den mohammedanischen Bagirmi ist die barbarische Gewohnheit in Somrei abgekommen; ob dieselbe bei den Njillem, wie man Nachtigal versicherte, noch fort dauert, müssen wir dahingestellt sein lassen. Die am Schari wohnenden Hauptleute der Bua und Njillem

sollen, wie sie ihren Tod herannahen fühlen, ihre bewegliche Habe in den Strom werfen lassen.

Reise nach Wadai.

Während des ganzen Winters von 1872 bis 1873 weilte Nachtigal wieder in Kuka, aber er betrachtete seine Aufgabe in Afrika noch bei weitem nicht abgeschlossen. Nachdem ihn seine grosse Durchquerung des afrikanischen Kontinents einmal bis in das Herz des dunklen Weltteiles geführt hatte, wollte er nicht auf sein altes, liebes Projekt verzichten, weiter nach den östlich vom Tsadsee gelegenen Gebieten vorzudringen und speziell die Reise nach Wadai zu machen.

Allerdings fehlten ihm völlig die Mittel zu einer solchen Reise, nachdem Geldsendungen aus der Heimat ihn bisher nicht erreicht hatten und wohl auch kaum mehr erreichen konnten, und dazu war er infolge der furchtbaren Reises Strapazen schwer erkrankt. Heftige Schmerzen in den Gelenken, Muskeln und Knochen, die er den Sümpfen Bagirmis verdankte, raubten ihm den Schlaf der Nacht, und zahlreiche tiefgehende Geschwüre mit stark entzündeter Umgebung bedeckten seinen entkräfteten Körper. Dazu traten die Malaria-fieber, wie sie die Regenzeit stets im Gefolge hat; dieselben setzten ihm um so mehr zu, als er nur einen geringen Vorrat an Chinin besass, um ihnen mit Erfolg begegnen zu können. So blieb er von Schmerzen gepeinigt, kraftlos, tief verstimmt, voll Sehnsucht nach der Heimat, länger als Monatsfrist unfähig zu jedweder nutzbringenden Beschäftigung.

Je übler die Lage Nachtigals war, um so mehr befestigte sich in ihm der Entschluss, Wadai, dieses östlich vom Tsadsee gelegene Gebiet, zu besuchen. Allerdings wusste er, dass die Reise nach Wadai überaus gefährlich sei und ihm das Leben kosten könne; die beiden letzten Opfer waren v. Beurmann und Vogel; ersterer war schon an der Grenze des Landes, der andere in der Hauptstadt selbst erschlagen worden. Nach ihnen hatte nur noch G. Rohlfs 1866 den Versuch gemacht, die Gastfreundschaft des Sultans durch einen vorläufigen Brief zu erbitten; das Gesuch wurde aber mit der Antwort abgelehnt, er könne und wolle ihn nicht beschützen. An Abmahnungen und dringenden Warnungen fehlte es daher in Kuka nicht. Nachtigal aber fühlte, dass seine Aussicht auf Gefahren ihn nicht abschrecken dürfe, unter inzwischen veränderten und einigermassen

günstigen Verhältnissen von neuem die Lösung einer seit lange auf dem Programm der europäischen Wissenschaft stehenden Aufgabe anzustreben, für die zwei ebenbürtige Vorgänger vergeblich ihr Leben geopfert hatten. Als er unwiderruflich den Entschluss gefasst hatte, seinen Heimweg nur über Wadai zu machen, kam gerade ein Beamter des Königs Ali zum Einkauf von Handelswaren auf den Kukamarkt. Der Bote war ein Dschellabi, mit Namen Otman Uled el Fadl, und in Bornu, wie dem Scheich Omar wohlbekannt. Die überbrachten Briefe waren günstigen Inhalts, und der Scheich versprach Nachtigal sofort, ihn mit dem Manne, der grosse Eile hatte und demnächst wieder nach Wadai zurückkehren wollte, reisen zu lassen. Otman brachte im ganzen befriedigende Nachrichten über die Zustände in Wadai, war aber mit grosser Mühe und manchen Verlusten durch die Ueberschwemmungsgebiete am Firtri, am Bahar el-Ghazal und in der Provinz Kotoko nach Kuka gelangt. Die Aussicht, Nachtigal als Reisegefährten zu haben, nahm Otman, den er eines Abends bei einem Freunde, dem Scherif el-Medeni, traf, besser auf, als er erwartet hatte. Zwar war er nicht ganz ohne Sorge über die Verantwortlichkeit, die er dem Scheich Omar gegenüber übernahm, Nachtigal sicher bis in die Hauptstadt des Königs zu geleiten, und die er andererseits diesem gegenüber hatte, indem er einen Christen in sein Land führte; doch konnte er die Mission dem Scheich Omar in keinem Falle abschlagen und war schliesslich auch der Ueberzeugung, dass, einmal in den Händen des Königs Ali, ihm keine Gefahr mehr drohe. Allerdings hatte unser Freund ihm auch auseinandergesetzt, dass er sich nach der Rückkehr in sein Vaterland sehne und den langen, einförmigen und anstrengenden Weg, auf dem er nach Bornu gekommen, nicht zum zweiten Male machen möchte, vielmehr hoffe, in weniger anstrengender Weise durch Wadai und Dar-For in die Nilländer zu gelangen. Sein Versprechen, dass er das Land nicht „aufschreiben“ wolle, beruhigte ihn einigermaßen; er betonte jedoch die absolute Notwendigkeit, unterwegs weder die Leute auszufragen, noch zu schreiben und in Abesche keinen Versuch zu machen, im Lande herumzureisen. Letzteres sei für Fremde eine Unmöglichkeit; er selbst wohne seit sieben Jahren in Wadai, sei von dem Sultan wohlgelitten, dennoch kenne er nur die bekannte grosse Karawanenstrasse nach Bornu und nach Dar-For, und niemals würde er es wagen, im Innern von Wadai allein zu reisen; sein Verwandter, ein Freund des Königs Ali, der Hadsch

Ahmed Tangatanga, der beabsichtigte, seine Pilgerfahrt nach Mekka zu machen, werde ihn sicher von Wadai nach Aegypten führen. So konnte Nachtigal denn endlich an die Vorbereitung zur Verwirklichung seines Planes gehen.

Das wichtigste für seine Reise war, die nötigen Mittel zu beschaffen. Belaid, der von Fessan aus beauftragt war, ihm 300 Taler auszuzahlen, hatte zwar die besten Absichten und machte die grössten Anerbietungen, doch fehlte es ihm, wie schon erwähnt, gänzlich an barem Gelde, und auf den Verkauf seiner Sklaven und Kamele konnte Nachtigal sich nicht einlassen. Seit seiner Rückkehr aus Bagirmi waren fast sechs Monate verflossen, und die geringen Mittel, die er in den Händen des Scherif Ahmed für den Fall der Not zurückgelassen hatte, bis auf einen geringen Rest aufgezehrt; auch die Summe, die er durch den Verkauf seines Elfenbeins von Maina Adam von Kawar erzielt hatte, etwa 130 Maria-Theresia-Taler, war bereits bedenklich in Angriff genommen, und die Summe, die der unglückliche Hadsch Bu-Hadi ihm geschuldet und von Kano ihm zurückzubringen gedachte, durch den Tod desselben verloren gegangen. Zwar machte er den Versuch, aus dessen Hinterlassenschaft die Summe erstattet zu erhalten, erfreute sich auch der bindendsten Versprechungen, musste aber die Erfahrung machen, dass Hinterlassenschaften irgendwelcher Art, und welchen Personen sie auch immer angehören, in Kuka unter der Verwaltung, der ihre Regulierung von Regierungswegen übertragen wird, in Nichts aufzugehen pflegen. Der Hadsch Mohammed el-Amir von Mursuk, einer der vernünftigsten Mohammedaner, denen Nachtigal in seinem Leben begegnet ist, der als reicher und mit Europäern wohlvertrauter Mann ihm wohl eine grössere Summe hätte vorstrecken können, hatte selbst wenig oder nichts von seinen zahlreichen Guthaben eingetrieben; so blieb ihm denn nur noch die Hilfe, auf die kein europäischer Reisender in Bornu jemals vergeblich gerechnet hatte, die Güte des Scheich Omar. Nachtigal sprach darüber mit seinem Wirt Ahmed, der kaltblütig die Sache in einer durchaus geschäftlichen Weise auffasste und sich für gewisse Prozente anheischig machte, für seine vollständige Ausrüstung von seiten des Scheich zu sorgen. Nachtigal selbst ging Mitte Januar, sobald festgestellt war, dass er mit Otman nach Wadai reisen sollte, zum Fürsten, um ihm seine Lage klar darzulegen, doch da der brave Herr gewohnt war, bei jedem Besuch ein wenn auch noch so kleines Geschenk zu empfangen, war Nachtigal in Verlegen-

heit, was er ihm anbieten sollte. Mit Mühe gelang es ihm, aus seinem Besitztum einige Gegenstände zusammenzustellen: ein geodätisches Instrument mit einem Dreibein, einen Waschschwamm, ein Filtriergefäß für Trinkwasser, einen kleinen Trinkbecher von Zinn, der aus drei zusammenschiebbaren Teilen bestand, ein Kistchen mit Korkstöpseln und einige Schachteln Revolverpatronen.

Der Scheich, der schon bei Nachtigals Reise nach Kanem und Borku ungehalten darüber gewesen war, dass er von Bu Aischa und Mohammed-et-Titiwi einige hundert Taler zu 150 Prozent aufgenommen hatte, war mit grosser Liebenswürdigkeit bereit, ihm aus der Verlegenheit zu helfen und ihn vor der Notwendigkeit zu bewahren, von frommen Mohammedanern zu solchen und ähnlichen Prozentsätzen zu leihen. Nach wenigen Tagen erschien der Mala Abd el-Kerim und brachte mehr als tausend Turkedi, 20 Toben Kororobschi (Indigotoben von Kano), 10 andere, verschiedenartige Gewänder von Nife und Bornu, eine Anzahl seidengestickter Frauenhemden, grosse Decken aus den Haussastaaten, Schlüsseldeckel aus Korbgeflecht von Bornu in grosser Anzahl, sowie Löwen- und Leopardenfelle, mit der Bemerkung, dass, sobald der Tag der Abreise herangekommen sei, der Mundvorrat und die Kamele hinzugefügt werden würden. Ein Drittel etwa dieser Ausrüstung musste er an seinen Wirt und den Mala abgeben.

Nun handelte es sich zunächst darum, die Geschenke für die Höfe Wadai und Dar-For zu beschaffen. Unser Landsmann besass noch ein paar goldausgelegte Reiterpistolen, ein Fernrohr und einen Revolverkarabiner, den er dem König von Wadai zu opfern beschloss; doch da er die grosse Liebhaberei König Alis für Pferde kannte, suchte er sich ein schönes Pferd zu verschaffen, und zwar vermittels des Revolverkarabiners. Dieser, der besondere Patronen erforderte, würde schon aus diesem Grunde dem praktischen Sinn des Königs Ali nicht zugesagt haben, ausserdem aber hatte derselbe, wie ihm berichtet wurde, eine entschiedene Vorliebe für die lange Steinschlossflinte der Araber. Dagegen würde der Karabiner, glaubte er, als ein neues System, das in seiner grossen Waffensammlung noch nicht vertreten war, dem Scheich Omar sehr gefallen. Der Scheich, in seiner Liebhaberei weniger durch praktische Gesichtspunkte geleitet, hatte ein entschiedenes Verständnis für mechanische Vorgänge und schätzte die Gegenstände seiner Sammlungen weniger mit Rücksicht auf ihre Gebrauchsfähigkeit, als wegen ihrer Mannigfaltigkeit

und der Neuheit ihrer Vorrichtungen. So überreichte Nachtigal ihm denn eines Tages den Karabiner mit dem Hinzufügen, dass ihm derselbe durch die Güte, mit der er von ihm ausgerüstet und ihm den Weg zum Nil durch seine Empfehlungen frei gemacht habe, unnötig geworden sei, und bat sich dafür offen ein schönes Pferd aus seinem Marstall aus. Auch diese Angelegenheit wurde geordnet. Ende Januar schickte der Scheich noch zwei Töpfe Honig und sechs Büchsen mit Butter, sowie ein Zelt, und er war bis auf die Beschaffung der Lasttiere mit seiner Ausrüstung fertig. Die Reise zog sich jedoch noch hinaus, bis der Februar zu Ende war; der Dschellabi Otman hatte nämlich die mitgebrachten Waren sofort an den Scheich verkauft, und es war jetzt nicht leicht, den Betrag von etwa 300 Talern einzuziehen. Mittlerweile kaufte er zum Geschenk für den Sultan von Dar-For noch ein Pferd von dem Hadsch el-Amri, und zwar auf Kredit, der einzigen Art, in der derselbe imstande war, ihm Vorschuss zu gewähren. Leider erkrankte Nachtigals Pferd im Anfang des Januar an der von dem Kanuri „Toso“ genannten Krankheit, die die Araber als Pferdesyphilis bezeichnen, die jedoch mit den gleichen Affektionen wenig Aehnlichkeit zu haben scheint. Es bilden sich dabei in der Haut sehr plötzlich strangartig verlaufende, mehr oder weniger harte Knoten, vorzüglich an der Beuge-seite der Hinterbeine, an der Brust und in der Weichengegend; die Beine schwellen an, und das Tier vermag sich kaum zu schleppen; doch wird die Krankheit als durchaus ungefährlich betrachtet. In der Tat genass sein Reitpferd sehr schnell unter der Behandlung mit einer Mischung von Mascha, den Früchten von Karasu und Duchen Mehl.

Am 9. Februar fand das Id el-Kebir, das Opferfest statt, bei dem der Rückgang Bornus nach der Auffassung der Leute wieder klar zutage trat. Es ist eine alte Sitte, dass an diesem Tage, an dem der gläubige Mohammedaner einen Hammel schlachtet, der Scheich jedem Fremden in der Stadt, dessen Würde und Hausstand entsprechend, einen oder mehrere Hammel übersendet. Die Verteilung war in diesem Jahre sehr mager; die meisten Araber gingen ganz leer aus, und die beiden Böcke, die Nachtigal erhielt, erreichten an Güte bei weitem nicht die des vorhergehenden Jahres. Am zweiten Festtage, dem der Bewirtung der Würdenträger, Gelehrten und Fremden, machte sich derselbe Mangel bemerkbar; man setzte den Gästen keinerlei Weizengerichte vor, und die althergebrachte Ver-

teilung von Guronüssen fiel ganz fort. Allerdings war die Zufuhr derselben in letzter Zeit eine sehr schwache gewesen; die beständigen Plünderungen der von Kano kommenden Karawanen durch die Bedde hatten einen solchen Mangel an diesem Lieblingsgenussmittel der Bornuleute erzeugt, dass die Preise zeitweise exorbitant waren. Als die letzte grosse Karawane aus Kano überfallen und geplündert worden war, hörte man von den höchsten Würdenträgern des Staates beim Empfang der Nachricht weniger Bedauern aussprechen über die unglücklichen Opfer, die ihr Leben eingebüsst hatten, als über die bedenkliche Aussicht auf erhöhte Preise der Guronüsse.

In der zweiten Hälfte des Februar war endlich auch der Abgesandte des Scheich Omar, der Hadsch Abdallah ibn-Hadsch Abbas, aus Wadai mit günstigen Nachrichten zurückgekehrt. Otman Uled el-Fadl wurde schliesslich bezahlt, und der Tag der Abreise rückte heran. Die Schreiben des Scheich Omar an den König von Wadai, an den König von Dar-For und an den Deutschen Kaiser hatte unser Forschungsreisende bereits vor einiger Zeit empfangen, und am 1. März hatte er die letzte Zusammenkunft mit dem Bornufürsten. Auch er hielt die Reise bis Abesche für den gefährlichsten Teil seines Unternehmens und warnte vor den Aqade-Heerführern des Sultans Ali, deren einer Beurmann hatte ermorden lassen. Der Weg von Kuka nach Abesche mag etwa 1000 km betragen und wird von den Karawanen gewöhnlich in 28 bis 34 Tagen zurückgelegt.

Nach einem herzlichen Abschiede von dem liebenswürdigen Herrscher, dessen Gastfreundschaft Nachtigal so lange genossen und von dessen Güte er so zahlreiche Beweise erhalten hatte, zog die Karawane, der sich eine Anzahl Mekkapilger angeschlossen hatten, in südöstlicher Richtung von Kuka aus voran und kam zur Stadt Jedi. Dann wurde die Richtung eine südöstliche, und so ging es in Eilmärschen um den Tsadsee herum bis zum Schari, der am 10. März überschritten wurde.

Der Uebergang, der einige Tagereisen unterhalb der Einmündung des Logonflusses stattfand, nahm einen halben Tag in Anspruch, da der Fluss hier fast die Breite des Rheins bei Köln hat und zwischen drei und fünf Meter hohen Ufern dahinfliesst. Damit hatte man das erste Viertel des Weges, das noch in das Bornugebiet fiel, zurückgelegt. Jetzt schlug man eine östliche Richtung ein und gelangte am 21. März in die Nähe des Fitrisees.

Der Fitrisee hat einen zwei Tagereisen erfordernden Umfang und eine ovale Gestalt, deren lange Achse zu Wasser ungefähr von Tagesanbruch bis zum hohen Mittag zurückgelegt werden kann. Das Wasser soll an vielen Stellen so tief sein, dass es mit Ruderstangen nicht zu ergründen ist. Der See schwillt alljährlich in der Regenzeit an, sobald der Batha sich in einen Strom verwandelt, was derselbe, wenn auch nur auf kurze Zeit, wohl in keinem Jahre versäumt, und überschwemmt dann alles umliegende Land, den Verkehr mit dem vorwaltend lehmigen Boden ausserordentlich erschwerend. Zu dieser Zeit ziehen sich die Araber, die zeitweise am Fitri weiden, vom See zurück in die sogenannten Gizal, d. h. in die Sandgegenden, und viele fremde Bewohner des Landes folgen ihrem Beispiel. Die grosse Stechfliege, die Nachtigal bei der Besprechung Bagirmis beschrieben hatte, wird in dieser Periode besonders häufig; doch wird auch hier eine andere, kleinere, von rötlicher oder bräunlich-grauer Farbe als viel gefährlicher angesehen, da sie den Tieren in die Nasenlöcher kriecht und sie sicher töten soll, während die erwähnte grosse nur eine ausserordentlich lästige Plage bildet. Ob die kleinere und gefährlichere identisch ist mit der wenige Breitengrade weiter südlich, im Süden von Bagirmi und Wadai vorkommenden, konnte Nachtigal nicht feststellen, da zur Zeit seiner Reise, Ende März, dieselbe sehr selten ist und ihm nicht zu Gesicht kam; mit der Regenzeit tritt sie jedoch auf, und zu gleicher Zeit wird auch die grössere zahlreicher, lästiger und vielleicht auch gefährlicher. Aber auch zur Zeit des Aufenthaltes unserer Reisenden mussten grosse Lagerfeuer mit feuchtem Brennmaterial unterhalten werden, in deren Rauch die Tiere Ruhe fanden; besonders schienen die Kamele zu leiden, und es war nicht leicht, dieselben abzuhalten, in das Feuer selbst zu dringen, wie es ihnen die Verzweiflung eingab, und sich erhebliche Brandwunden zuzuziehen. In der Tat ging „Otma“, ein Kamel, auf diese Weise zugrunde. Auffallend war es, dass die grosse Stechfliege durch die helle Farbe angezogen zu werden schien; der fleckenlos weisse Schimmel, den Nachtigal vom Scheich Omar zum Gastgeschenk erhalten hatte, war schon während des Marsches am Halse, Unterleib und in den Flächen der Schenkel ganz mit Blut bedeckt und litt bedeutend mehr als der Grauschimmel, den er für den Sultan Hasin von Dar-For mit sich führte, während die rötliche Schecke, die Nachtigal selbst ritt, fast ganz verschont blieb. Die auf die Weide getriebenen Kamele konnten in

der Tat während des Tages keinen Augenblick fressen und kehrten verzweifelt zum Lagerplatz und zum Feuer zurück. Das nicht sehr zahlreiche Rindvieh der Fitrileute wird bei Nacht geweidet und, wenn es bei Tage hinaus muss, in strohgeflochtene Decken gehüllt, und ebenso geschieht es mit den Kamelen, die dort aber nur sehr selten und zeitweilig gehalten werden können; die Pferde werden ebenfalls fast gar nicht anders, als um ihnen Bewegung zu verschaffen, hinausgeführt. Die dem Fitri zunächst liegende Zone ist aus demselben Grunde fast ganz von Wild entblösst; Antilopen, Büffel, Giraffen ziehen sich von dem See in die Sandgegenden nach Norden zurück; nur der Löwe, der das Wasser und den Schatten nicht entbehren kann, bleibt und wird bei dem Mangel an Nahrung dort den Menschen sehr gefährlich; ja man sagt, am Fitri lebe er nur von Menschenfleisch. Vorsichtige Reisende lagern in der Tat in der Fitrigegend nur in Dörfern und zünden selbst dann noch grosse Feuer an. Der Wadai Faqih Adam, der in Bornu sein Berichterstattér über sein Vaterland gewesen ist, erzählte — und er war ein glaubhafter Mann — dass, als er und seine Begleiter das Fitrigebiet passiert hätten und so unverständig gewesen wären, fern von einem Dorfe zu lagern, ein Löwe ihm nachts die eigene Sklavin vom Feuer weggeholt habe; er und seine Nachbarn seien aufgesprungen und hätten den Löwen mit Schimpfworten und Stockschlägen verfolgt; darauf habe derselbe die Sklavin zwar fallen lassen, sei aber in sichtbarer Entfernung sitzen geblieben, scheinbar erstaunt, in seinem Rechte so beeinträchtigt zu werden.

Man sollte ein solches Land, trotz seiner Fruchtbarkeit, für fast unbewohnbar halten, gleichwohl sind die Einwohner in dieser Hinsicht durchaus anderer Ansicht. Als Nachtigal mit einem Bulalawi über die Beschwerlichkeit ihrer fast beständigen Landplagen sprach, antwortete derselbe mit tiefster Ueberzeugung: „Gibt es denn ein süßeres Land als das Fitriland?“ Begreiflicherweise ist der Spätsommer und der Herbst dort sehr ungesund, und sicherlich hat die herrschende Klasse der Bulala, weil arabischen Ursprungs, sich nur durch Vermischung mit den Eingeborenen zu akklimatisieren vermocht.

Das ganze Gebiet des Fitri soll hundert und einige Ortschaften umfassen, von denen die am südlichen Umfange des Ovals liegenden dem Rande des Sees ziemlich nahe sind, während viele am Nordumfange sich weiter von demselben zurückziehen. An der südöst-

lichen Seite mündet der Batha und einige Stunden nördlich von ihm, nicht weit von dem Ufer des Sees, Gorko, etwa drei Stunden Nord oder Nordnordwest von Jawa, Melme, das passiert wurde, Golo und Gamsa, östlich vom See am Batha liegend. Im Innern des Sees findet sich die Insel Modo mit zwei von Abu Simmin bewohnten Dörfern und südlich von dieser eine andere von denselben bewohnte Insel namens Dogo. Der See ist reich an Flusspferden und Krokodilen.

Am 25. März wurde die Reise fortgesetzt und zwar in nord-östlicher Richtung. Sie führt durch Gegenden, die sowohl durch Löwen und Rhinocerosse, als durch Diebe unsicher gemacht wurde. Die Reisenden wurden also gezwungen, immer dicht beieinander zu lagern und den Lagerplatz mit einem Dornenverhau zu umgeben. Je weiter die Karawane vorrückte, desto grösser wurde die Eile Otmans, desto eifriger sein Bestreben, Nachtigal nicht mit den Bewohnern des Landes zusammenkommen zu lassen. Wenn die Dörfer häufiger wurden, so war es sicher, dass die Nacht in der Wildnis zugebracht wurde. So passierten sie am 30. März in Ostsüdost-Richtung das Dorf Amgarwundi von etwa 200 Hütten, das von Arabern und Kuka bewohnt war und in dessen Nähe ansehnliche Rinderherden, den Fellata gehörend, weideten und liessen das Dorf Oscheraja am Wege liegen. An Stelle der früheren Araberstämme, der Salanat usw., traten jetzt in den Dörfern die sesshaften Familien der roten Misrija (Missirija), während von den eingeborenen Elementen die Kuka noch vorwalteten. Von dem Batha hatten sie sich mehr als einen halben Tagemarsch entfernt, und damit wurden die Brunnen tiefer und waren besonders zur Zeit der Mittagshitze, zu der die Leute ihr Vieh zu tränken pflegen, ausserordentlich umlagert. Bei dem Prinzip Otmans, stets in der Wildnis die Nacht zuzubringen, genossen die Reisenden niemals die völlige Ruhe, denn das ganze Gebiet der Misrija ist wegen seiner Unsicherheit und zahlreichen Diebe berüchtigt. Otmann, der Hauptwarner in dieser Beziehung, wurde, trotzdem Nachtwachen angeordnet waren, das erste Opfer der diebischen Misrija und verlor ansehnliche Partien von Turkedi- und Bornu-Toben; doch schon am folgenden Tage, dem 1. April, wurde auch Nachtigal ein stärkeres Kamel von der Weide gestohlen und trotz aller Nachforschungen nicht wieder aufgefunden.

Sie hatten nur noch vier lange Tagemärsche bis Abesche, der Hauptstadt Wadai, und Nachtigals Reisegefährten, Otman und



Plündernde Krieger.

Faqih Abo, wurden von Tag zu Tag nachdenklicher. Jener in der Ungewissheit, wie der König Ali die Ankunft unseres Freundes aufnehmen würde, dieser in der Besorgnis, dass die Verzeihung des Königs, die ihm aus zweiter und dritter Hand zugesichert worden war, keine volle Gewissheit sei. Otman schickte von hier aus einen reitenden Boten nach der Hauptstadt, um dem König seine Ankunft anzuzeigen und ihm zu sagen, dass er nur auf Grund eines Befehls von Scheich Omar gewagt habe, Nachtigal nach Wadai zu führen. Wo es ihm übrigens trotz Otmans Anordnungen gelungen war, mit den Eingeborenen zu verkehren, bemerkte er, dass er als Pilger und Scherif hoch angesehen war. Niemand ahnte oder verstand seinen christlichen Charakter, obwohl er denselben nicht verhehlte, sondern im Gegenteil ihn zuweilen, um die Kenntnis der Leute zu prüfen, erwähnte. Man schien den Namen Nasara, „Christen“, für den der Anhänger einer entfernt wohnenden, etwas sonderbaren mohammedanischen Sekte zu halten.

So eilig Otman bisher gewesen war, vorwärts zu kommen, so wenig hielt jetzt in nächster Nähe von Abesche sein Mut stand. Es war der vierte Tag, seit sein Bote nach Abesche gegangen, um dem König ihre Ankunft anzuzeigen, und er schwor sich hoch und teuer, nicht weiter gehen zu wollen, bevor er nicht eine Antwort von seinem Herrn erhalten hätte. Der Nachmittag kam heran, und immer noch war kein Bote vom König gekommen. Die bedrückte Stimmung war eine allgemeine; der Ma'allim Abo war besorgt um seine Person; Otman fürchtete für sich und Nachtigal, und dieser selbst konnte sich einer gewissen Unruhe nicht entziehen. Zwar glaubte er der rechtlichen Gesinnung des Königs Ali sicher zu sein, denn er hatte zu viel charakteristische Züge seiner Handlungsweise in Erfahrung gebracht; aber wenn er seinen Glaubensgenossen gegenüber auch stets streng gerecht, wenn auch nicht gerade von grosser Güte gewesen war, so konnte er sich doch leicht durch religiösen Fanatismus zu Gewalttätigkeiten gegen einen Christen hinreissen lassen; war er doch der treueste Anhänger jener fanatischen Sektierer, die unser Freund als Senusija bei Gelegenheit seiner Borkureise fürchten gelernt hatte, und die die glühendsten Christenhasser unter den Mohammedanern sind, und hatte doch einer ihrer Missionare bei seiner letzten Wüstenreise seinen Gläubigen das Paradies für Nachtigals Ermordung verheissen. Alles dies ging ihm durch den Sinn, als er versuchte, den gewohnten

Mittagsschlaf zu halten, doch brachte er es nicht über einen Halbschlummer, der durch wilde Träume beunruhigt wurde.

Endlich, um 2 Uhr nachmittags erschien ein Genosse Otmans, d. h. ebenfalls ein Dschellabi im Dienste König Alis, der mit einer durchaus freundschaftlichen Botschaft von seiten seines Herrn betraut worden war. Freilich zerstörte er den günstigen Eindruck, den er durch die Ueberbringung des königlichen Aman — das Versprechen sichern Geleits — bei ihm gemacht hatte, wieder durch den Auftrag, Nachtigals Pferde und Feuerwaffen sofort nach der Hauptstadt zu bringen. Trotz seiner Versicherung, dass er keine Pferde zum Verkauf mit sich führe, sondern nur ein solches dem König zum Geschenke machen wolle, beharrte er darauf, seinen Auftrag auszuführen, und nach längerem Parlamentieren trennte sich Nachtigal von seinen Pferden, die Waffen jedoch behielt er zurück, die Sitte seiner Heimat vorschützend, derzufolge sich kein Mann von seinen Waffen trennt. Zu seiner eigenen Beförderung nach Abesche hatte ihm der Bote ein Pferd des Landes mitgebracht. Nachdem er die Reisenden verlassen hatte, bepackten sie ihre Kamele und folgten ihm.

Ein furchtbares Gewitter tobte über der Hauptstadt, als er sich um Mitternacht in dieselbe hineinschlich und nun lautlos durch die finstern Strassen tastete. Die Gewitterwolken entluden sich unter heftigem Winde ausgiebig über den Reisenden und verfehlten nicht, Nachtigals schon ohnehin nicht ganz heitern Gemütszustand aufs nachtheiligste zu beeinflussen. Die grausige Nacht in dieser felsigen und waldigen Gegend erschien ihm wie ein böses Omen, und als sie gegen Mitternacht nach rastlosem Marsche über tief in den Boden gewühlte Rinnsale die Residenz des gefürchteten Herrschers erreichten und still zwischen den finstern, niedrigen Häusern, die von der düstern Masse der kastellartigen Königswohnung überragt wurden, dahinzogen, hatte er das Gefühl, unrettbar seinem Untergange entgegenzugehen.

Sie stiegen im Hause Otmans ab. Da waren keine Vorbereitungen zu Nachtigals Unterkommen getroffen, der König hatte keine Mahlzeit geschickt, ihm keinen Gruss entbieten lassen, wie es wohl vornehmen Fremden gegenüber Sitte war, und als Nachtigal ermüdet von dem zehnstündigen Marsche sich auf sein einfaches Lager warf, war sein Schlaf nicht der ruhigste, waren seine Träume nicht die lieblichsten. Schon am nächsten Morgen, als er noch

sinnend auf seinem Lager lag, erschien ein Beamter des Königs und forderte ihn ohne jede Begrüssung und in so brüsker Weise auf, ihm zu folgen, „der König rufe ihn“, dass seine Missstimmung nicht gerade vermindert wurde. Gleichzeitig hatte er den Auftrag, die am Tage zuvor zurückbehaltenen Waffen mitzubringen. Er wurde zum Palast geführt, doch nicht, um vom König empfangen zu werden. Auf die Spitze eines einige hundert Schritt entfernten Gebäudes hatte derselbe einen Tonkrug stellen lassen und liess ihn auffordern, ihm die Tragfähigkeit seiner Gewehre durch Schüsse nach diesem Ziele zu beweisen, während er sich, von ihm ungesehen, im zweiten Stockwerk seines Kastells befand. „Meiner Fertigkeit nicht sicher, und verletzt sowohl durch das Ansinnen, als auch dadurch, dass ich nicht zuvor vom König empfangen worden, drehte ich dem Orte den Rücken und liess dem Fürsten sagen, ich sei gewohnt, wie es mein Rang und die Sitte erforderte, vom König alsbald empfangen zu werden, und überliesse es seinen eigenen Beamten, mit den Waffen Versuche anzustellen.“

Die Pferde fand Nachtigal ruhig im königlichen Palaste stehen, und man schickte auch bald zwei derselben zurück, dasjenige, das er als Geschenk für den König bezeichnet hatte, ohne weiteres zurückbehaltend. Die Waffen wurden noch zu weiterer Prüfung dort behalten.

Zum ungemessenen Erstaunen seiner Hausgenossen und seiner eigenen Leute, die ihn mit den grössten Bedenken am Morgen zum König hatten rufen sehen, empfing Nachtigal sehr bald zahlreiche Besuche von Nilkaufleuten und Medschabra und von zwei Kaufleuten aus Kairowan, der heiligen, tunesischen Stadt, die er wie seine Landsleute behandelte, und die ihn ihrerseits als Landsmann begrüsst. Der Hadsch Salim, der bedeutendere von beiden, war des Lobes von Sultan Ali voll und richtete unseres Freundes Mut, der durch die beschriebenen Vorgänge nicht gerade gehoben war, durch seine verständigen und überzeugenden Worte wieder einigermaßen auf.

Beim König Ali.

Am Nachmittage wurde Nachtigal von neuem zum Könige gerufen, bei welcher Gelegenheit derselbe die Reiterpistolen und das Fernrohr, die er Otman als dem König bestimmte Geschenke bezeichnet hatte, sofort mitverlangte. Sie betraten die Königswohnung

auf dem sogenannten „Wege der Frauen“, während der gewöhnliche Eingang für Beamte und Bittsteller auf dem „Wege der Männer“ stattfand; nur Besuchende und Vertraute benutzten den „Weg der Frauen“. Schon auf dem Platze vor der Königswohnung entfernten seine Begleiter ihr Gewand von der rechten Schulter, indem sie den Kopf durch die weiten Ärmel steckten, jedoch ohne von Nachtigal zu verlangen, dass er dieser allgemeinen Sitte folgen solle. Vor der äussern Tür befindet sich die Wohnung des Gross-Eunuchen, der den höchsten Rang im Lande, den eines Kamkolak, besitzt; bei ihm muss sich jeder Besucher, wenn er nicht etwa vom König direkt gerufen ist, vor dem Eintritt in den Palast melden, widrigenfalls ihm die Torwache den Zutritt versagt. Unmittelbar hinter der Eingangspforte führte links eine Tür in den Teil des Palastes, der den Frauen reserviert ist, während unsere Bekannten durch einen länglichen Hof oder vielmehr breiten Gang durch eine Türöffnung einen andern Hof betraten, auf dessen linker Seite zwei ein Stockwerk hohe Gebäude aus rotem Backstein sich befanden, die durch ein grosses, festes Tor, den Haupteingang, verbunden waren. Von dem ersten derselben bemerkte man nur eine hohe, kahle, ununterbrochene Wand, während das zweite aus drei im Unterbau zusammenhängenden Häusern bestand. In den Stockwerken befanden sich Fensteröffnungen, die mit Holzgittern versehen waren, und alle drei das Gebäude bildenden Häuser waren nach Art der Bongos mit halbkugelförmigen Strohdächern bedeckt, die auf der Mitte verschiedene Strausseier und Federn trugen. Von den drei Häusern liegt das eine nach Osten, das andere nach Westen, und das dritte nach Süden, während der Eingangshof gegen Norden liegt; das ganze Gebäude ragt, wie schon früher erwähnt, erheblich über die übrigen Häuser der Stadt empor, obwohl es selbst nicht gerade von bedeutender Höhe ist. In dem Hofe befindet sich an der beschriebenen, kahlen Hauswand eine etwa 4 Fuss lange Terrasse, zu der einige Erdstufen hinaufführen. Dieser erhöhte Platz heisst Dirdscha (Stufenbau) und dient bei verschiedenen, hochfeierlichen Gelegenheiten dem König als Sitz. Der Führer, derselbe, der Nachtigal am Morgen abgeholt hatte und sich trotz seiner dunklen Hautfarbe als ein Dongolaner vom obern Nil herausstellte, war der Architekt dieses für dortige Verhältnisse bewunderungswürdigen Baues gewesen. Auf dem Hofe befanden sich ausserdem noch verschiedene Schattendächer, unter deren Schutz einige Eunuchen und Diener des Königs sassen. Am Ende des Hofes,

hinter der eigentlichen Königswohnung, betraten sie einen kleinen Wartehof, in dem sich eine grosse Hütte mit Erdunterbau und Strohdach und ein Schattendach befanden, die beide zum Aufenthalt der persönlichen Diener des Königs, der sog. Tuweirat oder „Vögel“ und anderen Sklaven dienten. Von hier führte eine mit Stoffen aus zusammengeinähten sehr groben Baumwollenstreifen (Toqaqi) verhängte Tür in den Empfangshof des Königs.

An der Tür hockte Nachtigal nieder, klopfte leise in die flachen Hände und wünschte der Sitte gemäss dem Könige langes Leben, Sieg und Gesundheit. Der Anblick desselben und noch mehr seine ernstesten Worte gaben unserm Reisenden seine ganze Sicherheit wieder. Der König dankte ihm für seine Glückwünsche und forderte ihn auf, sich dicht bei ihm niederzusetzen. Dann fragte er ihn nach seinen bisherigen Reisen und seinen weiteren Plänen, erkundigte sich eingehend nach europäischen Verhältnissen und versicherte ihn nicht nur seines vollen Schutzes, sondern versprach ihm auch jedwede Unterstützung, falls er im Innern seines Landes Ausflüge machen wollte. „Alle seine Fragen,“ sagt Nachtigal, „waren höchst verständig, und seine Antworten wurden mit grosser Besonnenheit, Ruhe und Höflichkeit gegeben. Ich hatte in jenen Ländern noch keine Person, noch weniger einen Sultan kennen gelernt, der mir einen so verständigen, einfachen, würdigen und selbstbewussten Eindruck gemacht hätte, als der gefürchtete König von Wadai.

Auch die äussere Erscheinung des Fürsten war nichts weniger als abstossend. Er war ein kräftiger, breitschultriger Mann von etwa 35 Jahren, mit spärlichem Barte, einer ins Rötliche spielenden dunklen Hautfarbe, mässig entwickelter Nase, wenig hervortretenden Backenknochen und im ganzen eher hübschem als hässlichem Gesicht mit etwas Neigung zur Fettbildung. Das Schönste an ihm waren die grossen, klug und bestimmt blickenden Augen.

Seine Pagen und alle, die in seine Nähe kamen — er hörte während der Audienz Nachtigals Berichte an und gab Befehle, fast immer in arabischer Sprache — rutschten, sobald sie den Hof betraten, auf den Knien, die rechte Schulter entblösst, je nach ihrer Würde auf verschiedene Entfernungen an ihn heran; sobald sie den Hof betraten, richteten sie den Oberkörper auf, beugten denselben nach vorn, schlugen leise in die flachen Hände und murmelten den ihnen zustehenden Gruss, alles ohne jemals die Augen zum König zu

erheben; auch im direkten Gespräche mit ihm starrten ihre Augen auf den Kies, mit dem der Hof bedeckt war. Uebrigens waren die Worte des Herrschers zu ihnen stets einfach und natürlich, und ebenso einfach und bestimmt schien er ihre Antworten zu verlangen.

„Gegen Sonnenuntergang verabschiedete mich König Ali, mir nochmals die vollständige Sicherheit versprechend, doch mich bedeutend, zunächst meine Wohnung nicht zu verlassen, um etwa hier und dorthin zu gehen, bis ich mit den Einwohnern und Zuständen besser bekannt geworden sei, da er Ausschreitungen von seiten seiner etwas rohen Untertanen befürchte. Wie mich einer seiner Pagen abgeholt hatte, so führte mich auch einer derselben wieder zurück. Diese jungen Leute verlassen den ihrer Führung Anvertrauten nicht eher, bis sie ihn wirklich in der Tür seiner Wohnung haben verschwinden sehen, und diese Vorsicht ist geboten, denn besonders gegen Abend wimmelte die Stadt von trunkenem, niedrigem Volke, das selbst durch die grenzenlose Furcht, die alle Welt vor dem König hatte, nur in beschränktem Masse von seiner ursprünglichen Lieblingsbeschäftigung, blutigen Raufereien, abgehalten werden konnte. Es verging noch jetzt, wie die arabischen Fremden mir erzählten, keine Woche, in der nicht mehrere Morde, Totschläge oder erhebliche Verletzungen vorkamen, zu denen die Zanksucht Trunkener oder der Jähzorn Eifersüchtiger Veranlassung gab. Das Messer oder eine etwa 1 m lange, am unteren Ende mit Eisenringen versehene Holzkeule waren immer gleich zur Hand, und das Wort Kafir (Ungläubiger), das im Augenblick des Zornes stets auf ihren Lippen schwebt, war ausreichend, um jene in Tätigkeit zu setzen.

König Ali hatte seit dem Antritt seiner Regierung, die im Jahre 1858 erfolgt war, unendlich viel getan, die Roheit und den Fremdenhass, den sein Vater Mohammed Scherif am Hofe und bei seinen Untertanen genährt hatte, zu tilgen. Durch äusserste Strenge war es ihm gelungen, den wilden Sinn der Eingeborenen in etwas zu bändigen; doch noch jetzt hielt sich der Fremdling, besonders der Araber, so viel als möglich zu Hause und verliess wenigstens gegen Sonnenuntergang hin seine Wohnung nur in den zwingendsten Fällen. Wenn Nachtigal sich bei späteren Gelegenheiten etwas lange beim Könige aufgehalten, und der König selbst, ohne darauf zu achten, dass die Sonne untergegangen war, ihn allein hatte nach Hause gehen lassen, so schickte er gewöhnlich, sobald ihm das Bedenkliche seiner

Vergesslichkeit ins Gedächtnis gekommen war, noch einmal in dessen Wohnung, um sich zu vergewissern, ob er ungefährdet daselbst angekommen sei, und äusserte seine Verwunderung darüber, dass er sich nicht gescheut hätte, allein und unbewaffnet das zu tun, was hier keiner der Nil-Kaufleute, die doch seit Jahrzehnten im Lande verkehrten, gewagt haben würde. Doch der kleinste seiner Pagen genügte ebensogut als die zahlreichste, bewaffnete Begleitung, um dem Fremden vollständige Sicherheit zu gewähren, und es war diesem tatkräftigen Fürsten gelungen, in seinem Kernlande wenigstens eine solche Furcht bei den rohen Eingeborenen zu erzeugen, dass man, von einem Pagen begleitet, mit ziemlicher Sicherheit durch das ganze Land hätte reisen können.

Des Königs lebhaftes Bestreben, Handel und Wandel im Lande zu heben und den Verkehr mit der Aussenwelt zu befördern, legte ihm natürlich die Verpflichtung auf, für die Sicherheit der Fremden zu sorgen, und es war sein eifrigstes Bemühen, diese herzustellen. Besonders war er besorgt für die Araber, die unter der Regierung seines Vaters nicht nur schlecht behandelt, sondern sogar häufig, ja auf Befehl des letzteren, selbst ermordet worden waren, so dass nach und nach alle Karawanenwege von Norden her verödeten.

Sein Streben blieb nicht erfolglos, denn mit freudiger Genugthuung konnte er wahrnehmen, wie sich allmählich wieder der Handelsverkehr mit seinem Lande hob.

Uebrigens kann man die grausame Strenge des Herrschers Ausschreitungen gegenüber ohne richtige Würdigung des Charakters der Eingeborenen kaum begreifen. Noch kurz vor Nachtigals Ankunft hatte sich ein Vorfall ereignet, der Alis Strenge und Tatkraft vollkommen kennzeichnet.

Der König erblickte eines Tages von der Höhe des oberen Stockwerks seines Palastes, von dem aus er den Markt übersehen konnte, eine allgemeine Verwirrung und Unordnung und endlich Streit unter den Leuten; sein schleunigst abgeschickter Bote brachte ihm die Nachricht, dass ein Diebstahl verübt worden sei, und dass andere die Verwirrung wiederum zu Diebstählen benutzt hätten. Sofort begab sich der König selbst zu Fuss ausserhalb des Palastes — ein bei einem König von Wadai, der in den Augen der Untertanen etwas Göttliches hat, ganz unerhörter Vorgang — liess sich vor der Tür,

die auf den Markt führt, eine Strohmatte ausbreiten, sammelte eine Anzahl seiner bewaffneten Korajat (Stallknechte) und liess die Beamten, die für die Sicherheit der Hauptstadt verantwortlich waren, rufen. Es waren dies sein Bruder Jusef, sein mütterlicher Oheim Abu Dschebrin und sein Freund und Ratgeber Ahmed Tangatanga, von denen jeder ein Viertel der Stadt unter seiner Oberraufsicht hatte. Als diese Edelleute und Grossbeamten vor ihm erschienen und das Volk vor ihm versammelt war, erklärte er den Anwesenden, sie könnten schon aus dem Umstande, dass ein König von Wadai zu Fuss, in Sandalen auf dem Marktplatze erscheine, auf den Ernst schliessen, mit dem er auf die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit in der Hauptstadt halten werde; seinen Verwandten und Beamten aber eröffnete er, dass, wenn sie nicht binnen kurzem die Ruhestörer und Verbrecher ermittelt und vor ihn gebracht haben würden, er an ihnen selbst eine blutige Sühne vollziehen werde. Dieselben machten sich alsbald an die Untersuchung und brachten vierzehn Personen herbei, worunter nicht wenige Frauen, die des Diebstahls während der allgemeinen Verwirrung für überführt erklärt wurden. Der König liess sie zusammenstellen und von seinen meist mit Karabinern bewaffneten Korajat sofort niederschliessen. Eine genauere Untersuchung würde wahrscheinlich festgestellt haben, dass manche der Erschossenen unschuldig gewesen, und dass sie als schuldig befunden wurden, weil die Köpfe der Würdenträger selbst auf den Schultern bedenklich wackelten. Doch wenn ein Menschenleben in jenen Ländern überhaupt nicht sehr hohen Wert hat, so gilt es in Wadai noch viel weniger, und dem König kam es vor allen Dingen darauf an, die Einwohner durch Furcht vor Strafe von ähnlichen Vergehen abzuhalten.

Unter König Alis Regierung war es nicht möglich, dass ein fremder Kaufmann unbezahlt blieb, wie dies in Bornu so oft der Fall war. Stand in Wadai der Abgang einer Karawane bevor, so brauchte derjenige, dem es nicht gelungen war, sein Guthaben einzutreiben, sich nur an den König zu wenden, um schnell zu seinem Recht zu kommen. Mochte der Schuldner auch ein hochgestellter Beamter sein, so nahm der Herrscher doch keinen Anstand, demselben zu erklären: „Wenn du nicht zu dem und dem Tage deine Gläubiger befriedigt hast, so gehst du anstatt der Bezahlung als sein Sklave mit ihm.“ Es mochten häufig solche Gewaltmassregeln nötig werden, denn später sah sich der Herrscher veranlasst, im voraus

die ankommenden Kaufleute darauf aufmerksam zu machen, dass sie nur gegen bare Bezahlung zu verkaufen hätten.

Freilich hatte der König im Innern des Landes denselben Zustand der Sicherheit noch nicht herzustellen vermocht, doch strebte er mit allen Kräften danach und schonte selbst seine nächsten Verwandten, die ja in jenen Ländern die Hauptübeltäter sind, durchaus nicht. Es war diesem Umstande wohl zuzuschreiben, dass auch er nach alter Wadai-Sitte beim Regierungsantritt diejenigen seiner Brüder und nächsten Verwandten, die möglicherweise nach der Herrschaft streben konnten, hatte blenden lassen. Er hatte jedoch hierbei eine grosse Gerechtigkeit geübt: diejenigen, deren wilden, herrschsüchtigen Sinn er kannte, hatte er des Augenlichts beraubt, doch einige seiner Brüder, obgleich von freien und edlen Müttern geboren und also unter Umständen thronberechtigt, im Vertrauen auf ihre bessere Natur verschont.

Ali war nach Nachtigals Urteil „ein Mann von gesundem Menschenverstand, wenig Gemüt, rücksichtsloser Tatkraft und strenger, selbst grausamer Gerechtigkeit. Sein Hauptstreben ging dahin, die Machtstellung Wadais nach aussen zu heben und im Innern das königliche Ansehen durch Gerechtigkeit bei den Guten und durch Furcht bei den Schlechten zu befestigen. Es lag ihm darum auch die Förderung des kriegerischen Sinnes, wie er ohnehin schon im Charakter der Einwohner Wadais liegt, sehr am Herzen. Wenn er es zur Aufrechterhaltung für Handel und Wandel für notwendig erachtete, mit den grössten Nachbarländern in Frieden und Freundschaft zu leben, so hielt er doch seine Kriegsanführer nach anderen Richtungen hin fortwährend in Tätigkeit, und wehe dem, dessen Tatkraft und Tapferkeit bei irgend einer Gelegenheit zweifelhaft erschien. Noch kürzlich hatte er einige derselben gegen die räuberischen Massalit, die zwischen Wadai und Dar Fur die Karawanenstrasse unsicher machten, ausgesickt, und als sie nicht nur unverrichteter Sache, sondern sogar mit sehr zusammengeschmolzener Mannschaft zurückkamen, liess er denjenigen, die nicht mit gehöriger Entschlossenheit vorgegangen, Nase und Ohren abschneiden.

Wenn König Ali vor Nachtigals Ankunft noch unentschlossen gewesen war, ob seine religiöse Ueberzeugung ihm erlaube, ihn zu empfangen — über den ihm zu gewährenden Aman war er nicht im Zweifel —, so liess er ihn, nachdem der Bann gebrochen war, fast alle Nachmittage, sobald die eigentlichen Regierungsgeschäfte

beendet waren, zu sich rufen. Gleich anfangs hatte er zahlreiche Beweise, in welcher logischer und einfacher Weise er zu urteilen gewohnt war. So schickte er Nachtigal bereits nach einigen Tagen das ihm als Geschenk überreichte Fernrohr wieder zurück, und als dieser sein Bedauern darüber ausdrückte, dass ihm dasselbe nicht gefalle, und dass er ihm die Schande angetan habe, es zurückzusenden — denn in seinem Lande gelte es für eine Schande, ein Geschenk wieder zurückzuerhalten —, entwickelte er ihm seine Grundsätze in dieser Hinsicht mit einer überwältigenden Klarheit und Einfachheit. Er meinte, nicht ohne Berechtigung, dass es wohl richtiger sei, wir folgten in seinem Lande den dort gültigen Gewohnheiten und nicht den Sitten der Heimat Nachtigals, und setzte ihm auseinander, dass die Geschenke, die er von den zureisenden Fremden empfangen und beanspruche, eine Art Steuer seien, für die er als Gegenleistung die Gewähr der Sicherheit ihres Eigentums und ihrer Person übernehme; er glaube deshalb das Recht zu haben, besonders da seine königliche Würde verlange, dass er dies scheinbare Geschenk erwidere, ja überbiete, genau zu prüfen, ob ihm dasselbe gefalle und wieviel es etwa wert sei; gefalle es ihm nicht, oder könne er keinen Gebrauch davon machen, so gebe er es eben einfach zurück. Das Fernrohr sei ein Instrument, von dem ihm zwar die Leute gesagt hätten, dass Nachtigal mit demselben bis in seine Heimat sehen könne, er habe sich aber vergebens einige Tage bemüht, irgend etwas Besonderes dadurch zu sehen; Gott habe ihm sehr gute Augen gegeben, und er verzichte auf dieses Instrument um so lieber, als er wisse, dass wir grossen Wert auf dergleichen Erfindungen legten; Nachtigal diene es besser als ihm, so habe er es denn zurückgeschickt.

Auch den Empfehlungsbrief, den Nachtigal von Scheich Omar an seinen königlichen Nachbarn erhalten hatte, konnte er ihn nicht bewegen anzunehmen. Als er denselben überreichen wollte, erklärte ihn der König für durchaus überflüssig, da er, durch ihn überbracht, keinen andern Inhalt haben könne, als den der Empfehlung seiner Person; nun aber wisse er genau, wie er sich Fremden gegenüber zu verhalten habe, und werde sich weder durch Freundschaft für den Scheich Omar bewegen lassen, ihn besser zu behandeln, als seine eigenen Grundsätze ihm geböten, noch aber durch Furcht sich vor einer schlechten Behandlung der Person Nachtigals abhalten lassen. In der Tat hat König Ali das Empfehlungsschreiben niemals

in Empfang genommen, und dasselbe ist in Nachtigals Besitz geblieben.

So hoch bei der Vorliebe des Königs für Handel und Wandel die fremden Kaufleute bei demselben in Achtung standen, und so reichlichen Gewinn sie im Lande fanden, so wenig waren sie bei den Eingeborenen beliebt. In ihrer grenzenlosen Furcht vor König Ali ertrugen sie zwar die Fremdlinge, betrachteten dieselben jedoch als Eindringlinge und Schmarotzer, die sich von ihrem Fette mästeten; besonders waren die Dschellaba, von denen viele aus Dongola stammen — die in Nimro Angesiedelten sind meistens Dongolaner — von den Leuten gehasst und verachtet. Es gilt noch heute für eine fast ebenso schwere Beleidigung, „Dongolawi“ von jemand geschimpft zu werden, als Haddad (Schmid) oder Kabartu (verachtete Musikantenkaste des Landes), Insulten, die nur durch Blut abgewaschen werden können.

Nur der Furcht vor dem König verdankte auch Nachtigal seine unbelästigte Existenz in Abesche; doch trotz der Gunstbezeugungen, die er ihm erwies, konnten sich die echten Wadai-Leute nur sehr allmählich entschliessen, nicht etwa ihn aufzusuchen oder Nachtigals Besuch zu wünschen, sondern auch nur in Krankheitsfällen seinen Rat anzunehmen, und unser Freund war der festen Ueberzeugung, dass, wenn nicht der König gewesen wäre, man seinen Aufenthalt im Lande nicht lange geduldet, ja, dass er noch wahrscheinlicher dasselbe nicht lebendig verlassen haben würde.

Allmählich begannen die Leute, wenigstens ihn in Krankheitsfällen um Rat zu fragen, und es machte damit die Momo den Anfang, obgleich sie es gewesen, die sich ihm anfangs am feindlichsten gegenübergestellt hatte. „Täglich schickte sie ihm Frauen ihres grossen Hausstandes,“ leider mit Krankheiten behaftet, die ausserhalb der Einwirkung meiner ärztlichen Macht lagen, da sie durch Darreichung harmloser, innerer Medizin nicht geheilt werden konnten. Durch Pocken zerstörte Augäpfel, graue Staare und abgelaufene grüne Staare, Krankheiten der Bindehaut des Auges, Hornhautentzündungen und Geschwüre, chronische Rheumatismen, chronische Verdauungsstörungen und Lungenkatarrh bildeten das Hauptkontingent der ihm zur Behandlung gekommenen Krankheiten.“ Wenn die Dschellaba, Tripolitaner und andere allerdings folgsame und dankbare Kranke waren, so mögen doch die meisten der eigentlichen Wadaileute, auch wenn sie Nachtigal konsultierten, nur selten von

den ihnen verabreichten Heilmitteln Gebrauch gemacht haben. Nur der König, der, wie erwähnt, an Hämorrhoidalbeschwerden litt, zeigte, selbst ein durchaus ehrlicher Mann, vollen Glauben an unseres Freundes gute Absichten und nahm zum grössten Entsetzen seiner Umgebung seine Heilmittel mit grosser Regelmässigkeit, bei deren Verabreichung natürlich Nachtigal, wie stets in jenen Ländern, zunächst selbst vor den Augen der Anwesenden eine Dosis einzunehmen hatte.

Bei den häufigen Besuchen im königlichen Palast, wohin Nachtigal später fast jeden dritten Tag berufen wurde oder unaufgefordert ging, lernte er allmählich die hervorragendsten Leute des Landes kennen, musste aber immer wieder die Erfahrung machen, dass dem König gegenüber selbst der höchste Beamte nicht mehr Einfluss ausübte, als der letzte seiner Diener. Er war freilich etwas enttäuscht darüber, dass er nicht Waffenschmied oder in der Feuerwerkerkunst erfahren sei, denn er habe gehört, die Europäer verständen alle Handwerke und Künste, söhnte sich aber doch mit seinem ärztlichen Stande mehr und mehr aus. Häufige Unterhaltung hatte Nachtigal mit ihm über christliche Religion und christliche Länder, aber auch über solche Gegenstände, deren Kenntnis für ihn als Forscher von grossem Werte sein musste. So bildete das Rhinoceros Wadai, von dem ja lange Zeit durch die Erzählungen fremder Kaufleute die Ansicht verbreitet war, dass es nur ein Horn habe, ein Gegenstand der Diskussion. Die Meinungen über dieses Tier waren im Lande, so häufig es auch vorkam, ausserordentlich geteilt; der eine schilderte seine Haut wie die der Giraffe, ein anderer wie die des Elefanten, noch andere wie die des Büffels, während der König seine Analogie in Farbe und Behaarung mit dem Wildschwein annahm. Manche behaupteten, es habe nur ein Horn, andere gaben zwei Hörner zu, ja noch andere sprachen von dreien. Der Streit wurde eines Tages entschieden bei der zufälligen Anwesenheit eines bekannten Rhinocerosjägers in Abesche. „Als diesem unsere Zweifel mitgeteilt wurden, setzte er sich hin, nahm ein Stück Ton und formte ein gewöhnliches, zweihörniges Rhinoceros daraus, das von allen als durchaus der Wirklichkeit entsprechend anerkannt wurde.“ Da der König zu wiederholten Malen in Nachtigal gedrungen, ihm doch zu sagen, womit er ihm dienen könne, bat er ihn endlich um ein junges Rhinoceros, doch hielt er dies insoweit für unmöglich, als er behauptete, das Tier sei so wild, dass es nicht der Mühe wert sei, einen

Fangversuch zu machen. In der Tat ist das Rhinoceros das gefürchtetste Tier in Wadai, es wird als so böseartig geschildert, dass es bei zufälliger Begegnung mit dem Menschen, auch ohne angegriffen oder von ihm belästigt zu sein, in wilder Wut sich auf ihn stürze. Man jagt es im Süden des Landes wie die Elefanten; ein Reiter auf einem guten Pferde lenkt die Aufmerksamkeit des Tieres auf sich, während ein anderer eine sehr breite, scharfe und lange Lanze ihm zwischen Hüftgelenk und Schwanz in den Leib zu stoßen sucht. Es ist eine gefährliche Jagd, die grosse Kraft und Geschicklichkeit erfordert. Im Innern des Landes, an den Ufern des Batha, wo das Rhinoceros ebenfalls sehr häufig ist, pflegt man dasselbe auf seinem Wechsel von der Höhe eines Baumes aus zu töten, indem man eine Lanze von obenher dem Tiere neben der Wirbelsäule in den Leib stösst.

Wadai — Land und Leute.

Wadai, früher selbständiger und bestorganisierter Staat Innerafrikas, seit 1903 zu Französisch-Kongo gehörend, war zu Nachtigals Zeiten ein merkwürdiges Reich. Ueber seine Geschichte haben uns besonders Heinrich Barth und der Held dieses Buches reichhaltige Daten geliefert. Der erstere sammelte sein Material in Bagirmi, letzterer im Lande selbst. Als Gründer des Reiches wird Abd el-Kerim genannt, der auf einem Teile der Trümmer des Tündschur-Reiches das neue Staatswesen begründete (etwa 1020 d. Hedschra). Seinen Ursprung führt das Königsgeschlecht auf die Abbassiden zurück und führt den Namen dieses glänzenden orientalischen Herrschergeschlechtes auch im Siegel. Heinrich Barth hat zwar die Herleitung des Ursprungs der Königsfamilie von den Abbassiden für ein Hirngespinnst erklärt; allein Nachtigal berichtet, dass die Herrscher auch den Titel „Scherif“ usurpieren wollen, was aber, wie er hinzufügt, nichts Ungewöhnliches sei, da der Name Scherif in Wadai sehr häufig vorkomme. Mit dem Titel der Abbassiden habe es aber seine volle Richtigkeit. Als der letzte der Abbassiden zu Bagdad, führt Dr. Nachtigal begründend an, Muhammed el-Mustasim ibn el-Mustanfiru, nach 17jähriger Regierung im Jahre 656 d. H. getötet worden sei, sei einer seiner Söhne, namens Abdalla el-Mustainu billahi ibn el-Mustasimani, nach Afrika entflohen, habe sich zu Alexandria und Kairo aufgehalten und sei in letzter Stadt im

Jahre 679 d. H. gestorben. Die Nachkommen desselben nahmen ihren Sitz zu Siut, Donyola, Berber und Schendi bis zum Jahre 982 d. H., in welchem Ali Salah ed Dins Sohn, Harun al-Raschid abu el-Dzamei, Schendi verliess und sich gegen Westen wandte. Er verblieb zunächst eine Zeitlang auf dem Dschebel Oda in Fur, und seine Nachkommen setzten die Wanderschaft nach dem Westen des Sudan fort. Abd el-Kerim nahm seinen Wohnsitz in den Bergen der Auläd Dzama und trat mit den Häuptern der das Territorium des heutigen Wadai bewohnenden Stämme in freundschaftliche Verbindung. Alle diese Sprossen der Abbassiden hatten den Kalifentitel geführt. Im Jahre 1032 d. H. wurde Abd el-Kerims gleichnamiger Sohn, der eigentliche Begründer des Wadaireiches, bei den Madaba, bei denen sein Vater Aufenthalt genommen, geboren. Er bildete sich durch einen zu Studienzwecken genommenen Aufenthalt zu Bornu und Bagirmi aus, stürzte den Thron des stolzen Herrschers des Dar Maba und begründete das Reich Wadai um das Jahr 1062 d. H. Aus dieser Deduktion Nachtigals wird klar, dass die Könige von Wadai nicht mit Unrecht sich rühmen, dem Geschlechte der Abbassiden entsprossen zu sein.

Von der Geschichte Wadais hat uns Dr. Barth einen überaus wertvollen Abriss geliefert. Er erzählt, der oben genannte Abd el-Kerim, der Begründer des Reiches von Wadai, sei Statthalter des Tündschurherrschers Daud gewesen und soll sich gegen diesen aufgelehnt haben. Er sei siegreich geblieben und habe seinen Sohn Charut zum Nachfolger bestimmt. Dieser erbaute die Kapitale Wara und nahm hier seinen Sitz. Ihm folgte sein Sohn Charif, der von dem kriegerischen Stamme der Tama erschlagen wurde, und diesem wiederum folgte Jakub Aruss, ein kriegerischer Mann, der, von Eroberungsgelüsten erfasst, nach Dar-Fur zog, um es dem Hause Solimans zu entreissen, aber schmachlich vertrieben wurde. Aruss' Sohn, Charut II., regierte 40 Jahre und genoss voll und ganz die Segnungen des Friedens. Charuts II. Sohn, Dschoda oder Dschaude, der den Ehrentitel Sulai oder Sulé, d. i. „der Befreier“, führt, wies einen feindlichen Angriff der Suraner siegreich zurück und gab dem Reiche den Namen Dar Sulai. Ihm ward auch die Eroberung von Kanem, das unter der Botmässigkeit von Bornu stand, zugeschrieben. Auch dieser Fürst soll 40 Jahre regiert haben. Saleh, Dchodas Sohn, der nun gefolgt ist, wird als ein schlechter Fürst geschildert, der durch Hinrichtung der Ulamas sich ein schlechtes

Renommee geschaffen. Gegen den grausamen Vater erhob sich der älteste Sohn Salehs, Abd el-Kerim, und besiegte und tötete den Vater in einer Schlacht im Jahre 1805. Dr. Barth ist der Ansicht, dass bis zu diesem Ereignis der von ihm angegebene Faden der Geschichte vollkommen richtig sei, wiewohl er von andern Darstellungen abweiche.

Abd el-Kerims, des Vaternörders, Regierung soll eine überaus glückliche gewesen sein und ihm den Namen des Weisen (Sabun) eingetragen haben. Er eroberte zunächst Bagirmi, dessen Bewohnerschaft durch Ausbeutung des Karawanenhandels auf der grossen Bornustrasse reich geworden war. Bagirmi wurde eine tributäre Provinz Wadais. Nachdem Abd el-Kerim die Verhältnisse nach aussen geordnet, wandte er alle Sorgfalt der Anknüpfung kommerzieller Beziehungen Wadais mit den Häfen der Mittelmeerküste zu. Er starb 1815 in dem Orte Dschune bei Wara plötzlich auf einem Kriegszuge gegen Bornu und hinterliess sechs Söhne. Einer derselben, Dschafar, der illegitim gewesen zu sein scheint, hat sich zu Tripolis aufgehalten und ist infolge seiner Abenteuer, die er in England bestanden, bekannt. Der älteste der Söhne Sabuns, Assed, war in dem Kampfe um den Thron (Sabun hatte keinen Nachfolger bestimmt) gefallen, und nun ergriff der jüngere Sohn Jussuf die Zügel der Regierung, die er freilich in grausamer Weise führte, wodurch er seinen Untergang beschleunigte (1830). Jussuf folgte sein Sohn Rakeb, der noch im zarten Kindesalter an den Blattern verstarb, worauf ein Seitenverwandter der königlichen Familie, namens Abd el-Azis, den Thron bestieg. Dies war ein Signal zu Bürgerkriegen, die bis 1834 gewährt haben. Aus den Kämpfen ging Muhammed Saleh als Thronerbe hervor, der die widerspenstigen Stämme von Wadai mit Glück bekämpfte, im Jahre 1846 einen Zug gegen Bornu unternahm und die Triben am Bahr el Ghazal unterwarf. Der Rest seiner Regierungszeit war mit Bürgerkriegen wieder erfüllt. 1850 verlegte dieser Fürst seine Residenz von Wara nach Abeschr. Dieser Kampf währte noch, als Dr. Barth den Sudan verliess. Es verlautete später, dass Muhammed Saleh von seinen Brüdern entthront worden sei. Als Nachtigal Wadai durchzog, regierte daselbst der oft erwähnte Sultan Muhammed Ali, Sohn Muhammed Scherugs, ein Mann von ausserordentlicher Strenge, aber offenem Kopf, der, wie ausgeführt, den deutschen Forscher gütig aufnahm und beschützte. Sultan Ali starb im Jahre

1883. Unter Jussuf war Wadai ein Hauptstützpunkt der Senussi. Jussufs ältester Sohn, Ibrahim (1899 bis Anfang 1901), wurde von Ahmed el Ghasali, dem zweiten Sohn Alis, geblendet, dieser 1902 durch seinen Vetter Muhammed sarhir Dudmora, zweiten Sohn des Sultans Yusef, ersetzt, der im Herbst 1903 das französische Protektorat annahm (französisch-englisches Sudan-Abkommen vom 21. März 1899).

Was die Physiognomie des Landes angeht, so ist sie von der bei Bagirmi nicht verschieden. Das Terrain dacht sich von Osten gegen Westen ab und zeigt nur an der Ostseite bedeutendere Erhebungen, so im Dar Tama und Dar Sulla. Die Gewässer Wadais sammeln sich in zwei Wasserbecken: in dem Fitri-See, in den der Bacha mündet, und in dem Iro-See, in den der Bahr es Salamat mit den zahlreichen, ihm aus dem gebirgigen Kerne des benachbarten Dar Fur zuströmenden kleineren Torrenten, einmündet. Die Gewässer im südlichen Teile des Landes sammelt der Aukadebbe, der zum Systeme des Schari gehört. Das Land ist reich an Waldungen und fruchtbar. Dr. Barth berichtet, man habe, was die Population von Wadai, die etwa 2 000 000 Köpfe beträgt, betrifft, zuerst zwei grosse Gruppen voneinander zu scheiden: die einheimischen oder die eingewanderten Negerstämme auf der einen und die arabischen Stämme auf der andern Seite. Zu den ersteren rechnet Barth diejenigen Stämme, die das eigentliche Wadai oder Maba bewohnen und das Bora Mabang reden. Sie bestehen aus einer Menge von kleinen Stämmen, so den Kelingen, Molanga, Madaba im Nordosten, den Kodoi, d. i. Bergbewohnern (von kodok der Berg), die durch besondere Körperkraft und Unabhängigkeitssinn ausgezeichnet sind, den Kuno, Kauak, Girri, Amirga, Tara usw., die ihre Wohnsitze alle in der Nähe von Wara haben. Alle diese Mabavölker sollen voneinander gänzlich verschieden sein. Am zahlreichsten sind die Kelingen, Kadschanga, Malanga und Kodoi. Die Gemir, die Barth an zweite Stelle setzt, danken einen gewissen Vorrang dem Umstande, dass zu Barths Zeiten die Königin-Mutter von Wadai, die im Lande einen Einfluss hat, von ihnen abstammte. Im übrigen sei ihre Macht sehr geschwächt. An dritter Stelle führt Barth die Abu Scharib oder Abik an, die noch zahlreicher sein sollen als die Maba, dann die Tada, ein tapferes Bergvolk, das seine Unabhängigkeit bewahrt zu haben scheint, nachdem es dieselbe durch zwei Jahr-



Mohammedu hält eine Truppenschau ab.

hunderte mit Erfolg verteidigt; ferner die Ma-ssalit, Mimi, Komlongo, Kuka u. a. m.

Dr. Barth hat auch einige Vokabularien bei den Repräsentanten der vielen Stämme Wadais gesammelt. Was die arabische Bevölkerung des Landes betrifft, die Aramka Dar Mabana, gewöhnlich Schua oder Schiwa genannt, so umfasst sie ebenfalls eine grosse Anzahl von Stämmen, die seit 500 Jahren in Wadai ansässig sind; es sind dies die Mahamid, reich an Kamelen und Kleinvieh, die von dem unglücklichen Dr. Vogel erforscht worden sind, die Beni Helba, die Schigegat, Sebbedi im Norden, die Missirié, die in zwei Gruppen, die schwarzen und die roten, zerfallen, die Chosam, die Sajud, Djaatena, Saabbade und Abidie, die einen Teil des Jahres im Tale des Batha zubringen; ferner die Kolomat und Tertschem, die Auläd Raschid, Salamat u. a. m. Alle Stämme zusammen können nach der Hautfarbe in rote und schwarze (homr und soruk) eingeteilt werden.

An Fruchtbarkeit und Pflanzenreichtum steht Wadai zwar seinen Nachbarreichen Dar Fur und besonders Bornu nach, doch ist es andererseits auch weniger ausgebeutet als diese. Der vorwiegend felsige und dürre Boden des Nordens bringt nur spärlich Negerhirse (Duchn) und Baumwolle hervor, dagegen eignet sich der Osten und die Mitte des Landes ganz vorzüglich zum Anbau der Negerhirse, und der tonreiche, fette Boden des Südens erfreut den Ackerbauer durch reiche Ernten an Durra und Mais. Negerhirse bildet das Hauptnahrungsmittel, und ihr Anbau ist daher über das ganze Land verbreitet; im Fitrigebirge findet sogar zweimal, mit Beginn des Herbstregens und im Winter oder Frühling, die Aussaat statt. Daneben zieht man hier und da Weizen und Reis, und Erdnüsse, Lubien und Sesam werden in Menge geerntet. Tabak und Indigo bieten ebenfalls reichen Ernteertrag, und wo sich Ton- und Humusboden findet, ist der Anbau von Baumwolle sehr gewinnbringend.

Während in manchen Gegenden der Baumwuchs gänzlich fehlt, wie z. B. in der Landschaft Mimi, sind andere Gebiete dagegen dicht bewaldet. So fand Nachtigal am Fitrissee Waldungen von Dumphalmen, wie er sie kaum je zuvor gesehen. Im Südosten der genannten Lagune gedeiht die Tamarinde, deren Frucht einen hervorragenden Hausartikel bildet. Hier findet sich auch die hoch emporstrebende Ambassoa, deren Blätter den gesuchten schwarzen Farbstoff liefern, und neben ihr erhebt sich die Delebpalme.

Sehr mannigfaltig ist der Wildreichtum des Landes. In den wüsten Steppen des Nordens ist der Strauss noch reichlich vertreten, während die Ebenen südlich vom Bahar-es-Salamat noch zahlreiche Elefantenherden beherbergen. In den baumreichen Tälern des Batha und, wie wir bereits gesehen, am Fitri haust der Löwe, der den Viehstand der Eingeborenen zehntet, indem er das braune Buckelrind mit seiner gewaltigen Pranke schlägt oder eins der vorzüglichen Kamele erbeutet. Auch dem Menschen wird der königliche Räuber gefährlich; es ist daher nicht zu verwundern, wenn man ihn zu vernichten sucht. „Man vereinigt sich, um ihn anzugreifen, doch nicht im offenen Kampfe, sondern stört ihn im Lager auf, und während einer der Jäger seine Wut auf sich lenkt, dabei sich geschickt mit dem Schilde deckend, überfallen ihn die andern und erlegen ihn mit Lanzen.“ Auch der Leopard ist über einen grossen Teil des Landes verbreitet, und manches Stück Kleinvieh mag dieser blutgierigen Katze zur Beute werden. Hyänen in drei verschiedenen Arten schleichen des Nachts nach Nahrung umher. Antilopen und Gazellen finden sich allenthalben, und unter den mannigfaltigen Arten derselben tritt auch die anmutige Antilope dorcas auf. Der wenig bevölkerte Süden bietet besonders Giraffen und Büffeln einen erwünschten Aufenthalt. Am Batha und seinem Nebenflusse, dem Buteha, haust neben dem Wildschwein das zweihornige Nashorn, und nicht nur im Batha, sondern auch in allen grösseren Seen des Landes tummeln sich zahlreiche Krokodile. Im Dickicht der Wälder zeigen Affen ihre Kletterkünste, und die Ufer der Gewässer sind von Reiher und Störchen belebt.

Von Haustieren züchtet man neben dem Buckelrinde und dem meist kleinen, unansehnlichen Pferde im Norden besonders stattliche Esel und in den westlichen Bezirken schöne, kräftige Kamele. Von starkem Knochenbau, sind diese glatthaarigen, gelblichen Wiederkäuer zum Lasttragen vorzüglich geeignet, so dass sie den Tibukamelen kaum nachstehen, während die ebenfalls in Wadai gezüchteten Rennkamele hinter den Leistungen der Suakin- oder Tuaregrenner zurückbleiben. Zwischen den kleinen Schafen des Südens mit dem ganz kurzen glatten Haar und den hochbeinigen, langschwänzigen und langhaarigen Schafen des Nordens hat sich in den mittleren Gebieten eine Uebergangsrasse gebildet. Ziegen sind ebenso häufig als Schafe, und es ist gerade keine Seltenheit, dass ein einziger Mann eine Herde von 500 bis 1000 Stück besitzt.

Sehr sorgfältig organisiert war das Staatswesen Wadais und ist auch heute noch das Gemeinde- und Familienleben. Betrachten wir zunächst nach Nachtigal die Wohnstätten. Die Dörfer bestehen selbstverständlich aus Strohhöhlen; Erdhöhlen kommen nur in der Hauptstadt und etwa in Nimro vor, der Stadt der Kaufleute (Dschellaba). Aber auch hier beschränken sich selbst die vornehmsten Leute auf zwei oder drei Wohnräume. Man versteht Ziegel zu formen und zu brennen, doch nur der Palast des Sultans und die Moschee sind aus solchen erbaut. Hauptwert legt man auf sorgfältige Bedachung. Das Dach selbst wird ausser von Seitenwänden noch durch eine oder mehrere mächtige viereckige Erdsäulen getragen und ist mit einer Art Holzgeländer umgeben. Die Tonhöhlen haben ferner nicht selten ein zweites Stockwerk, zu dem man auf Erdtreppen emporsteigt, und in ihm sind die holzbelegten Fenster angebracht. Die grossen Quer- und kleineren Längsbalken bestehen aus dem Holz der Delebpalme, die übrigen aus Ganaholz; über ihnen liegt ein grobes Geflecht aus Ngille (Dumpalmengestrüpp), darüber Matten und eine dünne Erdlage. Obwohl Kalk vorhanden ist, pflegt man Tonhöhlen nicht zu weissen, mit Ausnahme der Moschee und des königlichen Palastes. Häufig lassen die Reichen die Hälfte ihrer Wohnstätten unausgebaut, sie mit Strohhöhlen ergänzend; so enthält auch die grosse Moschee eine Anzahl Höhlen zur Unterbringung von Reisenden und Fuqara (Derwischen).

Die Strohhöhlen haben annähernd eine Zuckerhutform, ja sie stellen zuweilen wirkliche Kegel mit langausgezogener Spitze dar und unterscheiden sich dadurch von den mehr ausgebauchten in Bornu. Sie sind nicht allzu solid und noch weniger kunstreich gemacht und stehen denen der Heiden in dieser Hinsicht weit nach. Für die Strohhöhlen wird zuvörderst ein leichtes Holzgerüst hergerichtet, aus Stangen bestehend, die im Kreise aufgestellt, an den Spitzen zusammengebunden und in ihrem Umfang durch kreisförmig laufende Querhölzer verbunden werden. Darüber wird Sukko (Mahreb) in dicker Lage befestigt und mit sauber geflochtenen Siggedi (Matten) umgeben. Die so hergestellte Hütte wird alsdann auf einen Kreis eingerammter Pfähle von 1 bis 1½ m Höhe gesetzt und das Ganze mit Schäften von Sukko umkleidet, während man die langausgezogene Spitze wohl mit einer Anzahl von Strausseneiern schmückt, oder dieselbe am Endpunkte sich blütenförmig öffnen lässt, um einen noch reicheren Schmuck von Strausseneiern anzu-

bringen. Die Dadscho und Mubi weichen insofern von der beschriebenen Herstellung ab, als sie das Holzgerüst mit dünnen Lagen Sukko-Matten bekleiden, um eine hinlängliche Stärke der Bedeckung zu erzielen. Die Sula, obgleich Dadscho, haben das Verfahren der Wadawa angenommen. In Tama dagegen verwendet man bei sonst gleicher Bauart eine Grasart namens „Ausch“, die auch als Futter für die Pferde dient, und bekleidet damit die Aussenseite der Hütte, auch wird die Innenfläche mit Siggedi tapeziert, während sie in Wadai nackt bleibt; ebenso wird das Holzgerüst, statt wie in Wadai mit Osab-(Duchm-)Stroh, mit Sigeddi bedeckt.

Im Innern der Hütte findet sich als Lagerstätte eine einfache, mit einer Matte aus Dumpalmengestrüpp bedeckte Bank, ferner mehrere grosse Tongefässe (Dabonga) zur Aufbewahrung des Getreides, die von so riesenhaften Dimensionen sind, dass man sie z. B. bei den Dadscho und Mubi nicht in die Hütten hineinbringen kann, sondern genötigt ist, die Hütte über sie zu bauen. Tonkrüge zur Wasseraufbewahrung, andere, in denen gekocht wird, ferner Ess- und Trinkschüsseln aus Kürbisschalen, die jedoch nicht wie in Bornu bemalt und verziert sind, schwarz gefärbte Holzschalen, oft mit Füßen versehen, vervollständigen den Hausrat. Zuweilen findet man noch grosse geflochtene Körbe in Krugform (Hanga), die innen verpicht zur Aufnahme von Butter und Honig dienen, Körbe in Kistenform (Tolkoya) oder Säcke aus Schafleder (Kufoya) zur Bewahrung der bescheidenen Garderobe, und endlich zur längeren Aufbewahrung von allerlei Lebensmitteln besonders dichte Korbgeflechte (Konio). Grössere Behausungen enthalten im Innern eines Hofraumes mehrere Strohhütten und sind umfriedigt; auch errichten vornehme Leute stets besondere Hütten zur Aufnahme von Gästen (Deballa), während Unbemittelte sich zusammentun, um gemeinschaftlich eine solche herzustellen.

Sind die Dörfer einigermaßen bedeutend, so finden wir darin drei öffentliche Hütten, von denen eine für die „Alten“ (Solo), eine gleiche für die Männer vom 25. bis etwa 50. Jahre (Turrik) und eine endlich für Jünglinge bestimmt ist. Sind die Dörfer klein und ärmlich, so haben sie mindestens eine als Moschee zu betrachtende Hütte, in der Schule abgehalten wird, die im Lande umherziehenden angehenden Gelehrten (gewissermaßen Bettelstudenten) wohnen und Reisende Herberge finden; der Lehrer oder Geistliche spricht in ihr die täglichen Gebete. Neben dieser Hütte ist dann ein Schatten-

dach errichtet, unter dem die Männer den Tag verbringen, Baumwolle spindelnd, webend und nähend, was neben den Landarbeiten ihre Hauptbeschäftigung bildet. Eine eigene Wohnung hat der Mann nur für die Nacht; es würde für eine Schande gelten, seine Nahrung allein einzunehmen, ja, die jungen, unverheirateten Leute lieben es nicht einmal, zu Hause zu schlafen. Bei den Mahlzeiten bedienen die jüngeren Klassen die älteren. Die Privathäuser gehören den Frauen. So ist es denn auch nicht die Frau, die im Falle einer Ehescheidung die gemeinsame Wohnung verlässt, sondern der Mann, der sein Eigentum an sich nimmt und ein anderes Unterkommen sucht, was zu finden ihm nicht schwer wird, da er ja stets mehrere Frauen hat, die getrennt voneinander wohnen. Daraus erklärt sich diese Sitte wohl überhaupt, denn die geschiedene Frau würde, wenn nicht ihre Eltern in der Nähe wohnen, kein Obdach haben. Der Frau gebührt es, das Haus zu hüten; sie verlässt es in der Tat nur, um Holz und Wasser zu holen, wenn nicht gerade die Zeit der Feldarbeiten und der Ernte ist. Sie fertigt Matten und Strohgeflechte zu Hütten, zerreibt das Getreide zwischen Steinen zu Mehl und kocht die Mahlzeiten. Zum Tragen von Wasser, Holz u. dgl. dient ihr der „Dogodik“ (Tragholz), von den Arabern „Am Damme“ genannt, das auf einer Schulter ruht; von den Endpunkten führen Stricke auf ein starkes Tau, das zu einem Ringe zusammengenäht ist. (Diese Stricke bestehen bei den Wadawa aus Fellstreifen, bei den Sungor, Tama und Mararit aus Lubia- oder Kulkulfasern). In dem Ringe werden die Gefässe und wohl auch die in eine Kürbisschale gebetteten Säuglinge getragen. Man trägt jedoch gewöhnlich die kleinen Kinder auf dem Rücken, sie mit einem Fell anbindend; Holz, Stroh usw. wird dagegen irgendwo am Körper befestigt, aber nur ungern auf dem Kopfe getragen.

Wir haben bei Besprechung der Wohnungen gesehen, dass die Alten sich zusammenhalten, ebenso die jungen Männer und Jünglinge. Die Gesellschaft der Alten heisst „Dschemma“. Sie lebt in der ihnen gehörenden grossen Strohhütte (Solo) mit weitem Hofe, die von einer Zeriba umgeben ist und mehrere Schattendächer zu enthalten pflegt. Hier sitzen sie, wie schon gesagt, vom Morgen bis zum Abend mit der Baumwollspindel und ergehen sich in Gesprächen über Religion, innere und äussere Politik oder gemeinschaftliche Interessen, beten gemeinsam unter Leitung ihres „Imam“ und nehmen auch ihre Mahlzeiten gemeinschaftlich.

Aus dem Dschemma geht der Mandschak (Bürgermeister) hervor, der vom Kamkolak eingesetzt wird und gemeinschaftlich mit einem Beamten desselben oder des Aqid — von den Wadawa „Zirbe-Melik“, arabisch: „Sidi ez Zeriba“ (der Herr der Zeriba), genannt — seines Amtes waltet und von jenem gewissermassen kontrolliert wird. Indessen erstreckt sich beider Wirkungskreis fast nur auf die Verteilung der zu bearbeitenden Aecker. Der Grund und Boden im ganzen Dar-Wadai gehört nämlich dem Sultan, und die Aecker werden für Rechnung desselben verpachtet; nur in den echten Maba-landschaften ist der Einzelne Grundbesitzer. Der Mandschak arbeitet mit den übrigen Alten zusammen und genügt gleich ihnen den öffentlichen Pflichten. Im Sommer regelt er mit dem Zirbe-Melik die Ackerverpachtung, wobei es natürlich nicht an Intriguen und Bestechungsversuchen fehlt. Doch wehe, wenn er eines Amtsmissbrauches überführt wird, der Beraubte rächt sich dann blutig an ihm. Uebrigens gilt es keineswegs für eine Ehre, sich zu diesem Posten herzugeben, d. h. sich von anderer Leute Geld zu mästen. Sein Kollege, der Sklave, von dem man den Regierungsdienst natürlich findet, ist angesehener als der Mandschak, der im Solde stehende freie Bürger. In Abwesenheit des Kamkolak oder des Aqid kann der Mandschak kleinere Vergehen aburteilen und mit Geldstrafen belegen, doch hat er, wie gesagt, so wenig Autorität, dass die angeklagten Personen sich nur selten mit seinem Urteil begnügen und meist an die höhere Instanz appellieren.

Die Obliegenheiten des Dschemma bestehen in der Ueberwachung der öffentlichen Moral, in der Leitung der öffentlichen Arbeiten und in Beratung der Angelegenheiten der Gemeinde. Alle Vergehen, die nicht der Rechtsprechung des Kamkolak unterliegen, sind seinem Urteile unterworfen; so werden notorisch Arbeitsscheue, Verleumder usw. von ihm abgeurteilt. Bei Vergehen im Rückfall wird eine ernstliche Verwarnung erteilt und bei öffentlichem Aergernis der oder die Betreffende des Dorfes verwiesen, während die gewöhnlichen Strafen in einer Busse von einigen Mass Getreide bestehen. Eine Appellation hiergegen gibt es nicht.

Mit dem Dschemma vereinigt sich die Gesellschaft der jungen Leute „Sibjan“ (vom Singular: sabi) zu den öffentlichen Arbeiten, zur Stellung des Kriegskontingents, wie auch zur Besprechung der Kriegsangelegenheiten und solcher, die die Beziehung zur Regierung betreffen usw. Es steht dem Dschemma über die Sibjan

ebenfalls eine Art Kontrolle zu, und zwar derart, dass zwar nicht gegen den einzelnen, wohl aber gegen die ganze Gesellschaft ein Tadel ausgesprochen werden kann. Ebenso stehen die älteren Frauen unter seiner Autorität.

Die Sibjan (Naba: Kurtu) rechnet man vom 25. Jahre ab; vom 18. Jahre bis zur vollen Männlichkeit heisst der Jüngling „Farfarok“. Diese Jünglinge (Ferafir, Plural von Farfarok) leben anfangs noch mit den Knaben in der Schule, werden aber zu den Arbeiten der Sibjan herangezogen. Diese haben, wie schon erwähnt, ebenfalls eine gemeinschaftliche Hütte (Turrik), in der sie wie die Alten beisammen sitzen und arbeiten, falls nicht öffentliche oder private Angelegenheiten sie in Anspruch nehmen. Sie haben einen Aufseher (Millek, Naba: Ornang), der Ordnung unter ihnen aufrecht erhält. Ein Mitglied, das sich gegen die Gesetze vergeht, sich von der Erfüllung öffentlicher Pflichten ausschliesst usw., wird ausgestossen. Sie beten übrigens nicht zusammen, weil die strenge Erfüllung religiöser Pflichten erst vom reiferen Alter verlangt wird.

Unter der Autorität der Sibjan stehen ferner die Mädchen und jungen Frauen (bis zu 30 Jahren), die zwar auch aus ihrer Mitte eine Aufseherin (Tandschak) haben, die jedoch unter dem Millek der Sibjan steht. Letzterer hat einen Vertreter bei der weiblichen Jugend, den „Arak“, der alle Beziehungen derselben zu den Sibjan vermittelt und auch bei dem gemeinschaftlichen Leben während der öffentlichen Arbeiten ihr Sittenwächter ist.

Eine erwünschte Gelegenheit zu allerlei Uebermut und Unfug bietet den Sibjan der Umgegend von Wara ihre Pflicht., die Mauern des königlichen Palastes und so weiter auszubessern. Die Versammlung zahlreicher junger Männer wird dann oft geradezu eine öffentliche Gefahr, und ein Vetter des Sultan Ali büsste, als er bei dieser Gelegenheit einen Zwist zu schlichten versuchte, dabei sein Leben ein.

Die dritte Altersklasse der Einwohnerschaft ist die der „Nurti“ (Singular: Nermak), die bis zum 18. Jahre, vom Knaben „Sedasi“ (der sechs Spannen hohe Knabe) bis zum Farfarok reicht. Die Nurti (oder Ngurti) leben gemeinschaftlich in der Schule (Mekteb) und sehen das elterliche Haus nur zur Zeit der Mahlzeiten. Die Ferafir leben noch mit ihnen, um ihre Studien fortzusetzen, wenn sie nicht durch die Arbeiten der Sibjan und Kurtu anderweitig beschäftigt sind. Auch die Nurti haben ihre Organisation und ihre bestimmten

Pflichten; ihr Oberhaupt heisst ebenfalls „Millek“, wie sie denn auch verbunden sind mit der entsprechenden Altersklasse der Mädchen, von der Sedasija bis zur Jungfrau, die ihrerseits einen „Tandschak“ und einen „Arak“ haben, die dem Millek der Nurti gehorchen. Ihre Pflichten gehören vornehmlich der Schule, in der sie alle häuslichen Arbeiten für den Lehrer zu verrichten haben; auch werden von ihnen Feldarbeiten für diesen besorgt. Jeder der Knaben, mit Ausnahme desjenigen, der die Ehre hat, das Feuer zu unterhalten, liefert täglich ein Bündel Holz für dieses. Die Studien der Knaben beschränken sich selbstverständlich auf den Koran; jede Etappe des Fortschritts im Lesen derselben wird festlich begangen. Hat der Jüngling aber den ganzen Koran auswendig gelernt und sich vor einem Faqih darüber ausgewiesen, so herrscht grosse Freude im elterlichen Hause. Der Vater schlachtet ein Rind und richtet ein grosses Festmahl an; der Jüngling wird auf ein Pferd gesetzt und im Triumphe umhergeführt, die Leute beglückwünschen ihn, die Mädchen des Dorfes (Sedasija) werden ihm vorgeführt, und es steht ihm das Recht zu, sich eines von ihnen zur künftigen Gattin zu wählen; er steigt vom Pferde und legt seine Hand auf die Schulter der Ausgewählten, die ebenso wie ihr Vater stolz ist auf die Ehre, die der Gefeierte ihr erweist.

Die religiöse Bildung ist in Wadai sehr viel verbreiteter und vorgeschrittener als z. B. in Bornu und fast allen anderen zentralafrikanischen Nachbarreichen. Es befinden sich, wie aus Vorstehendem hervorgeht, Elementarschulen in jeder Ortschaft, und es besteht ein „Schulzwang“ nicht minder als in unserem Lande; höhere Schulen existieren wohl an 30 und verteilen sich auf die verschiedenen Landschaften und Bezirke; auch sind Nachtigal durch seine Berichterstatter Schriftwerke namentlich aufgeführt worden, die, aus Aegypten eingeführt, Gegenstand der Studien bilden, sich zwar mehr oder weniger in die mohammedanische Glaubenslehre vertiefen, aber auch von der arabischen Sprache, Orthographie, Ethymologie der Wörter und Formen, Dialektverschiedenheiten usw. handeln.

Was nun die erwähnten öffentlichen Pflichten der Gemeinde anbetrifft, so sind dieselben ziemlich zahlreich. Den ersten Platz unter ihnen nimmt die Instandhaltung der öffentlichen Gebäude ein, und zwar gehören dazu die Hütten des Dschemma, die gemeinschaftlich von diesem selbst, den Sibjan und den vorgerückten Alters-

klassen der Frauen sowohl erbaut als ausgebessert werden. Bei Instandhaltung des „Turrik“ betätigen sich nur die Sibjan und die jüngeren Frauen und Mädchen. Die Schule wird von dem Dschemma, den Sibjan und den jungen Mädchen instand gehalten. Das Gleiche gilt für die Wohnung ihres Millek und eine etwa vorhandene Behausung des Kamkolak oder des Aqid, nur dass bei letzterer alt und jung sich zu beteiligen haben. Ferner ist die Errichtung von Getreideschobern (Kula) gemeinschaftliche Angelegenheit, die durch den Sin-Melik angeordnet wird.

Die Bestellung der Felder des Sultans ist Sache der Landschaften, in denen dieselben sich befinden; jeder Bezirk hat solche Aecker, die von dem Dschemma und den Sibjan bestellt werden, und auf jedem Felde des Sultans befindet sich alsdann ein Beamter (Kuschingak), der die Arbeiten beaufsichtigt und das geschnittene Getreide seinerzeit einheimst, wobei die Arbeitenden von ihm mit Aisch und Merissa bewirtet werden; zu diesem Zwecke hat die weibliche Jugend des Ortes hierzu eine entsprechende Anzahl Schüsseln und Krüge zu liefern.

In der Nähe von Flüssen liegende und von diesen bewässerte Landstrecken werden für den Sultan reserviert und durch die Einwohner bewirtschaftet; eine Arbeit, die „Mik“ genannt wird. Eine andere, „Sellek“ genannt, betrifft die Baumwollenkultur und kommt dem Kamkolak zugute, der dem Herkommen gemäss das Recht hat, wohlbestandene Baumwollfelder für sich zu beanspruchen. Es erklärt sich dieses Gewohnheitsrecht dadurch, dass der Kamkolak für die Wattenpanzer seiner Reiter und Pferde Baumwolle in grösserer Menge bedarf.

Die Wege für den Sultan passierbar zu machen, wenn er bei einem Kriegszuge oder zu anderem Zwecke in ihre Gegend kommt, ist ebenfalls unter dem Namen „Lingak feda“ Pflicht der alten und jungen Männer. Endlich ist die gemeinschaftliche Kriegspflicht zu erwähnen, der Dschemma und Sibjan gleichmässig unterliegen. Die Zahl der Männer des Ortes wird zu diesem Zwecke ermittelt und die Hälfte derselben für den Kriegszug bestimmt, der Mandschak hat hier zu entscheiden, wer ausrückt und wer daheim bleibt.

Zur Zeit der Feldarbeiten stehen alle übrigen Arbeiten zurück, und die Frau bearbeitet gemeinschaftlich mit dem Manne oder abwechselnd ihre beiderseitigen Ackerfelder, die völlig geschieden sind, denn es herrscht in Wadai strenge Gütertrennung. Nach Beendigung

der Ernte gibt der Mann der Gattin eine bestimmte Menge Getreide, etwa 12 Scheffel, hat er deren mehrere, jeder Frau ungefähr 6 Scheffel; erntet er weniger, so verkauft er, was er hat, um obiger Pflicht nachzukommen, dafür aber wird, sobald der Getreidevorrat des Mannes erschöpft ist, der der Frau rechtlich in Anspruch genommen. Ausser dem Getreide hat der Ehemann seiner Gattin alljährlich einen Anzug zu schaffen, nämlich ein grosses Hüftenschlagetuch, ein Schulter- und Kopftuch und ein Schaf- oder Ziegenfell, das zeitweise getragen wird. So unterwürfig auch die Frau im allgemeinen dem Manne ist, so lässt sie sich von ihren Rechten nichts nehmen, klagt sie unbedenklich ein und geht eventuell zu ihren Eltern zurück. Die Frauen vertragen sich übrigens meist schlecht miteinander, dagegen gilt es für eine Schande, wenn Männer sich zanken, und kommt dies meist auch nur nach dem übermässigen Genuisse von Merissa vor.

Wie die Arbeiten gemeinsam sind, so werden auch die Feste von allen Altersklassen gemeinsam gefeiert, und zwar grösstenteils in eben der Weise, dass die Geschlechter der Altersklassen sich dabei vereinigen, sei es zum Tanze, sei es zum Schmause, wobei dann freilich, insofern es den letzteren betrifft, die Beteiligung des weiblichen Teiles sich auf das Bereiten desselben beschränkt.

Die Hauptfeste sind auch in Wadai 'Id el-Fitr (das Fest des Fastenbrechens) am Schlusse des Monats Ramadan, und 'Id el-Kebir (das grosse Fest oder das Opferfest, am zehnten Tage des Monats Dul-Hidscha, an welchem die Opferkamele der Mekkapilger auf dem Berge Arafat geschlachtet werden). Beide Feste werden in der gleichen Weise gefeiert; dazu kommt noch das Neujahr. Die Nacht vor den beiden ersten wird von den Nurti und Ferafir mit Lesen des Koran zugebracht. Dschemma und Sibjan (Kurtu) haben an diesem Tage ein Festmahl, zu dem die Frauen der entsprechenden Altersklassen die Speise (Aisch, Kisra) usw. liefern, wobei auch die jüngeren Klassen vom Ueberflusse der älteren ihren Anteil zu empfangen pflegen. Doch auch die Knaben und Jünglinge haben ihren Festschmaus, aber erst am zweiten Festtage, und werden von den jüngeren Mädchen bedient. Keine Frau, ob auch Witwe oder unverheiratet, kann sich der obigen Pflicht entziehen, ohne sich der Ausstossung aus der Gemeinde auszusetzen. Es ist ferner Sitte, dass die Kinder, und zwar Knaben und Mädchen gesondert, an diesem Tage von Haus zu Haus gehen, um zu betteln; auch hier schliesst

niemand sich vom Geben aus, und der Ertrag an Essware und anderem kommt den Kleinen zugute.

Selbstverständlich werden zu diesen Festen die besten Kleider angezogen. Am Nachmittag bis zum Sonnenuntergang tanzen die Nurti und die kleinen Mädchen ausserhalb des Dorfes. Hier stellen sich die letzteren im Halbkreise auf und stimmen einen Gesang an, der ihre Väter, den Sultan, das Land und die Nurti verherrlicht, und den sie mit taktmässigem Händeklatschen begleiten. Währenddessen tanzen die Nurti vor ihnen, sich vorwärts und rückwärts bewegend und dabei begeistert Messer und Lanzen schwingend; sobald sie in dieser Weise sich den Mädchen nähern, senken sich diese auf die Knie herab, wahrscheinlich eine symbolische Andeutung ihrer Schwäche. So geht es drei Tage lang. Auch die Sibjan tanzen mit ihrer entsprechenden Altersklasse, mit ihr einen doppelten Kreis bildend, dessen inneren Ring die Frauen und Mädchen bilden und dessen Mittelpunkt zwei Trommler einnehmen. Die Männer tanzen paarweise um die Frauen herum, unter Begleitung der Trommel, die zu gleicher Zeit auf beiden Seiten bearbeitet wird.

Dem Neujahrsfeste (Kanuri: „Sorumbulu“, wörtlich: „der volle Bauch“) geht tags zuvor die Auslöschung aller Feuer im Dorfe voraus, selbst die Asche wird aus den Häusern entfernt. Mit Beginn des neuen Jahres wird in der Hütte des Dschemma ein neues Feuer angezündet, von dem dann jedermann ein brennendes Scheit Holz in die seinige trägt. Das Geschäft des Feuermachens liegt den Frauen ob. Hierzu dient ihnen ein grösseres glattes Stück Holz, an der Seite mit einer Rinne versehen, an der ein leicht entzündlicher Stoff befestigt ist. Um diesen in Brand zu setzen, drehen und reiben die geübten Hände der Frauen sehr schnell — etwa wie einen Quirl — ein dünnes, zylindrisches Stäbchen in ihren flachen Händen und in der Rinne, bis dasselbe sich entzündet und gleichzeitig den erwähnten Stoff entflammt. Dem Neujahr voran geht ein Fasttag und eine allgemeine Waschung, am Neujahrstage selbst wird jedoch um so tüchtiger den Schüsseln aller Art zugesprochen. Gegen Abend treffen sich die Nurti, glühende Knittel in Händen, mit den Nurti eines Nachbardorfes und kämpfen mit diesen feurigen Waffen, wobei weder Haut noch Kleidung geschont wird.

Der Verkehr der beiden Geschlechter ist, wie schon aus dem Vorstehenden hervorgeht, ein ziemlich harmloser und ungezwungener. Allabendlich kommen Mädchen und Jünglinge auf öffentlichem

Platze zu Spiel und Tanz zusammen. Bewerbungen um ein Mädchen werden mit Bewilligung der Mutter in Form nächtlicher Besuche angebracht. Der Jüngling klopft an die Tür der mütterlichen Wohnung, die Mutter erscheint, überzeugt sich, wer der Klopfer ist, ruft die Tochter herbei und zieht sich zurück. Wünschen die Eltern die Heirat nicht, so lässt sich das Mädchen nicht selten entführen, doch muss in diesem Falle das Paar suchen, den alten Begräbnisplatz der Könige von Wadai zu erreichen. Der daselbst die Aufsicht führende Beamte hat alter Sitte gemäss das Recht, die Liebenden zu verbinden und schickt sie dann mit dem Zeugnis in ihr Dorf zurück, dass sie seine Vermittelung angerufen; indessen klebt der in dieser Weise geschlossenen Ehe stets ein gewisser Makel an, der sich sogar auf die derselben entsprossenen Kinder überträgt.

Freit ein junger Mann um ein Mädchen aus einem andern Dorfe, so sucht die männliche Jugend desselben dies mit Gewalt zu verhindern. Wird sie überlistet, so versöhnt der glückliche Bräutigam seine Gegner durch das Geschenk eines gelben Stieres, oder wenn ein solcher nicht aufzutreiben ist, eines roten mit weissen Füssen.

Die Unkosten der Verlobung und Hochzeit trägt hauptsächlich der Bräutigam. Er stellt die zu beiden Festlichkeiten zu schlachtenden Rinder, schenkt der Braut eine seinen Vermögensverhältnissen entsprechende Zahl von Kühen, seinem künftigen Schwiegervater ein Ehrenkleid, seiner Schwiegermutter eine Milchkuh mit ihrem Kalbe und den nächsten Verwandten der Braut, insofern sie älter sind als diese, kleinere Gaben. Seine Blutsverwandten stiften den Schmuck der Braut. Am Tage der Hochzeit gibt er noch ein weiteres Geschenk in Gestalt von Sklaven, Pferden, Kühen, je nach Vermögen.

Im Mittelstande bleibt das junge Ehepaar eine Zeit lang im Hause der Eltern wohnen, doch ist der Verkehr mit diesen ein sehr beschränkter. Der Mann zum Beispiel isst nicht in Gegenwart seiner Schwiegermutter und beobachtet vor dem Schwiegervater die gleiche Zurückhaltung für einige Jahre. Auch die Frau darf niemals weder in Gegenwart der Schwiegereltern noch der Schwäger und Schwägerinnen essen, wenn dieselben älter sind als sie selbst. Mit dem Ehemann zusammen oder in seiner Gegenwart isst die Frau nicht nur niemals, sondern wenn sie isst, so geschieht dies in solcher Entfernung, dass er sie weder essen sehen noch hören kann. Auch Kinder dürfen nicht mit dem Vater aus einer Schüssel essen, um die Ehrerbietung nicht zu verletzen.

Auch die gegenseitigen Höflichkeitsbezeugungen sind durch die strengste Etikette geregelt. Begegnet man jemand, den man kennt, so reicht man ihm die Hand und fragt, wie es ihm geht, wie er die Nacht oder die Tageshitze verbracht hat. Begegnet man einem Unbekannten, so erhebt man einfach die Hand senkrecht, wünscht ihm Frieden und geht seines Weges. Stösst man auf eine Gesellschaft von Leuten, die zusammensitzen, so hockt man einen Augenblick bei ihnen nieder, fragt, wie es geht, wünscht allseitigen Frieden und geht weiter. Bei Begegnung eines Mannes und einer Frau bleibt die letztere schon auf eine Entfernung von etwa 20 Schritt stehen, wendet das Gesicht ab und wartet, vornübergebeugt oder auch auf den Knien, bis der Betreffende ebensoweit vor ihr vorüber ist. Vor einem sitzenden Manne darf die Frau, wie schon erwähnt, nicht vorbeigehen; sie rutscht auf den Knien vorüber. Ein gleicher Gebrauch gilt für jüngere Leute in bezug auf ältere Personen; man entfernt sich aus ihrer Gesellschaft auf den Knien; erst wenn man aus ihrem Kreise hinaus ist, steht man auf. Kinder begrüßen ihre Eltern nicht, es sei denn, dass diese von einer Reise zurückkehren. In diesem Falle stellt sich der Sohn vornübergebeugt vor den Vater, die Tochter kniet vor ihm nieder, während er seine rechte Hand auf ihre linke Schulter legt, ohne ein Wort des Grusses dabei zu äussern.

Es ist hier der Ort, darauf hinzuweisen, wie die Ehrerbietung vor dem Alter, dem Range, der Obrigkeit, der Frau vor dem Manne, der Kinder vor den Eltern seinen schärfsten Ausdruck in der hohen Verehrung findet, mit der man den Sultan betrachtet. Er ist für den Wadawi fast kein Mensch mehr, sondern ein Halbgott. Wenn es in dieser Beziehung widersprechend erscheinen sollte, dass die Geschichte Wadais so reich ist an Aufständen gegen die Regierung, so muss man dabei in Betracht ziehen, dass sich die auflehrenden Stämme, nur weil sie eben einen andern, ihrer Ansicht nach rechtmässigen Sultan auf den Thron bringen wollten, die Feindseligkeiten begannen.

Wir kehren zur Familie zurück. Bei der Geburt eines Kindes ist es gebräuchlich, ein Freudengeschrei auszustossen, und zwar geschieht dies bei der Geburt eines Knaben dreimal, bei der eines Mädchens jedoch nur zweimal. Neugeborenen Kindern rasiert man vom siebenten Tage ab periodisch den Kopf. Nach Ablauf zweier Jahre lässt man den Mädchen das Haar wachsen, während man den Knaben einen Scheitelschopf stehen lässt. Die kleinen Kinder werden ge-

wöhnlich in einem Felle auf dem Rücken — nicht wie in Bornu auf der Hüfte — getragen, und schon nach zwei Monaten lässt man die Kinder weiblichen Geschlechts zu sitzen beginnen, um, wie man sagt, „einem zu langgestreckten Wuchse vorzubeugen“, während man dies bei Knaben erst nach Verlauf von vier Monaten tut. Um dem Kopfe Haltung zu geben, legt man den Kindern ein breites Lederhalsband, „Gurnek“ genannt, um. Gewöhnlich beginnen die Kleinen mit acht Monaten schon ihre ersten Gehversuche.

Beginnt der Knabe die Schule zu besuchen, so ist er gewissermassen der Erziehung des Vaters entzogen und steht unter der Autorität des Schullehrers (Faqih), sich dem elterlichen Hause entfremdend. Bis zu dieser Zeit gehen die Kinder beiderlei Geschlechts unbekleidet; dann erhalten die Knaben ein hemdartiges Gewand und erst sehr viel später eine weite Hose. Schliesslich bedient sich der Knabe auch der Sandalen, oder der aus dem Westen (Bagarmid oder Bornu) eingeführten gelben oder roten Ziegenlederschuhe und hat damit die vollständige Männerkleidung angelegt, von der weiterhin die Rede sein wird. Ganz kleine Mädchen gehen, wie gesagt, nackt oder tragen einen mit Lederfransen besetzten Gürtel (Roro oder Rachat), der wohl auch mit Kaurimuscheln verziert ist. Beim weitem Heranwachsen wird ihnen der „Kamfus“ (die Schambinde) angelegt, der in einem ellenlangen, handbreiten Stück Baumwollzeug besteht, das zwischen den Beinen durchgeführt, in einem schmalen Bande um die Weichen befestigt wird und als lange Schleppe herabhängt. Auch Schmuck an Ohrringen und Armbändern fehlt bei kleinen Mädchen nicht; doch erst wenn sie fünf Spannen hoch sind, durchbohrt man ihnen den rechten Nasenflügel, um den geliebten Korallenzylinder darin zu befestigen, und legt ihnen den Frauengürtel, die Hauptzierde der Wadaifrauen, an; auch das Haar wird nunmehr wie das der Frauen geordnet.

Es ist bereits erwähnt worden, dass in Krankheitsfällen bei den Wadawi Verwandte und Freunde sich einfinden, um ratend oder tätig einzugreifen. Ist jemand dem Tode nahe, so eilt jeder herbei, der nur die entferntesten Beziehungen zu dem Sterbenden hat, und wie überall in diesen Ländern, wird kaum gewartet, bis die Leiche erkaltet ist, um die nötigen Anstalten zur Bestattung zu treffen. Man begräbt beliebig früh, und die Art und Weise dieses Aktes unterscheidet sich wenig von der anderer islamitischer Länder. Eine Grube, deren Tiefe etwa bis zur Hüfthöhe für die männliche Leiche,

bis zur Achselhöhe für die weibliche Leiche reicht, nimmt den Toten auf, wird möglichst sorgfältig verschlossen und von aussen durch Dornen, Steine usw. gegen wilde Tiere geschützt. Am Tage der Bestattung findet eine allgemeine Bewirtung statt, und die Fuqaha erscheinen, um sieben Tage hindurch den Koran zu lesen, wofür sie mit Speise und Merissa versehen werden.

Es gibt in Dar-Wadai keine Männer mehr, die sich in Felle kleiden; man trägt dort Tobe, Hose und Sandalen. Von den ersteren unterscheidet man vier verschiedene Arten, je nachdem sie, aus gröberem oder feinerem Stoff (Toqqija), gearbeitet sind. Alle im Land selbst gearbeiteten Toben sind weiss; als Grund dafür wird angegeben, dass die dunkeln Farben nicht beliebt seien, doch muss berücksichtigt werden, dass die Kunst des Färbens in Wadai auf einer sehr niedrigen Stufe steht. Die Toben sind zwar weniger weit, als die in Bornu gebräuchlichen, doch entstehen durch das Zusammenhaften des länglich viereckigen Sackes an den Seiten immer noch sehr weite Ärmel; der Halsauschnitt ist rund und ohne Verzierung. Von den Bemittelten werden Toben aus Kotoko (Dar-Makari) getragen, während die Vornehmeren sie aus europäischen Stoffen, die über Tripolis oder Aegypten kommen, anfertigen lassen. Man trägt höchstens zwei Toben übereinander, versteigt sich aber niemals, wie in Bornu, auf vier oder sogar fünf; doch fügen wohl die Vornehmen einen Kaftan aus Seide, Tuch oder Kattun hinzu, der dann über der Tobe getragen wird. Auch sieht man bei ihnen den nordischen Bernus — meist weiss, selten schwarz —, obwohl derselbe nicht so verbreitet ist, wie in Bornu; ein roter Bernus wird mit Vorliebe am Tage einer Schlacht getragen. Die Hose aus Toqqija ist mässig weit und reicht bis zu den Knöcheln. Die Fussbekleidung besteht, wie schon gesagt, aus Sandalen, von denen die zierlich gearbeiteten den Namen „Na'l Bagirmi“ führen. Während der Regenzeit trägt man, wie in Bornu, Holzsandalen. Auch Schuhe aus gefärbtem Ziegenleder sind beliebt, doch meist beim Reiten, zu welchem Zwecke sie mit einer besonderen Abteilung für die grosse Zehe versehen sind, um die Steigbügel zu fassen. Der Kopf bleibt unbedeckt und wird womöglich jede Woche einmal rasiert. Eine Ausnahme davon macht die studierende Jugend. Die Gelehrten, die Pilger und Greise pflegen ein kleines weisses, baumwollenes Mützchen zu tragen, während die rote tunesische Mütze (Tarbusch) nur bei Fremden und Hofbeamten Sitte ist, wo sie, mit dem weissen oder roten Turban umwunden, ge-

tragen, aber in der Gegenwart des Sultans abgelegt wird. Schnupftücher sind in Wadai unbekannt. Der im allgemeinen spärliche Bart wird mit Ausnahme des Schnurrbartes, der rasiert zu werden pflegt, so voll getragen, als ihn die Natur verlieh. Als Zierrat tragen die Männer häufig silberne Fingerringe und Oberarmbänder aus Elfenbein, Horn, Ton oder Stein. Die Hauptzierde des Mannes ist jedoch die sogenannte „Dum-Frucht“ (Muqla), d. h. eine durch fortdauernde Anwendung von trockenen Schröpfköpfen entstandene Hauterhöhung zwischen Ohr und Nacken, nach Ansicht der Wadawa das Zeichen kriegerischen Sinnes und der Furchtlosigkeit.

Von seinen Waffen trennt sich der Wadawi nur sehr selten; sie bilden einen wesentlichen Bestandteil seiner äussern Erscheinung. Dieselben bestehen hauptsächlich in einer grossen Lanze, in vier bis fünf Wurfspieren, zwei Armdolchen, einem kleinern, der über dem Ellenbogen getragen wird, und einem andern am Handgelenk, etwa von der Grösse unserer Hirschfänger; hierzu kommt bei den Grossen des Landes noch ein Schwert oder eine kurze, am Ende mit Eisen beschwerte Keule, die am Sattel hängt. Ausser den erwähnten Armdolchen, „Galmanak“ und „Gulak“ oder auch „Dschenak“ genannt, gibt es noch ein langes Handmesser (Bulingak) und noch etwa zehn verschiedene Lanzen mit längerem oder kürzerem Eisen und Stielen, die sämtlich besondere Benennungen haben. Die Schilde der Wadwa sind etwa von der Höhe eines hockenden Menschen; ein Holzrahmen wird mit Leder aus Rindshaut, Büffelhaut oder Giraffenhaut überspannt und verziert. Der Panzer (Lips), d. h. Maschenpanzer, wird unter der Tobe getragen. Die schweren Reiter tragen ein dickwattiertes, gestepptes Gewand, dessen Ueberzug aus Toqqija oder Tuch besteht; die Mützen, die zum Kopfschutz dienen, sind von Eisendraht mit wattierter Unterlage, die über den Nacken herabfällt. Von diesem „Helme“ gehen Eisenstäbe ab zum Schutze des Gesichtes. Der Wattenpanzer des Pferdes reicht bis auf die Fussgelenke und hüllt dasselbe so ein, dass nur Augen und Ohren hervorschauen. Die an Brust und Gesicht befindlichen Messingplatten scheinen mehr Zierde als Schutz zu sein. Dagegen sind auf dem Rücken des Tieres in dem Wattenpanzer hinter dem Sattel eine grosse Zahl spitzer Eisenstacheln angebracht, die den Zweck haben, den Feind zu verhindern, dort hinaufzuspringen.



Frau Professor Berlin.



Professor Dr. Berlin.

Zu dem Anzuge der Frauen Wadais gehören ausser dem oben erwähnten Frauengürtel, der mit Korallen, Glas- oder Tonperlen geschmückt (häufig aus 40—50 Perlschnüren bestehend) als dicker Wulst um die Hüften getragen wird, der grosse Hüftenschal und der Schulter- und Kopfschal. Der Hüftenschil (arab.: Firde, in Wadai-sprache auch Firde Gindrimenek genannt) ist der kleinere von beiden, umhüllt Hüften und Beine und reicht bis auf den Boden herab. Auch hier hat der Luxus die ursprüngliche Länge desselben von etwa 3 Dra mit der Zeit auf 12 Dra gebracht, und diese lang auf dem Boden schleppenden Schals heissen „Firde Endurki“ und werden begreiflicherweise nur von Vornehmen getragen und dementsprechend von feinem Toqqija-Stoff, Kattun, Halbseide oder Seide gefertigt, während die gewöhnliche Firde aus grobem Toqqija gemacht wird. Im Dar-Zijud und Dar-Sa'id sieht man nicht selten die Mabafrauen, von kleinen Sklaven gefolgt, die ihnen die luxuriöse Schleppe der „Firde Endurki“ tragen. Eine andere Art Firde (Firde Kurmond-schang) besteht in einem Stück Zeug, das die linke Schulter bedeckt, den rechten Arm aber frei lässt; von der linken Schulter bis etwa zum Handgelenk ist dasselbe zusammengenäht und auf der Schulter mit Seidenstickerei verziert; von der rechten Achsel bis zu seinem Ende am Knie ist das Gewand geschlossen; es wird meist aus feinem Toqqija in abwechselnd weisser und blauer Farbe, doch nicht allgemein getragen. Unter der Firde werden von vornehmen Frauen häufig Hosen aus Seide oder Turkedi getragen. Auch das Kopf- und Schultertuch (Nreke Muschon) ist wie die Firde durch den gesteigerten Luxus von seiner ursprünglichen Länge und Breite von 8 Dra' bzw. 4 Dra' zu einer Länge von 16 Dra' angewachsen und bildet eine enorme Schleppe. Man macht auch diese langen Schals selbstverständlich nur aus besserem Toqqija oder aus europäischen Baumwollen- und Seidenstoffen. Der Schal hüllt die ganze Person ein, und die Sitte erfordert, dass besonders Kopf und Gesicht verhüllt werden. Frauen, die die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht haben, tragen eine Art kleinen Kopfschal, ähnlich dem der Scherifs und Ulemas, der zuweilen durch turbanartige Windungen befestigt wird.

Der Schmuck der Frauen besteht in Halsschnüren, Armbändern, Fussringen und Haarverzierungen. Halsschnüre (Kurmonak) werden aus Somidsch oder Kidschel (Achat?) in länglich-ovalen Stücken, aus Korallenstücken oder aus Gold und Silber und aus durchbohrten länglichen Perlen verschiedener Grösse getragen. Korallen (Murd-

schan) werden in verschiedenen Grössen eingeführt, von denen man vier Klassen unterscheidet und pfundweise verkauft. Die Zusammenstellung derselben mit „Zeitun“ (arab. Oliven; auch „Kawadim“ und „Mansus“ genannt) ist sehr beliebt; es sind dies grosse, durchsichtige und gelblich oder grünlich gefärbte Kugeln verschiedener Grösse. Auch werden lange Hals- und Schulterketten aus „Aqiq“, dem roten, zu Perlen verarbeiteten Achat, getragen, die kostbar genug sind, um mit einem Sklaven (Sedasi) bezahlt zu werden. Arm-bänder trägt man am Vorderarm über dem Handgelenk, und zwar bis zu fünf oder sechs; sie sind entweder aus Silber, Kupfer oder Messing, oder auch aus Büffelhorn und Nguru-Haut. Bei den Araberfrauen sind Armbänder aus Elfenbein beliebt. Die Fussbänder sind entweder umfangreiche hohle Silberringe mit Steinchen oder Metallstückchen, oder weniger dicke, aber massive und daher kostbare Ringe von Silber. Nur ärmere Frauen tragen Messingringe.

Das in seiner Anordnung öfter geschilderte Haar wird in unzähligen dünnen Flechten rings um den Kopf herum geordnet, die bei verheirateten Frauen gleich einem Schleier über das Gesicht fallen, während zwei dickere Flechten vom Vorderkopf über den Scheitel nach hinten gehen. Am Hinterkopfe werden die Flechten mit einem halbmondförmigen Silberschmuck verziert, der massiv ist und dessen Hörner, im Gegensatz zu der Tracht in Bornu, nach unten gekehrt sind. Diese Hörner sind durch eine Korallenschnur verbunden, und von ihnen laufen Schnüre von Korallen zu den dicken Flechten am Vorderkopfe, von wo wiederum andere über die Ohren nach hinten geführt werden. Die Mittellinie des Kopfes wird mit kleineren Silberhalbmonden geschmückt, die ihre konkave Seite nach hinten richten und durch kleine Korallenschnüre mit dem grossen Halbmonde verbunden sind. Endlich gehen Korallenschnüre über die Stirn von Schläfe zu Schläfe und hängen an den Ohren herab; andere fallen seitlich zu je zwei von der Mitte des Kopfes herab und sind an ihren Enden mit hohlen Gold- und Silberkugeln verziert. Trotzdem so fast der ganze Kopf bedeckt ist, findet sich doch noch ein Platz über den Ohren, der mit silbernen Halbmonden mit nach unten gerichteten Hörnern geschmückt wird. Auch im Ohr läppchen wird ein grosser Ring aus aufgereihten Korallenstückchen getragen, der jedoch durch eine besondere Vorrichtung vom Ohre absteht. Der Schmuck des rechten durchbohrten Nasenflügels endlich mit dem beliebten Korallenzyylinder vervollständigt diesen Teil der Toilette einer Wadai-

frau; bei den Araberinnen besteht er aus Silber in gleicher Form oder aus einem silbernen Halbring.

Lippen und Zahnfleisch werden besonderer Behandlung unterworfen. Man sticht die ersteren mit Akazienstacheln blutig, reibt Eisenfeilspäne in die frischen Wunden und erzeugt so eine schwarzgraue Färbung. Das Zahnfleisch wird in gleicher Weise behandelt, doch mit Rindsgalle eingerieben, die eine bläuliche Farbe bewirkt. Ueberhaupt verwenden die Frauen grosse Aufmerksamkeit auf die Pflege des Mundes. Man sieht sie selten ohne ihre Zahnbürste im Mundwinkel herumwandeln; es ist dies ein Zylinder aus dem Holze des Siwak (*Salvadora persica*), der an einem Ende ausgefaserst ist; sobald sie sich niedersetzen, bedienen sie sich desselben eifrig. Das genannte Holz hat neben seiner mechanischen Wirkung noch die Eigenschaft, den Atem wohlriechend zu machen.

Die Tracht der Frauen in Tama besteht noch lediglich aus Fellen, die enthaart und mit schwarzem Ton gefärbt sind. Sie tragen im rechten Nasenflügel einen Kupfer- oder Messingring, wie ihn auch die Frauen der Oimr und Sungor tragen, und Arm- und Fussringe von gleichem Metall. Ihre Haartracht ist ähnlich der oben beschriebenen, doch schmücken sie das Haar statt mit Korallen mit weissen Perlen in der Art, dass der Kopf ganz weiss aussieht; auch tragen sie als Ohrschmuck ein Gehänge von grossen weissen Perlen. Zahnfleisch und Lippen werden von ihnen nicht gefärbt.

Die Hauptnahrung der Wadwa liefert die *Penicillaria* (Duchn, Osab) und ihre Varietäten, von den übrigen Getreidearten werden Durra (Ngaberi), Reis, Weizen, Bohnen (Lubia), Simsim (Sesam) und besonders die wildwachsenden Korb-(*Eragrostis*-)Arten: Abu Sabe, Adar, Askemta und Bartemele gegessen. Doch wird auch viel Fleisch, und zwar von den Vornehmeren das Fleisch des Schafbocks und des Kameles, und als besonderer Leckerbissen die rohe Kamelleber genossen; von der Masse des Volks dagegen das schlechtere und weniger beliebte Rindfleisch. Als Fleischesser sind besonders die Dschellaba und die Leute von Gerri bekannt. Die am Batha wohnenden Kuka, Massalit und andere lieben Fische, ebenso die südlichen Bewohner des Mahar es-Salamat. Dagegen sind die Eingeborenen südlich von Batha Freunde des „Angaderi“, d. h. der nicht gerade verbotenen, aber doch ungewöhnlichen oder in Wadai ungebrauchlichen Speisen, wie des Löwen- und Antilopenfleisches, verschiedener Insekten usw.; noch eine Stufe tiefer in den Augen der

Wadawi stehen die Kaschemere, Karanga, Marfa, Kadschanga (Er-tana), die Frösche mit Vorliebe essen und auch Eidechsen nicht verschmähen. Sehen wir von den allgemein je nach der Bodenbeschaffenheit vorkommenden und bevorzugten Duhn-, Durra- und den wildwachsenden Getreidearten ab, so bilden die Bohnen eine Lieblingsspeise der Kondongo, Kaschemere und der Bewohner des Dar-Sa'id. Die Kadschanga dagegen lieben ausser Lubia besonders den Sesam, und Balanitesblätter sind eine Lieblingsspeise der Sungor, Mararit und Massalit. Die eigentlichen Mabaleute aber ziehen die verschiedenen Mehlspeisen (Aisch) allem vor. Diese sind im allgemeinen besser zubereitet als in Bornu, zunächst weil das Mehl durch Zerreiben auf Steinen feiner wird als durch Stampfen im Mörser, wie es in Bornu geschieht; dann scheint man aber auch in Wadai den Brei sorgfältiger zu kneten. Man unterscheidet verschiedene Arten, je nachdem der Mehlbrei steifer, längere oder kürzere Zeit gekocht und gut geknetet oder weniger steif ist (Kudukudugaia, Leddek, Asida). Der Duhn wird nach Belieben ersetzt durch Mehl der oben angeführten Getreidearten. Im Dar-Maba und bei den Kaschemere wird das Duhn- oder Durra-Mehl direkt angerührt und bis zum gänzlichen Wasserverlust gekocht, dann getrocknet und mit Milch genossen. Ausser mit letzterer wird der Aisch wie in Bornu und andern Ländern mit Saucen gegessen, die man aus getrocknetem oder gestossenem Fleisch (auch aus frischem) oder Fisch mit Gewürzen, sowie auch aus Früchten herstellt, und denen durch Zutat verschiedener Baum- und Strauchblätter usw. (Chudra) eine angenehme Abwechslung gegeben wird. Die beliebtesten Saucen (Idam) sind wohl im allgemeinen die vegetabilischen, und von diesen sind die aus Gurken und aus den Blättern der Tamarinde bereiteten sehr wohl-schmeckend. Jene Sauce hat, je nach dem verwendeten Hauptbestandteil und der verschiedenen Bereitungsweise, einen besonderen Namen, so dass Nachtigal deren etwa 28 notiert hat. Auch hierin weichen, wie bei dem Aisch, die einzelnen Stämme in der Zubereitung voneinander ab. Von grossem Werte auf Reisen und auch häufig von ausgezeichnetem Wohlgeschmack sind die öfter erwähnten Kuchen aus Mehl, Reis, Duhn u. dgl., die mit Honig oder Milch und Gewürz gemengt und gebacken oder gedörrt werden (Kisra). Getränke werden aus Getreide (Duhn, Durra usw.) sowie aus Honig, Datteln u. dgl. durch Zusatz von Wasser bereitet, bis zum Eintritt der Gärung stehen gelassen und unter den Namen „Merissa Chab-

scha“, „Merissa Ambilbil“, „Merissa Korde“, „Merissa Chall“, „Merissa Geringa“ getrunken. Von nicht berauschenden erlaubten Getränken sind Nachtigal drei Arten zur Kenntnis gekommen, welche, aus Wasser und Getreide oder Mehl (auch aus Aisch) hergestellt, sich von den vorgenannten nur durch den kürzern Gärungsprozess unterscheiden und dadurch einen süßsauerlichen Geschmack erhalten.

Dass die Wadawi den berauschenden Getränken sehr zugetan sind, ungeachtet der Strenge, mit der gegen den verbotenen Genuss derselben vorgegangen wird, ist bereits bei anderer Gelegenheit erwähnt; die in dieser Beziehung bei Abesche gemachten Erfahrungen fielen sehr zuungunsten der Eingeborenen aus. Sind die echten Wadaileute ohnehin wenig gutmütig und streitsüchtigen, gewalttätigen Charakters, so tritt in trunkenem Zustande ihre ganze Wildheit zutage, und kaum eine Woche verging während des ganzen Aufenthaltes in der Hauptstadt, ohne dass infolge von Trunkenheit Streitigkeiten entstanden, bei denen Personen schwer, ja tödlich verwundet wurden.

Man sollte meinen, dass in einem Lande, in dem sich ein so kompliziertes Gemeinwesen, ein so sorgfältig geordneter sozialer Verkehr hat herausbilden können, auch die Künste des Friedens, Handwerk, Handel und Verkehr sich hätten entwickeln müssen; doch ist das keineswegs der Fall. Die Wadawi stehen auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur. Während in den Haussa-Staaten und in Bornu vortreffliche Baumwollenstoffe verfertigt und ebenso geschmackvoll als reich verziert werden; während das von den Haussaleuten gegerbte Ziegenleder von ihnen mannigfaltig gefärbt und zu den zierlichsten Arbeiten verwendet wird; während sich Dar-For durch seine Stroharbeiten und Korbflechteien auszeichnet; während die Märkte Kukas reich versehen sind mit Natur- und Kunstprodukten aller Art, so zeigt dagegen Wadai in keiner Beziehung eine Befähigung, sich über das allerursprünglichste Mass von Kunstfertigkeit zu erheben, und nimmt seine Zuflucht zur Geschicklichkeit und zum guten Geschmack anderer Stämme, sobald es gilt, Besseres zu beschaffen. Will jemand z. B. eine einigermaßen zierlich gearbeitete Strohhütte oder ein Erdhaus gebaut haben, so wendet er sich an einen Mann aus Bagirmi oder Bornu; will er sich gut kleiden, so kauft er Bornu- oder Haussa-Fabrikate. Sollen europäische Stoffe verarbeitet werden, so muss er sich wiederum an Leute aus Bagirmi oder Bornu wenden. Was in Wadai und von Wadai gearbeitet wird, ist plump

und unzweckmässig. Die Schuhe und Sandalen sind roh, die Pferdesättel unbequem; Korb- und Strohflechtereien unschön und wenig haltbar, das „Toqqija“ genannte Baumwollengewebe ist unglaublich grob und schlecht usw. Es war klare Einsicht dieses Mangels an Geschick und Betriebsamkeit seines Volkes, die König Ali, wie Nachtigal erzählt, bewog, noch dem siegreichen Kriege mit Bagirmi 12—15 000 Kriegsgefangene in seinem Lande anzusiedeln, wo sie sich vorteilhaft vor ihrer Umgebung auszeichneten.

Die Vorteile des Handels waren die einzigen Wohltaten der Zivilisation, die der König seinem Volke einigermaßen hat begreiflich machen können; freilich befindet derselbe sich hauptsächlich in den Händen der Fremden, doch übertrifft Wadai im allgemeinen in dieser Hinsicht die Nachbarländer; wenigstens war dies zu Nachtigals Zeiten der Fall.

Infolge seiner Lage hat Wadai den Vorteil einer von Fessan unabhängigen Verbindung mit den Mittelländern und einer nahen Verbindung mit den Nilländern. Den Verkehr der letzteren mit den mittleren und westlichen Sudanstaaten beherrscht es vollständig.

Der Handel Wadais wird durch drei grosse Handelsstaaten vermittelt: die eine (westliche) führt über Bornu nach den Haussastaaten, die zweite nach Norden über die Oasen von Kufra, Dshalo und Audshila nach Bengasi oder Kairo, die dritte nach Osten durch Dar Fur und Kordofan zum Nil. Wenn auch der Wüstenweg nach Bengasi nur fünfzig Tagemärsche beträgt, so wird er doch wegen seiner Beschwerden und besonders wegen seiner ausserordentlichen Wasserarmut gern gemieden, so dass der Karawanenverkehr auf dieser Strasse nur ein- oder zweimal im Jahre stattfindet, während der Handel über Dar Fur nach Aegypten ein ununterbrochener ist.

Was die Einfuhr betrifft, so werden von Bornu-Manufakturwaren der Haussastaaten indigoblaue Kano-Toben, in Kano gegerbte und gefärbte Ziegenfelle und die daraus gefertigten Schuhe in den Handel gebracht. Die von Norden und Osten kommenden Karawanen haben einen Ausgangspunkt: Aegypten. Auf dem Wege von Dshalo bringen dessen Bewohner, die Medschabra, aus Kairo gewöhnliches Baumwollenzug, grosse rote Tonperlen, ferner Bernsteinperlen und etwas Seide, Sammet, Tuch und Schirting. Die Kaufleute vom Nil, die Dschellaba, bringen über Dar Fur nahezu dieselben Gegenstände. Als Nachtigal in Wadai war, kam zum erstenmal eine Karawane in

Abesche an, die Tripolis zum Ausgangspunkt hatte und mancherlei Luxusgegenstände brachte, jedoch nur geringen Absatz fand.

Die Ausfuhr aus Wadai besteht hauptsächlich in Sklaven, Straussfedern und Elfenbein. Sklaven bilden immer noch den beträchtlichsten Teil der Ausfuhr. Wenn Nachtigal berichtet, es möchten von Straussfedern und Elfenbein jährlich etwa 100 Zentner nach Norden und Osten über die Grenze gehen, so hat er den beträchtlichen Teil nicht gerechnet, den der König selbst, „der grösste Kaufmann des Landes“, in den Handel bringt. Die Wadai-Straussfedern sind zwar von geringerer Güte, aber in grösserer Menge zu haben als in irgendeinem der Nachbarländer. Vor etwa vierzig Jahren konnte man nach Nachtigals Angaben eine ganze Straussenhaut für einen Taler und selbst für weniger kaufen. Eine Haut enthält durchschnittlich drei Pfund schwarzer und ein Pfund weisser Federn. Nachfrage und Ausfuhr haben mit der Zeit den Wert verfünffacht. Elfenbein war zu Nachtigals Zeit noch so reichlich vorhanden, dass man in Wadai den Zentner für Glasperlen oder Baumwollentoffe im Werte von 10 Maria-Theresia-Talern kaufen konnte, während er in Aegypten 150 Taler kostete.

Der Grosshandel Wadais geht vor sich in Abesche und in dem südwestlich von Wara gelegenen Nümro, das „die Stadt der Kaufleute“ genannt wird. Öffentliche Märkte werden nur in drei oder vier Ortschaften abgehalten. Uebrigens kann der Markt in Abesche den Vergleich mit dem in Kuka keineswegs aushalten.

Als Münze dienen in Wadai neben dem Maria-Theresia-Taler die schon erwähnten Baumwollentoffe aus Kairo und als kleinere Münzen Streifen eines einheimischen groben Baumwollengewebes. Dem sehr fühlbaren Mangel einer kleinen Scheidemünze sucht man durch Bogen Papier oder Glasperlen abzuheffen— gewiss ein grosser Uebelstand und zugleich ein Beweis, dass Wadai noch nicht den Zivilisationsgrad von Bornu erreicht hat, wo als einheitliche Münze der Maria-Theresia-Taler mit seiner Scheidemünze, der Kaurimuschel, längst staatlich eingeführt ist.

Nachtigal hatte auch, da keine Hoffnung vorhanden war, in den nächsten Monaten die Reise weiter fortzusetzen, auf Anregung des Königs Ali eine kleine Reise in den Süden Wadais unternommen. Hier im Süden des Bahr es-Salamat, der Grenze des eigentlichen Dar Wadai, liegt Dar Runga, dessen König Wadai untertan war.

Er ging nun so schnell wie möglich an die Vervollständigung seiner Reiseausrüstung. Durch Vermittelung des Hadsch Ahmed hatte Nachtigal bereits einen Lastochsen gekauft, der durch seine Kraft und Sicherheit den aussergewöhnlichen Preis von 3 Maqta Tromba, d. h. $4\frac{1}{2}$ Taler, vollständig rechtfertigte. Dazu kam noch ein von einem Dschellabi für 10 Taler erhandelter Reitesel und die zwei von seiten des Königs gelieferten Ochsen. Ausserdem versah er sich für 8 Taler mit Tabak aus Dar-For, der in den Heidenländern ausserordentlich beliebt ist und in Ziegenfelle, die wie ein Wasserschlauch aussehen, verpackt wird; ferner für 15 Taler mit jenen kleinen roten und weissen Glasperlen, die dort Sini genannt werden, und für 5 Taler mit Kaurimuscheln; er kaufte für 6 Taler vier Dutzend bunte Kattuntaschentücher, für 6 Taler jene losen, gewebten, dunkelblau gefärbten, viereckigen baumwollenen Tücher aus Aegypten, die Mekkiya heissen, und nahm endlich 9 Maqta Tromba, also 14 Taler in natura mit. Zum Antritt der Reise waren nur noch die Investurgeschenke des Rungafürsten, die gewohnheitsgemäss aus einem Pferde, einem Ehrenkleide und einer Surrija oder Sklavin bestehen, abzuwarten. Wie gewöhnlich, liess die Auslieferung derselben auf sich warten, und erst in der Mitte des August kam es zur wirklichen Abreise.

Festlichkeiten brachten einige Abwechslung in der Zeit vor seiner Abreise nach Süden. In den ersten Tagen des August kam dann die Nachricht, dass die Norea oder Nawarma und die Leute von Wun in Borku, die den König Ali als ihren Herrn anerkennen, von den Arabern Kanems überfallen worden seien, dieselben jedoch besiegt und 25 von ihnen zu Gefangenen gemacht hätten, und dass der Nakazzahäuptling Derbai mit den gefangenen Räubern nach Abesche unterwegs sei. In der Tat kamen noch in der ersten Woche des August 13 Aulad Soliman als Kriegsgefangene im traurigsten Zustande an. Die übrigen waren von den Norea zurückgehalten worden, um sie ihrem Stamme behufs Auswechslung von Kriegsgefangenen und Anbahnung eines besseren Verhältnisses zurückzuschicken. Letzteres war besonders wünschenswert, da die Norea, einen grossen Teil des Jahres im Bahar-el-Ghazal wohnend, den Ueberfällen der Araber sehr ausgesetzt und, fern vom Schutze Wadais, darauf angewiesen sind, ihre Angelegenheiten mit den gefährlichen Nachbarn selbst zu ordnen.

König Ali hatte sich, wie wir schon früher erwähnt, unendlich viel Mühe gegeben, diese unruhigen, räuberischen Nomaden Kanems sich zu verpflichten und Frieden zwischen ihnen und den auf der nördlichen Grenze seines Landes wohnenden Stämmen herzustellen; er hatte sie mit Freundschaftsbeweisen überhäuft, obwohl sie im Anfange seiner Regierung einen seiner Stiefbrüder gegen ihn mit Waffengewalt zu unterstützen suchten; er hatte ihnen wiederholt Abgesandte und Geschenke geschickt, die ältesten Familienhäupter des Stammes zu sich eingeladen und gastfreundlich aufgenommen; ja, er hatte sogar einst, als eine grosse Anzahl Araber und Daza auf einem Zuge gegen die von ihm abhängigen Bidejat zu Gefangenen gemacht wurde, die Daza sämtlich töten lassen, obgleich dieselben doch nur Werkzeuge der Araber waren, und diese selbst in ihre Heimat entlassen. Er hatte dies alles, wie gesagt, getan, um Frieden in Kanem und an den Nordgrenzen seines Reiches zu haben. Doch die treulosen Räuber antworteten auf alle Beweise des Wohlwollens nur mit schwärzestem Undank.

Nachtigal war zufällig im Königspalaste, als die Gefangenen vor den König gebracht wurden, und war Ohrenzeuge des verständigen und strengen Urteils des Königs Ali. Er sagte etwa folgendes: „Ich habe auf alle mögliche Weise versucht, euch im guten zum Frieden zu bringen, doch euer wilder Sinn, scheint es, lässt sich durch nichts zügeln. Wenn ihr denn nicht ohne Krieg leben könnt, so werde ich euch Gelegenheit geben, euern Hang zu befriedigen. Ich werde jedem von euch eine Flinte und das nötige Blei und Pulver geben, und ihr werdet mit dem demnächst abreisenden König von Runga an die Südgrenzen meines Landes gehen; dort werdet ihr Gelegenheit genug finden, euern kriegerischen Sinn gegen die räuberischen Heiden und Menschenfresser zu betätigen.“

Und so geschah es! Nachtigal hatte also wieder die Aussicht, mit diesen Räubern, mit denen er so manchen Monat herumgezogen war, und an deren Gesellschaft er nicht mit allzugrossem Wohlgefallen zurückdachte, einige Zeit zuzubringen. In dankbarer Erinnerung der Tatsache, dass sie wenigstens ihn stets mit Treu und Glauben behandelt hatten, so lange er unter ihnen weilte, suchte er ihnen jetzt, wo sie in Not waren, durch Uebersendung einiger Stücke Cham zu der notdürftigsten Kleidung zu verhelfen — in der Tat waren sie vor dem König fast nackt erschienen — und schickte

ihnen einige Hammel, denn auch in bezug auf die Nahrung schienen sie übel dran zu sein. Sie waren sehr dankbar und seines Lobes voll.

Am 17. August, zur Zeit der grossen Regengüsse, brach Nachtigal nach Runga auf. Die Resultate seiner Reise seien hier kurz zusammengefasst:

Die mohammedanischen Bewohner des Landes sind grosse, starke Leute von sehr dunkler Hautfarbe, kriegerischen Sinnes, rüstige Elefanten- und Rhinzerosjäger, die ihre Beute zu Pferde mit Lanzen erlegen. Vom Salamatfluss ist das Land durch eine grosse, morastartige Wildnis getrennt und zur Regenzeit fast unpassierbar. Zu Runga zählt man auch Dar Kuti, das 14 Dörfer zählt. Der bedeutendste Strom daselbst ist der Auka-Debbe, den Nachtigals Diener auf einer Sklavenjagd überschritt und von dem er südwärts an einen Bahr el-Azraq und an den Zusammenfluss des Bahr-el-Ardhe und Bahr Kuti gelangte. Runga bezeichnet Dr. Nachtigal als ein wegen seiner Mücken und bösen Fliegen gefürchtetes Land, das auch deswegen arm an Rindvieh, Pferden und Eseln sei. Die Pferde wurden in den Häusern verpflügt und so viel wie möglich durch aus Stroh geflochtene Ueberzüge geschützt. Kamele und anderes Zugvieh ist zum dauernden Aufenthalte nicht geeignet. Kuti ist hingegen ein ergiebiges Land, wo man den Zentner Elfenbein für höchstens 10 Taler kaufen kann. Es ist natürlich, dass sich daselbst Kaufleute aus den Nachbarländern angesiedelt.

Der südlichste Strom, von dessen Existenz Nachtigal bei seinem Aufenthalt in Wadai vernommen, war der Bahr Kuta, viel grösser als der Schari, reich an Krokodilen und Flusspferden und voll von bewohnten Inseln. Nachtigal war nicht abgeneigt, ihn für den Benue zu halten; „doch kann er leicht der Kubanda Barths, Stanleys Kongo sein.“ Westlich von Runga wurde das Land als wasserreich geschildert, im Süden und Osten steigt es an und wird gebirgig. Südlich von diesen Landschaften existieren als Haustiere nur Hühner, Ziegen und Hunde; Pferde, Rinder und Esel fehlen. Von wilden Tieren erscheinen der Löwe, Leopard, Hyänen, Wildschwein, Elefant, Rhinoceros, Büffel, Antilopenarten, Ameisenbär, Stachelschwein. Auch die Giraffe soll vorkommen. Von Kuti ab nach Süden finden sich der Baumwollbaum, der Butterbaum, die Oelpalme, die Delebpalme, zahlreiche feigenartige Bäume, die *Parkia biglobosa*, die Banane, der Kumbapfeffer, verschiedene essbare Wurzelknollen und Tabak. Die Stämme südlich von Kuti wurden von Nachtigal unter



Nachtigal im afrikanischen Prunkgewand.

dem Namen Banda zusammengefasst und sollen sich selbst unter dem Namen Niam-Niam (pl. von Niam-niam) nennen und alle eine gemeinsame Sprache sprechen. Der landschaftliche Charakter ist ein mannigfaltiger. Die Banda, erzählt Nachtigal, kleiden sich mit dem Baste der Dschimmezem und die Frauen mit Habilalaub. Ihre Haare sind lang und werden selten geschnitten. Männer und Frauen feilen die Zähne spitz, durchbohren die Ohrläppchen, die Nasenflügel und die Lippen und fügen kurze Zierzylinder ein. Sie beerauschen sich mit Durrabier (Merissa) und Dumma, einem gegorenen Getränke aus Mais und Honig, und rauchen Tabak aus schwarzen Tonköpfen, die sie aus dem Material der Termitenbauten verfertigen. Polygamie existiert, und die Anzahl der Frauen ist nur durch die Vermögensverhältnisse des Mannes beschränkt. Die Frau ist Gut und wird gekauft für Perlen, Hundezähne, Eisen, Kupfer, Zinn. Der Kannibalismus ist allgemein. Die Männer sind mit Bogen, Pfeilen, Lanzen und kurzen Wurfeisen bewaffnet. Die Hauptgottheiten der Banda sind Botokollo und Wamma (Frau), denen in den Hütten besondere Heiligtümer errichtet werden, die man um Regen und um Erfolg im Krieg anfleht, bei denen man Eidschwüre leistet, neugeborene Kinder und frisch angekommene Sklaven einsegnet usw.

Reise von Wadai nach Dar For.

Am 1. Oktober kehrte Nachtigal nach Ueberstehung grosser Beschwerden und Mühsalen — Mückenplage, bössartige Fliegen, anstrengende Märsche durch Niederungen, Felsschluchten und Waldungen, Wassermangel — nach Abesche zurück. Der Sultan Ali hatte ihm sein Vertrauen und seine Freundschaft erhalten, und während dieser Zeit seines zweiten Aufenthaltes erfuhr Nachtigal, der ja hauptsächlich nach Wadai gereist war, um nach den Papieren des deutschen Forschungsreisenden Eduard Vogel sich zu erkundigen und diese möglichst aufzufinden, folgendes:

„Eduard Vogel war im Anfange des Jahres 1856 von Kuka über Fitri nach Abesche gereist, wo er Ende desselben Jahres eintraf. Er wurde vom König Scherif nicht unfreundlich aufgenommen, benahm sich indessen so unklug, trug dem Argwohn und der Beschränktheit der Eingeborenen so wenig Rechnung, dass diesem Umstande sein Untergang zuzuschreiben ist. Mit der ihm eigenen Rastlosigkeit war der Reisende den ganzen Tag ausserhalb seiner Be-

hausung beschäftigt, die Umgegend zu Fuss und zu Pferde zu durchstreifen, zu schreiben und zu zeichnen, und forderte auf diese Weise den Argwohn der rohen Leute, die ein solches Beginnen zu verstehen nicht imstande waren, auf das bedenklichste heraus. Er war bei dem Vater des jetzigen Aquid dar Mahamid, dem Aquid Dscherma, der dieselbe Würde innehatte wie sein Sohn und beim König in hohem Ansehen stand, einquartiert worden, und dieser war es, der nach einer Reihe von Tagen seinen Herrn auf das Ungewöhnliche und Verdächtige des Betragens seines Gastes aufmerksam machte. Nun hatte der König Mohammed Scherif, ein blutdürstiger Tyrann und besonders den Arabern feindlich gesinnt, ausser den zahlreichen Fessanern und Tripolitanern, deren Blut er schon früher vergossen hatte, vor nicht langer Zeit einen Scherif aus Bengasi umbringen lassen, gegen den der Verdacht rege geworden war, dass er ein Spion der Türken sein. Die allen Fremden so feindlichen Leute aus Wadai benutzten diesen Umstand, um das Misstrauen des argwöhnischen Königs auf den blondhaarigen und blauäugigen Dr. Vogel zu richten, der augenscheinlich nur geschickt sei, um genaue Erkundigungen über jene Mordtat einzuziehen und die Spionage des Ermordeten fortzusetzen. — Ein Mann wie Mohammed Scherif bedurfte keiner Beweise derartiger Behauptungen, der geringste Verdacht hatte ihm stets für ein Todesurteil genügt, und was ist schliesslich ein Menschenleben in einem Lande wie Wadai? — Er antwortete dem Aquid Dscherma einfach: „Wenn dem so ist, so ist es jedenfalls sicherer, du lässt ihn töten.“ — Eduard Vogel ging eines Tages, begleitet von Leuten des Aquid Dscherma, in die Umgegend der Stadt und bei einigen in nächster Nähe gelegenen Granitfelsen, die man mir gezeigt hat, wurde er mit den eisenbeschlagenen Knitteln oder Keulen, wie sie die Wadaileute trigen und wie sie bei den Hinrichtungen durch die Henker- und Musikantenkaste der Kabartu üblich sind, erschlagen. Er war nur dreizehn Tage in Abesche gewesen.“

„Wenn ich,“ so fährt unser Gewährsmann fort, „das Vertrauen einzelner Leute so weit gewonnen hatte, dass sie mit mir über dies Ereignis sprachen — denn solche Dinge wurden als Staatsgeheimnis betrachtet, und die Furcht vor dem König verschloss den Wissenden den Mund —, so suchten sie mich wohl zu beruhigen, da sie glaubten, dass meine Erkundigungen der Furcht für mein eigenes Leben entsprängen, und sagten: „O Chawadscha, du musst dir keine Gedanken darüber machen; jener Mann war ganz anders wie du“. Er war

wirklich kein guter Mensch, denn er liebte die Leute nicht, liess sich nicht gern von ihnen besuchen und konnte nicht mit ihnen sprechen, da er der arabischen Sprache wenig mächtig war; er nährte sich fast ausschliesslich von Hühnereiern, wie doch kein anständiger Mensch zu tun pflegt, und schrieb nicht wie andere Leute mit Tinte, sondern mit einem kleinen Stabe.“

Das alles sind scheinbar unbedeutende Dinge, die gleichwohl von den verhängnisvollsten Folgen waren.“

Der edelgesinnte König Ali, mit dem Nachtigal gelegentlich auch über diesen Fall gesprochen hatte, gab unserm Reisenden kurz vor dessen Abreise die Versicherung, dass sich von den Schriftstücken Eduard Vogels nichts gefunden habe. Nachtigal meint, dass dennoch eines Tages Reste davon zutage kommen könnten, da bekanntlich die Zerstörung von Schriftstücken bei den Mohammedanern eine grosse Seltenheit sei. Die arabische Schriftsprache behandelt nämlich heutzutage, wenn man von ihrer Anwendung für kaufmännische Geschäfte absieht, nur Gegenstände, die auf die Religion Bezug haben, und daher kommt es, dass alles Geschriebene mit der grössten Ehrfurcht behandelt und fast niemals vernichtet wird.

Frau Berlin verhehlte Nachtigal nicht, dass er, trotz seiner guten Beziehungen zum Sultan, die Frage doch für eine grosse Verwegenheit hätte halten müssen. Er aber wandte darauf ein, er hätte sich einer Pflichtvergessenheit an dem Andenken Vogels schuldig gemacht, wenn er, ohne diese Frage getan zu haben, nach Europa zurückgekehrt wäre; ihm selbst sei gar nicht geheuer dabei gewesen.

Der Sultan trug ihm dies jedoch nicht nach; er liess Nachtigal nicht nur seinen Schutz in Abesche angedeihen, sondern verhalf ihm zu weiteren Reisen in seinem Lande, unterstützte ihn mit Rat und Tat, wo irgend es nötig war, und versah ihn sogar mit einem höchst wertvollen Empfehlungsbriefe an den Sultan von Dar For. Folgender Brief, den Nachtigal am 6. August 1873 aus Abesche, der Hauptstadt Wadais an seine Schwester schrieb, gibt uns einen vollen Einblick in die freundschaftlichen Gesinnungen und die weitgehende Unterstützung, die Sultan Ali ihm angedeihen liess:

Teure Schwester!

Meine Reise schreitet in der Tat nicht auf Siebenmeilenstiefeln voran; ich bin schon vier Monate in der Höhle des Löwen, und noch sehe ich keinen sicheren Ausweg aus ihr. Doch kommt freilich

diese Verzögerung nicht vom Löwen her, der ein wirklicher Löwe, grossmütig, furchtlos, verständig ist, sondern, wie ich Dir geschrieben zu haben glaube, resultiert aus der Wagensperre zwischen Fur und Wadai. Noch immer keine Nachricht über den Tod Sultan Hassias und seinen etwaigen Nachfolger. Einige behaupten, er sei gar nicht tot, sondern versuche, seinen Sohn Brahim noch während seines Lebens zum Herrscher zu machen, da er, alt und blind, des Regierens müde sei, und dieses Projekt stosse auf ernstliche Schwierigkeiten seitens seiner Brüder, von denen Hassaballah, Bosch und Seif-edim zu nennen sind. Andere sagen, er sei allerdings tot, doch sei der Erbfolgestreit zwischen seinem Lieblingssohne Brahim und seinem Bruder Hassaballah noch nicht beendet; noch andere endlich konkordieren mit dem Tode des alten Königs, lassen aber Hassaballah den Thron okkupieren. Letzterer würde das ganze Regierungssystem Sultan Hassias, unter dem die Hauptmacht in den Händen der Sklaven ruhte, über den Haufen werfen und eine neue Ordnung der Dinge herstellen, was allerdings eine geraume Zeit in Anspruch nehmen kann. Nach alter Sitte hin aber wird das ganze Reich nach aussen hin abgesperrt, bis im Innern alles definitiv arrangiert ist.

Hassaballah würde weder mir noch dem Sultan Ali sehr konvenieren. Genug, ich warte mit vielen Kaufleuten von Kordofan, Khartum und den Ufern des Nils seit zwei Monaten auf die Eröffnung des Weges nach Osten. Gelangweilt durch dieses tatenlose Warten, habe ich mich entschlossen, ungefähr hundert deutsche Meilen nach Süden vorzudringen, d. h. nach Runga und südlich von da so weit zu gehen, als der Herrscher dieses Landes mich zu geleiten imstande sein wird. Ich hoffe bis zum 8. Grad n. B. zu gelangen und die beträchtlichen, östlichen Zuflüsse des Schari jener Gegend zu entdecken. Freilich ist der Weg anstrengend, da wir mitten in der Regenzeit stehen, und ich habe wohl kaum nötig, Dir die Leiden einer Reise zu dieser Zeit zu schildern, sondern dieselben werden Dir noch aus einem Briefe über die Bagirmireise gegenwärtig sein. Doch ich habe keine Wahl, da ich, so still vor Anker liegend, stets in eine Art Melancholie ver falle, die bei meiner Einsamkeit und meiner langen Abwesenheit von der Heimat und zivilisierten Ländern wohl erklärlich ist, die ich aber unter allen Umständen zu vermeiden entschlossen bin.

Sultan Ali hatte kaum von meiner Idee, die südlichen Grenzen seines Reiches zu besuchen, gehört, als er sehr liebenswürdig die Initiative ergriff, mir angesichts der politischen Ereignisse Furs zu-redete, mir jedwede Unterstützung, die in seiner Macht stände, versprach und versicherte, dass seiner Ansicht nach keine Gefahren mit der Reise verknüpft wären, als die, die unzertrennlich von der Regenzeit in den Tropenländern sind. Es mag sein, dass er die Gefahren, die z. B. aus der wenig gesicherten Stellung des neuen Herrschers von Runga selbst resultieren, etwas zu gering anschlägt oder verkleinert, denn er wünscht durch den Vorschub, den er unseren exploratorischen Plänen leistet, der zivilisierten Welt zu beweisen, dass er nicht allein humaner als sein Vater, der den unglücklichen Dr. Vogel töten liess, sei, sondern auch zivilisiert genug, um unsere Ideen zu begreifen und unseren Reisen keine fremden Motive unterzuschieben. Als wir mehrmals über den Plan gesprochen hatten (ich stattete ihm etwa alle vier Tage einen Besuch ab, der viel angenehmer ist als beim Scheih Omar oder dem entthronten Bagirmikönig, da er sich aller herkömmlichen, lästigen Formalitäten mit einer Pietätlosigkeit, die bei mir ihr Echo findet, aber in Wadai nicht überall gutgeheissen wird, entledigt hat), liess er eines Tages den Agid der Talamat, der Runga, Sala, den Fluss der Talamat und so weiter zu beaufsichtigen hat, rufen, teilte ihm meinen Plan mit und hiess ihn, sofort einer seiner besten Leute und den Sultan von Runga zu rufen. Als dieselben erschienen, sagte er zu seinem königlichen Vasallen etwa Folgendes mit der ruhigen, eindringlichen, fast freundlichen Stimme, die ihm eigen ist, und die niemals einen Widerspruch zu erlauben scheint: „König von Runga! Dieser Mann, ein Christ und mein Gast, der von weither gekommen ist, um mich zu besuchen und mich und mein Land kennen zu lernen, wird Dich bei Deiner bevorstehenden Rückkehr in Dein Land begleiten. Seine Reise macht sich ganz auf Deine Verantwortlichkeit. Er sucht weder Elfenbein noch Sklaven, noch andere Güter, sondern sucht, was ihm merkwürdig erscheint und schreibt es auf. Nimm ihn gut in Acht, halte ihn stets in Deiner nächsten Nähe. Wenn er von Deiner Hauptstadt im Lande herumreisen will, sitze mit ihm auf oder vertraue ihn einem Deiner Brüder oder Söhne an. Wünscht er weitere Expeditionen zu machen, so lasse ihn ebenso begleiten, wenn Du weisst, dass keine Gefahr vorhanden ist. In feindliche Gegenden lasse ihn nicht reisen, selbst wenn er darauf bestehen wollte. Ist es möglich, so führe ihn bis zum

Cahar el abiad (bedeutender Nebenfluss des Schari im Süden von Runga) und darüber hinaus, soweit Eure Leute in Frieden reisen. Endlich lass ihn seine Zwecke schnell erreichen und unterstütze seine Rückkehr in aller möglichen Weise.“

Der Vasall, der trotz seiner königlichen Würde vor seinem Lehnsherrn, wie alle Welt, nur auf den Knien herumrutscht, schlägt leise in die flachen Hände, grunzt sein Verständnis und seinen vollsten Gehorsam, während der König meinen Begleiter seinerseits, den Beamten des Agid Salatnat, auf den Koran schwören liess, mich nicht zu verlassen, weder auf der Hin- noch auf der Rückreise.

Meine Ausrüstung war bald gemacht und besteht in drei Ochsen (zwei davon hat mir der Sultan geschenkt, den dritten habe ich um vier Taler erstanden) und meinem Esel (meine Pferde lasse ich im königlichen Marstalle in Pension, denn sicherer Tod würde für sie aus der Reise resultieren, teils wegen Regens und Tonbodens, hauptsächlich aber wegen der Moskitos und der bösartigen Fliegen Rungas), welchen ich für zehn Taler kaufte; in zwei Zentnern Salz (5 Taler), 32 Pfund Tabak aus For (8 Taler), vier Dutzend bunten Kattuntaschentüchern (5 Taler), neun Stücken gewöhnlichen Baumwollentoffs zu Hemden und Hosen (12 Taler), acht blau gefärbten, lose gewebten Tüchern zu Frauenkleidern und Männerhosen geeignet (5 Taler), 3000 kleinen Muscheln von der Art derer, die die Scheidemünze in Bornu bilden, noch undurchbohrt (4 Taler), kleinen roten Perlen (3 Taler), grösseren blauen Perlen (4 Taler), Stäpelchen (für 1½ Taler) und Sandelholz (1 Taler). Bücher und dergleichen Luxusbequemlichkeitsgegenstände kann icht nicht mitnehmen, denn ich muss mich darauf gefasst machen, nötigenfalls selbst zu Fuss zurückkehren zu können.

Ausser meinem Marokkaner und seinem Sklaven begleiten mich auch meine beiden Sklaven (oder „Kinder“) Mohammedu und Billama, von denen ich den jüngeren, letzteren, der etwa zwölf Jahre zählt, wohl mit nach Europa bringen werde, und hat mir das Schicksal eine eigentümliche Begleitung reserviert in der Gestalt von elf der räuberischen Araber Kanems, meinen Freunden von vor zwei Jahren. Dieselben hatten wie gewöhnlich, ohne Treu und Glauben, einen Raubzug gegen Untertanen ihres königlichen Freundes, der es sehr wohl mit ihnen meint und mehr als einmal ihre Uebeltaten verzieh, unternommen und sind dabei ergriffen worden. Man brachte sie fast nackt, nur kümmerlich mit Fellen bekleidet, hier kürzlich ein, und der

König, der in seinem Lande sonst mit grosser Strenge regiert, begnügte sich, sie mit den Worten, wenn sie Raub- und Kriegszüge so sehr liebten, wolle er ihnen Gelegenheit dazu geben, dem Vasallen von Runga zu überweisen. Sie werden, wenn man ihnen Flinten gegeben haben wird, einen nicht unwesentlichen Zuwachs zu unserer Streitmacht bilden. Doch vielleicht begnadigt sie auch der Sultan, der eine grosse Vorliebe für die streitlustigen Streber hat. Gegen mich ist der Sultan stets gleichmütig von grosser Güte. Er ist ein vorurteilsfreier, äusserst braver und gerechter Herr, dessen Regierungsprinzip manchen zivilisierten Monarchen Europas zum Muster dienen könnte. Der Scheich Omar ist ein braver, sehr milder und liebenswürdiger, frommer, alter Herr, aber seine Regierung ist eine äusserst mangelhafte, infolge seiner grossen Schwäche gegen seine Würdenträger. Sultan Ali ist weniger milde und gutherzig, aber gerechter, und „selbst ist der Mann“ ist sein Hauptprinzip. Er überlässt nichts seinen Sklaven oder Beamten ohne Kontrolle. Ein Schafsbock wird nicht bei ihm eingebracht oder aus seinem Hause geführt, ohne dass er ihn nicht selbst in Augenschein nähme. Denke Dir, dass einer seiner zahlreichen Brüder, dessen Blindheit ihn sofort als einen böartigen Charakter verriet (denn die besseren seiner Brüder liess Sultan Ali bei seinem Regierungsantritte nicht blenden), mich aufspürte und mich durch seinen Besuch langweilte. Das erste Mal suchte ich mich seiner durch einen Taler zu entledigen, den er als Anlehen erbat, und den ich ihm gab, in der Hoffnung, dass er ihn niemals wiedergeben, aber auch selbst nicht wiederkommen werde; sodann kam er wieder und begnügte sich mit etwas Kampfer, der ein beliebter Artikel hier ist; endlich kam er eines Tages betrunken wieder und suchte um einen Taler nach, den ich ihm natürlich abschlug. Ueber mein Debattieren mit ihm kam Othman, mein Begleiter von Kussa, in dessen Wohnung mich auch der Sultan beliess, zu, entfernte mit Güte den trunkenboldigen Prinz und benachrichtigte den Sultan von dem Betragen seines Bruders mir gegenüber. Noch am selben Tage konnte man den prinzlichen Attentäter gefesselt von den Häschern durch die Strassen Abeschr's führen sehen, und so viel ich weiss, sitzt der Schurke noch gefangen. Das würde in Bornu niemals möglich sein. Aber, wie gesagt, Sultan Ali hat mit Herkommen und alter Sitte gänzlich gebrochen, lässt nicht allein die kleinen Uebeltäter köpfen und totschiagen, sondern auch die grossen, und selbst wenn sie in seiner eigenen Familie wären. Ohne ihn würde in

der Tat kaum ein Tag meines Lebens sicher gewesen sein in diesem Lande des rohesten Fanatismus, während jetzt die Leute mich nicht allein dulden, sondern häufig sogar gern haben, teils, weil sie sehen, dass ich alle drei bis vier Tage den Sultan besuche und im langen tête-a-tête mit ihm bleibe, teils auch, weil ich mit dem Reste meines Arzneischatzes mich monatelang ausschliesslich der Behandlung von Kranken gewidmet habe, ohne jemals auch nur die kleinste Remuneration anzunehmen. Da das Schicksal mich solange in Zentralafrika fesselte, bin ich auch eine Art Missionär geworden (Kollege Alberts!), allerdings nur ein „hohler“ Humanitäts- und Zivilisationsmissionar, der sich nicht viel auf Dogmen einlässt, aber vielleicht nützlicher, als meine südafrikanischen Kollegen. Nach langen Jahren, denke ich, wird man sich des bärtigen Christen im Sudan erinnern, an dem seine Feinde selbst nichts Böses entdecken konnten, es sei denn ein aufbrausendes Temperament und zu wütige Grobheit. Sultan Ali sagte mir noch gestern, ob es denn nicht möglich sei, dass mich mein König zum Konsul in Aegypten oder Khartum oder Tripoli mache, damit er durch mich in einer Art Verbindung mit der zivilisierten Welt bleibe. Eine derartige Ernennung würde ihm eine ausserordentliche Freude machen. In der Eingeborenenwelt wurden zwar kürzlich bei dem sonderbaren Regenmangel während der ersten beiden Monate der Regenzeit, die wir hinter uns haben, drohende Stimmen laut, die einen mystischen Zusammenhang zwischen der Anwesenheit des Christen und den meteorischen Verhältnissen affirmierten und mit ihren Vorstellungen bis zum Könige drangen, doch dieser schlug sie schnell nieder, und seitdem hat ein reichlicher Regen mich von der Beschuldigung der Zauberei reingewaschen.

Nur seine Mutter (Momo oder Königin-Mutter ist ihr Titel) hat sich noch nicht entschliessen können, den Kofar zu empfangen, belästigt mich aber mehr als mir lieb ist, durch ihre Kranken, die sie mir zuschickt und verschmähte auch nicht, mein Geschenk anzunehmen. Ich würde wünschen, mit ihr in persönlichem Verkehr zu stehen, denn sie ist eine hohe Würdenträgerin und einflussreiche Person, doch schliesslich hat sie ohne ihren königlichen Sohn gar keinen Wert, und mit ihm ist sie überflüssig.“

Mit Anfang des Jahres 1874 konnte Nachtigal endlich Wadai verlassen, während er schon im Frühjahr 1873 Dar For zu erreichen gehofft hatte. Am 11. Januar nahm er den letzten Abschied von seinem treuen Beschützer, dem König Ali, der ihm sein Wohlwollen

noch durch Uebersendung verschiedener Ausrüstungsgegenstände betätigte. Unser Freund empfing von ihm ein Pferd, um es dem König Grahim als Geschenk mitzubringen, ausserdem schenkte er ihm einen kleinen Klepper (Kadira), fünf aus Giraffenhaut geformte Töpfe mit Honig und ebensoviel aus Dumpalmengestrüpp geflochtene Netze (Schebeqat) mit Datteln, und gab ihm das Versprechen, ihn mit Kamelen für die Reise versehen zu wollen. Den Honig verteilte Nachtigal unter seine Freunde, da er vorläufig noch nicht genug Transportmittel besass, ihn mitzuführen, und behielt nur eins der zylindrisch geflochtenen Netze mit Datteln für sich, die andern ebenfalls seinen Freunden überlassend. Die Kadira wurde nach gehöriger Prüfung durch Kenner für fähig erklärt, unsern Freund nach Dar For zu tragen, und so stand er denn von dem Kaufe eines Esels ab. So billig nämlich die zum Lasttragen verwendeten Esel in Wadai waren, so teuer kamen für die dortigen Verhältnisse die aus Aegypten eingeführten Reitesel zu stehen; ein solcher von einigermaßen guter Beschaffenheit, ein sogenannter Rifani, kostete immerhin 20—30 Maria-Theresia-Taler, und zu solchem Aufwande reichten seine Mittel nicht hin.

Ohne Unfall erreichte man am 4. Februar jene unbewohnte Wildnis, die die Länder Wadai und Dar For trennt. Die Gegend ist sehr berüchtigt, da die kühnen und räuberischen Massalit hier den Reisenden sehr bedrohen und selbst königliche Gesandtschaften nicht schonen. In seiner Besorgnis um den Fremden hatte König Ali daher kurz zuvor eine Abteilung von etwa 200 Reitern zu der Karawane stossen lassen, die den ausdrücklichen Befehl hatte, die Schützlinge erst dann zu verlassen, wenn dieselben die erste Ansiedelung in Dar For erreicht hätten. Alles ging gut vonstatten. Man setzte über den ziemlich bedeutenden Wadi Kadscha und gelangte in östlicher Richtung über Tinniat nach Kobeh, dem Hauptsitz aller in Dar For angesessenen Kaufleute. Am 4. März erreichte man endlich el-Fascher, den Herrschersitz des Königs Brahim, der unsern Reisenden unter demselben Zeremoniell, aber auch in derselben freundlichen Weise empfing, wie König Ali dies früher getan.

Vor dem Eingang mussten sie von den Pferden steigen und ihre Schuhe ablegen. Da unser Reisender diese Sitte kannte, hatte er sich von Bornu her noch ein Paar der dünnen sohlenlosen Schuhe aus Ziegenleder, die von der Nordküste in die Sudanländer eingeführt werden, aufbewahrt. Dieselben galten da, wo sie gebräuchlich sind, nicht für eigentliche Schuhe, so dass es in allen arabischen Ländern,

in denen man ebenfalls beim Betreten des Zimmers die Fussbekleidung ablegt, gestattet ist, jene an den Füßen zu behalten, und der Muselmann sie nicht einmal beim Gebete abzulegen pflegt. Unsere Reisenden durchschritten einen langen, schmalen Hof oder Weg und gelangten nach Zurücklegung eines zweiten zur Wohnung des Amin Bocheit (d. h. der „Glückliche“), zu dem sie sich zunächst zu begeben hatten. In dem Sohne von Adam Tarbusch fanden sie einen höflichen jungen Mann mit spärlichem Schnurr- und Kinnbart, dessen mildes Aeussere kaum die Energie verriet, mit der er beim Tode Sultan Hasins die Einsetzung des Königs Brahim ins Werk gesetzt, dessen Auge aber nicht sehr viel Vertrauenerweckendes hatte. Unser Freund überreichte ihm, der demnächst zu der hervorragenden Stellung eines Uzir erhoben werden sollte, als Begrüssungsgeschenk ein Stück Halbseide und unterhielt sich mit ihm vorzugsweise von seinem Vater. Er war ebenso verwundert als geschmeichelt, als er fand, dass Nachtigal mit der Rolle, die dieser kluge, energische und treue Beamte gespielt hatte, so genau vertraut war. Bald darauf erschien auch Chabir Mohammed, ein Mann von einigen fünfzig Jahren, der ausser seiner Eigenschaft als Oberhaupt der Kaufleute keine amtliche Stellung am Hofe hatte, aber als Gatte der Ija Basi auf Grund seiner nahen Verwandtschaft mit dem Könige und durch den ihm deswegen gebührenden unbeschränkten Zutritt einen gewissen Einfluss besass. Infolge häufiger Reisen nach Aegypten war er natürlich wohlvertraut mit fremden Sitten und hatte viele Europäer kennen gelernt; sie unterhielten sich daher lebhaft von ihren Reisen und dem Zwecke derselben, von seinem Lande und anderem, bis der König benachrichtigt war und die Reisenden zur Audienz gerufen wurden.

In einem dritten Hofe, der kleiner, jedoch mit einer Tonmauer umgeben war und in der Mitte eine besondere Estrade aus Lehm hatte, wurde Nachtigal durch die streng an dem Zeremoniell festhaltenden einführenden Sklaven genötigt, seine leichte Fussbekleidung abzulegen, und trat nun auf Strümpfen, dem letzten Paar dieses Luxusartikels, das er besass, in einen vierten Hof, in dessen Hintergrunde man den König in einer Entfernung von etwa zwanzig Schritt von der Eingangstür auf einem Teppich sitzend fand. Rechts und links von ihm standen Sklaven mit rotbunten Stangen wie Standarten in den Händen, und in grösserer Entfernung von dem Herrscher, nahe dem Eingang, lagen die Pagen und Diener mit vornübergebeugtem Oberkörper auf den Knien, den Boden, wie die Sitte gebietet, mit den

flachen Händen scheuernd. Der König trug ebenfalls, wie die meisten Sudankönige, den untern Teil des Gesichts durch den Litam verhüllt und hatte überhaupt seine ganze Gestalt in seinen Schal (Malhafa oder Ferda) gewickelt. Die Reisenden hockten alle in der beschriebenen Weise nahe dem Eingang nieder und murmelten einige Begrüßungsformeln, die sich auf „Gott verlängere deine Tage!“, „Gott schenke dir Frieden!“ u. dgl. beschränkten, die dann unfehlbar durch gemeinschaftliche Ausrufe der Sklaven: „Arrei Donga! Arrei Donga!“ (d. h. etwa „Gruss des Königs!“) erwidert wurden, während alle, ausser Nachtigal, nach der Landessitte den Boden rieben. Der Chabir Mohammed überreichte hierauf die Geschenke der einzelnen, bei jedem Stück den Namen des Gebers ausrufend. Unser Freund übergab ihm das ihm zu diesem Endzweck vom König von Wadai geschenkte Pferd und eine Musikkdose. Der König belohnte einen jeden mit einem „Barak Allah!“ (etwa „Segne dich Gott!“), das ihnen der Chabir, obwohl sie es gehört hatten, noch mit den Worten verdolmetschte: „Der König sagt dir Barak Allah!“ Dann bewegte sich Nachtigals Freund Hadsch Ahmed auf Knien und Händen dem Sitze des Königs zu, und auch Nachtigal wurde bedeutet, ihm zu folgen. Er unterliess jedoch, es ihm gleich zu tun, erhob sich, ging auf den König zu und hockte dann wieder nieder, ihn von neuem begrüßend. Er erwiderte seinen Gruss freundlich, fragte, woher und wohin, versicherte ihn seines Schutzes und versprach, ihn seinen Wünschen gemäss nach Aegypten befördern zu wollen, hinzufügend, dass er es für ihn am besten halte, so schnell als möglich abzureisen, da man in Aegypten darauf dringe, ihn bald dort zu sehen. Durch Hadsch Ahmed darauf vorbereitet, dass der König wünsche, unsern Freund Nachtigal baldigst abreisen zu sehen, wodurch er jedoch der Möglichkeit verlustig gegangen sein würde, irgendwelche Forschungen über Land und Leute anzustellen und vielleicht noch Reisen im Innern zu unternehmen, antwortete er ihm, er sei mit Hadsch Ahmed gekommen und liebe ihn so sehr, dass er, wenn derselbe nicht allzu lange in Dar For verzöge, auch die Reise über Donqola nach Aegypten mit ihm gemeinschaftlich zu machen wünsche. Auch diese Erklärung nahm der König gnädig auf und entliess die Reisenden mit grossem Wohlwollen. König Brahim war gerade 40 Jahre alt, von durchaus schwarzer Hautfarbe, kräftiger, hoher Statur und rundlichem, vollem Antlitz mit wohlwollendem Ausdruck.

Auch dem Chabir Mohammed und dessen Bruder, der Briefe und Geld aus Aegypten für unsern Freund Nachtigal mitgebracht haben sollte, machte er am nächsten Tage einen Besuch. Jener war nicht allein durch seine nahe Verwandtschaft mit dem Könige von hoher Bedeutung, sondern auch sehr mächtig durch seinen grossen Reichtum, worin er sogar die mohammedanischen Kaufleute Aegyptens und selbst Dschiddas übertreffen sollte. Seine Wohnung lag am äussersten Südwestende von el-Fascher, eine gute halbe Stunde zu Pferde von dem Dorfe. Der Würde seiner Frau entsprechend, war der Zutritt zu ihm nur nach Anmeldung möglich; selbst der König musste sich an der Aussentür bei der Ija Basi anmelden lassen. Nachdem die unvermeidlichen Schüsseln Pudding, geröstete Hammelkeule, gebackene Kamelleber und mit Honig gesüsste Weizenkuchen aufgetragen waren, denen Kaffee in Tassen mit Unterschalen folgte, überlieferteH adsch Hamza unserm Freund 500 Maria-Theresia-Taler mit einem Begleitbriefe des Generalgouverneurs im Sudan aus Chartum und machte ihm eine unerwartete Freude durch einen Brief von dem damaligen deutschen Generalkonsul in Aegypten, Herrn Geheimen Legationsrat von Jasmund. Welch ein Unterschied zwischen der Vermittlung des Geldes durch Hadsch Hamza und derjenigen des habsüchtigen Tripolitaners Mohammed Zommit in Abesche! Hadsch Hamza konnte nicht einmal bewogen werden, sofort eine Quittung entgegenzunehmen, und doch war dieser ein Kind des Sudan, während der Tripolitaner Tag für Tag mit Europäern zu verhandeln gewöhnt war. Die arabischen Bewohner der Nordküste Afrikas, besonders die von Tripolis, stehen in der Tat in vieler Hinsicht unter den Kaufleuten vom Nil.

Nachtigal benutzte diese Gelegenheit, den Chabir Mohammed ins Vertrauen zu ziehen, und bat ihn, bei dem Sultan seine Bitte, einige Reisen im Lande unternehmen zu dürfen, befürworten zu wollen. Doch erwiderte dieser ihm, dass er in seiner Stellung unmöglich in einer solchen Angelegenheit seinen Einfluss geltend machen könne; die Eingeborenen würden ihn dann sicher des Verrats beschuldigen, zumal sein Bruder schon für ihn Briefe und Geld überbracht habe; sie würden behaupten, dass er im Solde der Türken stehe, dass er das Land verraten wolle u. dgl.; er könne also nur versprechen, falls der König ihn um Rat fragen sollte, demselben Nachtigals Bitte und deren Gewährung als eine unschuldige und unschädliche darstellen zu wollen. Nachdem noch verschiedenes über die Ausführbarkeit

seiner Pläne, europäische Handwerker in das Land einzuführen, gesprochen war, Pläne, die durch die demnächst eintretenden Ereignisse unausführbar wurden, ritt unser Freund in sein Quartier zurück.

Vergeblich suchte er während der nächsten Tage, sein Gesuch bei dem König selbst anzubringen. Vier bis fünf Stunden sass er täglich im Wartezimmer des Amin Bocheit; doch stets verhinderte irgend ein Ereignis den König, ihn zu empfangen. Diese Stunden waren einerseits nicht uninteressant durch die zahlreichen Leute, die daselbst erschienen und auf Audienz warteten, auf der andern Seite aber äusserst unbequem und widerwärtig durch die hässliche Neugier, mit der dieselben Nachtigal verfolgten. Er trug die Karte von Dar For von Petermann und Hassenstein, die für die deutsche Expedition zur Aufsuchung Vogels angefertigt war, bei sich, nicht allein, um dieselbe zu vergleichen und seine Kenntnis des Landes zu erweitern, sondern auch, um sich bei den Leuten in Ansehen zu setzen und ihr Misstrauen abzuschwächen. Seine Kenntnis des Landes vor dem Amin Bocheit und den anwesenden Würdenträgern entwickelnd, erklärte er ihnen, dass er genaue Kenntnis von jedem Flusse, jedem Berge, jeder Ortschaft schon seit langer Zeit besässe, ohne dass es ihm jemals eingefallen wäre, einen für ihr Land nachteiligen Gebrauch davon zu machen. Alle Anwesenden wären vielleicht gern geneigt gewesen, ihm auf Fragen Auskunft zu geben, indessen das Vorzimmer des Königs war dazu nicht der Ort, und er musste mit äusserster Vorsicht verfahren. Jeder, der Herr einer Ortschaft war, sei es als Verwaltungsbeamter, sei es als Inhaber einer Hakura, wollte seine Ortschaft gedruckt sehen und blickte mit Erstaunen, kindlicher Freude und augenscheinlicher Befriedigung auf den angedeuteten Punkt der Karte. Nachtigal hatte die Genugtuung, zu bemerken, dass die Angaben des Teima el-Massabawi, des sogenannten Sultans Teima, auf Grund deren die Karte hauptsächlich hergestellt worden war, in ihren Einzelheiten durchaus zuverlässig waren, wenn auch die Zusammenstellung derselben eine vielfach fehlerhafte werden musste.

Endlich, am 22. März, gelang es unserm Freund, dem König sein Gesuch vorzutragen. Er war nach der am 13. des Monats abgehaltenen Arda, in den auf der Südseite des Sees gelegenen neuen Palast übergesiedelt. Dieser, der Tombasi, lag einige Minuten vom Rahat Tendelti entfernt, hatte ebenfalls eine ovale Form, deren Längsachse von Nordwesten nach Südosten verlief, und zwar von

geringerm Umfang als der alte Familienpalast, aber ganz von einer Tonmauer umgeben. Die Tür des Weges Orre De war dem See zu-gekehrt. Uebrigens fand Nachtigal hier die Türen und Türöffnungen in viel ursprünglicherer Weise verschlossen als in den westlichen Sudanstaaten. Während man, besonders in Bornu, bereits Türen und Tore aus mehr oder minder unvollkommen zusammengefügtten Brettern zu machen verstand, stellten die Einwohner dieselben hier nur aus netzartig verbundenen Zweigen und Aesten her; starke Stricke aus Pflanzenfasern befestigten die Tür an der Mauer, und das Ganze wurde von innen durch Ketten verschlossen. Im äussersten Hofe des Palastes wohnten nur untergeordnete Türwächter und Sklaven. Eine eiserne Kanone von kleinem Kaliber ruhte dort auf hoher, im Lande selbst verfertigter Lafette. Die hohen Räder derselben waren mühsam aus einzelnen Holzstücken zusammengebunden, und mussten bei dem gänzlichen Mangel an Strassen bei dem ersten Bewegungsversuche zusammenfallen. Im zweiten Hofe wohnte ein höher gestellter Torhüter, und im dritten befand sich eine riesige, im Innern mit bunten Stoffen ausgekleidete Strohütte, die dem König zur Abhaltung von Ratsversammlungen diente. Im vierten Hofe lag die Amtswohnung des Amin Bocheit, der zum König vorausgegangen war und von diesem beauftragt wurde, unsern Freund Nachtigal alsbald zu rufen.

In einem fünften Hofe, der sich von dem vorigen abzweigte, befand sich hinter einem Vorhange der König. Nach Ablegung der Schuhe ging der Reisende bis zu dem Vorhange (el-Boja), kroch unter demselben hindurch und begrüßte den König. Wie alles in jenen Ländern typisch und durch strengste Sitte geregelt ist, so auch der Gruss des Höhern zum Niedern. Mit unnachahmlichem Ausdruck von Würde erwiderte jener seinen Gruss durch „'afia hm-hm!“, was er ein halbes dutzend mal wiederholte und dem das unvermeidliche „Arrei Donga“ der Herumsitzenden folgte, die gleichzeitig mit grösster Energie den Erdboden mit ihren flachen Händen bearbeiteten. Der Besucher erhob sich wieder, ging dicht bis zu dem König heran, hockte wieder nieder, wiederholte seinen Gruss und brachte darauf sein Gesuch an. Er setzte ihm auseinander, dass er für die Zeit seines Aufenthaltes in seiner Hauptstadt keinerlei Beschäftigung habe, dass er keinen Handel treibe, dass er nur wenig Bekannte besitze und dass sich der Hass und das Uebelwollen der Leute, die ihn in der Tat ausserhalb seiner Wohnung auf Schritt und

Tritt verfolgten, beleidigten, beschimpften und bedrohten, selbst an Spaziergängen hindere; er bat ihn deshalb, ihn eine kleine Reise nach Süden machen zu lassen zu der am südlichsten Ende des Marra-Gebirges gelegenen heissen Quelle von Ro-Toke, von der er gehört habe. Seine Eigenschaft als Arzt, setzte er hinzu, würde ihn befähigen, vielleicht heilsame Kräfte in derselben zu entdecken, von denen der König ja als Herr dieses Landes Nutzen ziehen würde. Obgleich Nachtigal dieses medizinische Motiv gewählt hatte, um ihm jeden Argwohn gegen etwa beabsichtigte topographische Studien zu benehmen, antwortete der König sogleich mit grosser Entschiedenheit, dass von derartigen Reisen im Lande keine Rede sein könne. Wie sehr die Eingeborenen unsern Reisenden hassten, besonders infolge des Zwistes mit der ägyptischen Regierung, habe er ja aus dem Vorgehen des Schertaja Hanefi und aus dem Benehmen der Einwohner von el-Fascher entnehmen können; er selbst aber, bemerkte er weiter, sei noch nicht lange genug an der Regierung, um unter den obwaltenden schwierigen Verhältnissen irgendwelche Verantwortung für Nachtigals Leben und eine Sicherheit ausserhalb seiner Residenz übernehmen zu können, ja, er müsse seinerseits besorgen, von den Leuten des Verrats bezichtigt zu werden, weil er türkische Spione im Lande herumschicke. Wenn Nachtigal Nachrichten über Land und Leute zu haben wünschte, so werde er ihm gern behilflich sein; das sei eben alles, war er für ihn in dieser Richtung tun könne.

Nachtigal durfte nicht weiter in den König dringen; so bat er ihn denn, ihm einen Mann zuweisen zu wollen, der mit der Topographie von Dar-For Bescheid wisse, um einen andern, der die Geschichte des Landes kenne, und endlich um einen dritten, der mit der Kenntnis der Landessprache hinlängliche Kenntnis der arabischen verbinde, und der König versprach mit grosser Bereitwilligkeit, diesen Wünschen Genüge zu leisten. Es war für unsern Forscher sehr günstig, dass er vollkommen jedes Wort seines tunesischen und fezzanischen Arabisch verstand, während es den Bewohnern der Hauptstadt, obwohl dieselben alle ebenso viel arabisch als förisch sprachen, anfangs recht schwer fiel, ihn zu verstehen. Der König trug eine einfache blaue Tobe und silbergestickte Sammetpantoüfeln. Er fragte unsern Freund Nachtigal noch, ob das für ihn bestimmte Pferd auch „faliḥ“ (d. h. gut geartet) sei, worauf er zur Antwort erhielt, dass der Geber dasselbe zwar habe versuchen lassen, es aber als für den

König von Dar For bestimmtes Geschenk nie bestiegen oder geritten habe.

Dar For-Land und Leute.

Im Dar For machen sich die Kultureinflüsse des Ostens schon stärker geltend; und seine Geschichte reicht weiter zurück als die von Wadai, das im toten Winkel zwischen der mittleren und der östlichen sudanischen Kulturströmung liegt. Immerhin ist auch über das vorislamische Dar For nur wenig bekannt. Seinen Kern bildet ein Gebirgsland, dessen höchste Erhebung im Djebel Marra zugleich als die Wiege des alten Heidenstaates Dar For gelten darf. Seine alten Beherrscher waren von Osten gekommen und scheinen, der Mehrzahl ihrer Regentennamen nach zu schliessen, wenn nicht arabischen Stammes, so doch mit Arabern gemischt gewesen zu sein. Es waren die Dadjo, ein Volk, das heutzutage wenig angesehen und in der Kultur zurückgeblieben ist, einst aber das mächtigste Glied der Bevölkerung bildete und vom Marriagebirge aus das Land mehr oder weniger in Abhängigkeit hielt. Der erste Dadjokönig, Kosber, soll in Debba am östlichen Fusse des Djebel Marra residiert haben; die Ueberlieferung nennt 21, 13 oder gar bloss 5 Fürsten der Dadjo.

Sicherer bestätigt ist die Herrschaft der Tundjer, die ebenfalls von Osten gekommen sind und wohl mehr durch die Ueberlegenheit ihrer Kultur als durch Waffengewalt die Vorherrschaft in Dar For und später auch in Wadai an sich gebracht haben. Der erste Herrscher der Tundjer war Ahmed el-Maqr. Durch ihn und seine Nachfolger wurden die einzelnen Stämme Dar Fors einander näher gebracht, kultiviert und zu politischem Zusammenschliessen veranlasst. Das musste endlich, ebenso wie in Wadai, dem nomadischen Arabervölke verderblich werden: auch in Dar For zeigten sich die Bergstämme, wenn sie einmal kultiviert und geeinigt waren, den Nomaden durchaus überlegen. Immerhin vollzog sich der Uebergang der Herrschaft aus einer Hand in die andere hier verhältnismässig ruhig. Die Dynastie der Kera, die der Vormacht der Tundjer ein Ende machte, entstammt einer Mischung Einheimischer mit der alten Herrscherfamilie; der letzte Tundjerfürst hiess Schau, der erste Kerakönig aber war Delil Bahar oder Dali, ein Halbbruder Schaus, dessen harte Regierung das Volk zum Aufstande gereizt hatte. Dali benutzte die Gunst der Umstände, um dem Reiche Gesetze und Einrichtungen zu geben, die bis zum Untergange der Selbständigkeit Dar Fors in Kraft

geblieben sind. Seine Regierung dürfte in die Mitte des 15. Jahrhunderts fallen.

Danach scheinen Erbfolgestreitigkeiten, deren natürliche Folge ein häufiger Regentenwechsel war, das Land beunruhigt zu haben. Der erste König, der wieder mit fester Hand die Zügel des Staates ergriff, Suleman Solon, war als Kind nach Wadai geflüchtet worden, wo die Massalit als Verwandte seiner Mutter ihn aufnahmen; als Gegner seines (Gross-?) Oheims Tinsam kehrte er zurück, setzte sich im Marriagebirge fest, bezwang von hier aus und erweiterte Dar For. Vor allem aber hat er den Islam eingeführt. Grösser als die damalige Kultur des Volkes scheint seine kriegerische Kraft gewesen zu sein. Suleman Solon (1596—1637) dehnte in zahlreichen Feldzügen seine Macht ostwärts bis über den Nil und zum Atbara aus, beherrschte also ganz Kordofan und Teile von Senaar; damit griff er in bedeutender Weise in die Entwicklung des östlichen Sudans ein. Eine weniger glückliche Regierungszeit war seinem Sohne Musa (1637 bis 1682) beschieden. Unter ihm trat eine Eigentümlichkeit fast aller Sudanstaaten besonders deutlich zutage: die Macht des Herrschers wird in entfernten Gegenden anerkannt, während wenige Meilen von seiner Hauptstadt Stämme sitzen, die er nicht zu unterwerfen vermag; was für die Könige von Wadai die Bewohner des Tama-gebirges waren, das waren für Musa die Massabat, deren Sultan Djongol, der mit dem herrschenden Geschlecht verwandt war, Ansprüche auf den Thron erhob. Immerhin war damals Dar For die unbestrittene Vormacht eines weiten Gebietes: auch Wadai, seit der Zeit der Tundjer mit Dar For verbunden, erkannte seine Oberherrschaft an.

Die Verhältnisse änderten sich in mancher Hinsicht unter dem nächsten Fürsten Ahmed Bokkor (1682—1722). Er war bestrebt, sein Reich zu einem rein islamischen Staate zu machen und durch Begünstigung der Priester und der Schulen zugleich mit dem Heidentume die Unkultur wirksam zu bekämpfen. Darum siedelte er auch Fremde, fortgeschrittenere Volksstämme in Dar For an; dass er dazu neben Leuten von den Ufern des Nils Bewohner von Bornu und Baghirmi wählte, beweist deutlich, wie sehr die Kultur Dar Fors als östlichen Ausläufers von der des mittleren Sudan abhängig ist. Auch Familien der ruhelosen Fulbe gelangten damals bis nach Dar For. Durch den Abfall des Fürsten Arus von Wadai wurde Ahmed Bokkor vorübergehend in seiner Kulturarbeit gestört, bis er in der Schlacht

bei Qabqabiya die Eindringlinge wieder aus dem Lande warf. Kordofan war damals noch immer in Abhängigkeit von Dar For; aber die Verbindung lockerte sich mehr und mehr.

Auf den tyrannischen Mohammed Dauru (1722—1732) und seinen Sohn Omar Lele (1732—1739; gestorben um 1750 in Wadai), der wegen seiner unsinnigen Kriege von seinen eigenen Leuten in der Entscheidungsschlacht gegen Arus von Wadai verlassen worden war, folgte Abu l'Qasim (1739—1752); auch ihn liessen auf einem Rachezuge gegen Wadai die durch harten Steuerdruck und die Bevorzugung der Sklaven erbitterten freien Furaner ohne Kampf im Stiche. Sein unterdessen zum Sultan ausgerufenen Bruder Tirab (1752—1785) befestigte sein Reich im Innern und unternahm zahlreiche Feldzüge, auf deren letztem er in Kordofan, wo er den Sultan der Fundji züchtigte, starb; man rühmt seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit. Nach mancherlei Thronstreitigkeiten folgte ihm sein Bruder Abd er-Rahman (1785—1799), unter dessen friedlicher Regierung das Land mehr und mehr aufblühte.

Sein Sohn Mohammed el-Fadl (1799—1839) stand zunächst eine Zeitlang unter der Vormundschaft des Gross-Eunuchen Abu Scheich Kurra, bis er sich durch blutigen Kampf des übermächtigen Ratgebers entledigte. Zu seiner Zeit begann jene Umwälzung der Verhältnisse im östlichen Sudan, die sich für Dar For endlich verhängnisvoll erweisen musste: Kordofan, das bis dahin unter der Oberherrschaft Dar Fors gestanden hatte, wurde von den Aegyptern erobert; und als Muhammed el-Fadl in richtiger Erkenntnis der Lage versuchte, Wadai unter seine Gewalt zu bringen und auf diese Weise seine Widerstandskraft zu vermehren, scheiterte der Plan an zufälligen Umständen. Nach dem Tode des Königs entstanden die üblichen Thronstreitigkeiten, die der Einsetzung des Sultans Mohammed el-Hasin (1839—1873) endigten. Dieser hatte besonders mit den Arabern im Südosten Dar Fors zu kämpfen, den Rezeqat (Risegat) und anderen ewig unruhigen und fast unbesiegbaren Stämmen, die aus ihrem Gebiete stets in die Negerländer des Südens entwichen und dann überraschend wieder hervorbrachen. Hasins Feldzüge verliefen fast sämtlich unglücklich. Mit Aegyptern (abgesehen von dem vorübergehenden Einfall des Araberscheichs el-Missri) stand er dagegen auf gutem Fusse, obgleich er die ägyptische Gefahr nicht unterschätzte und sich sogar von den türkischen Sultanen Abd ul Medjid und Abd el-Aziz seine Herrschaft bestätigen liess, auch mit

König Ali von Wadai schloss er ein Schutz- und Trutzbündnis. Aber schon begannen im Süden einzelne Freibeuter, vor allem der Faki Mohammed el-Bulalawi und der später zu erwähnende Siber (Zubair, Sobehr) das Land zu beunruhigen und damit Vorwände für ein Eingreifen Aegyptens zu schaffen, während andererseits Dar For von den südlichen Heidenländern abgeschnitten und dadurch einer Quelle seiner Macht beraubt wurde.

Als nach dem Tode Hasins dessen jüngster Sohn Ibrahim Koiko (Brahim) 1873 den Thron bestieg, vollendete sich das Schicksal des Reiches rasch, Siber war von der ägyptischen Regierung zum Mudir (Statthalter) der an der Südgrenze Dar Fors liegenden Provinz Bahr el-Gazal ernannt worden; als solcher besiegte und unterwarf er die Rezeqat, die sich angesichts der drohenden Gefahr mit dem Sultan von Dar For vorübergehend ausgesöhnt hatten, und zwang dadurch Ibrahim, den sein Volk zum Kriege drängte, seinerseits den Kampf mit ihm aufzunehmen. Die ägyptische Regierung entsandte zur Unterstützung Siber Beis von Chartum aus eine Expedition unter Ismail Pascha gegen el-Fascher, die Hauptstadt Dar Fors, während Siber von Süden aus heranrückte. In der Entscheidungsschlacht bei Menawatji (Anfang Herbst 1874) fiel Sultan Ibrahim. Damit war Dar For ein Teil des ägyptischen Sudans geworden; nur im Marriagebirge, der Wiege der alten Königsmacht des Reiches, hielten sich bis 1879 Nachkommen der Dynastie gegen die Aegypter. Im mahdistischen Aufstande ging dann das von Slatin Pascha tapfer verteidigte Land an die Europäer verloren.

A c k e r b a u.

Hinsichtlich der Vegetation können wir Dar For in drei Zonen teilen, den östlichen Teil oder Gize, d. h. sandiges Land, das Gebirge und den Westen. In der östlichen Zone wird hauptsächlich Getreidebau getrieben, es wird Duchn, ein wenig Dhurra sowie etwas Sesam gepflanzt. Baumwollenpflanzungen finden sich in den Depressionen, wo tonige Bestandteile einen festeren Boden gebildet haben, der die Niederschläge länger bewahrt. In den Getreidefeldern pflanzt man auch Gurken, Kürbisse und Wassermelonen. Der nördliche Teil des Landes ist nur wenig angebaut. Im Westen ist der Ackerbau so ziemlich derselbe, nur dass infolge des reichlicheren Regens im allgemeinen mehr Gemüse angepflanzt wird.

Der mittlere gebirgige Teil ist der reichste und deshalb auch der bewohnteste. An allen Abhängen des Gebirges sieht man kleine

Terrassen, auf denen Beete angepflanzt sind. Hier wird Weizen, Duhn, Dhurra, Sesam, Banien, Kürbisse, Melonen gezogen. In der Tiefe der Täler an kleinen Wasserläufen pflanzt man während der trockenen Jahreszeit Zwiebeln, desgleichen sammelt man eine ziemliche Masse Honig von guter Qualität, aber die For wissen mit dem Wachse nichts anzufangen. Baumwolle kommt recht gut fort, man bereitet daraus alle notwendigen Stoffe, etwas grob, aber sehr stark. Wolle wissen die For nicht zu verwenden, während die Araber ihre dicken Zeltbedachungen (Tschumla) daraus verfertigen.

Im allgemeinen muss man erstaunen über die grosse Sorgfalt, die die For auf die Bearbeitung ihrer Felder verwenden. Sie scheinen glücklich zu sein und leben jedenfalls in guten Verhältnissen. Der gebirgige Teil des Landes versorgt die anderen mit Gemüse und Salz; ja, wenn man seine Bewohner hört, sollte man glauben, dass alles Gute, was die Erde hervorbringt, bei ihnen zu finden ist.

V i e h z u c h t.

Ueberall sieht man in Dar For ungeheure Herden; im Norden und Osten bei den Arabern bestehen dieselben aus Kamelen, im Süden bei der einheimischen Bevölkerung aus Rindern und Schafen. Nördlich von 14 Grad nördl. Br. benutzen die Araber ausschliesslich Kamele, und zwar in ungeheuren Massen. Als ich, sagt Oberst A. Mason-Bey, dem wir hier folgen, bei M'Badr das grosse Lager der Homr-Araber besuchte, schätzte ich die Zahl der mir sichtbaren Tiere auf 30 000 Stück, bei Millet besassen die Zyadieh mindestens 10 000 Stück und bei Saya ungefähr dieselbe Zahl. Weiter nach Westen sind die den Mahamid gehörigen Kamele sogar fast nicht zu zählen. Diejenigen Araber, die sich mit Kamelzucht beschäftigen, betreiben niemals Ackerbau, selbst das Getreide, dessen sie in ihrer Haushaltung bedürfen, müssen sie kaufen. Hin und wieder findet man bei ihnen auch einige Rinder und Hammel, da aber Kamelmilch ihren Ansprüchen völlig genügt, so sind andere Herden für sie nur ein Luxusgegenstand.

Die Rinder scheinen zwei verschiedenen Arten anzugehören, der buckeligen und der sogenannten afrikanischen Art mit ausserordentlich langen Hörnern. Die ersteren sind wohlgestaltet und werden sehr fett, während die anderen selten viel wert sind. Die Schafe haben eigentlich mehr Fell als Wolle, ihr Fleisch ist aber sehr gut; bei den Zoghawa gibt es eine Art von Schafen, die lange und krause

Wolle haben. Ziegen gibt es überall in Menge. Die Baggara-Araber besitzen einen grossen Reichtum an Kühen, mit der Zucht anderer Tiere geben sie sich nur wenig ab. Pferdezucht wird nur wenig getrieben; nur die Mahamid ziehen sie auf, während die Homr sie aus Kordofan einführen; es sind kleine, aber sehr starke Tiere und vorzüglich imstande, Strapazen zu ertragen; im Notfalle vermögen sie sogar bis zu 60 Stunden auszuhalten, ohne getränkt zu werden, was der Oberst selbst bei einem Ritte zu beobachten Gelegenheit hatte.

Gäbe es irgendwelche Kommunikationen, schnell nach Dar For zu gelangen, so würde sich ein sehr lebhafter Handel mit Rindvieh und Schafen entwickeln können. Für einen Ochsen bezahlte unser Gewährsmann 2—6 Maria-Theresia-Taler (10—25 Frs.), für einen Hammel einen halben Taler (2½ Frs.).

Sitten.

Die Araber sind im allgemeinen sehr grosse Jagdliebhaber; in kleinen Scharen mit etwa 10 Kamelen ziehen sie nach Norden, um Strausse zu jagen und bringen dann regelmässig fünf bis sechs Tage in der Wüste zu. Die Jäger selbst sitzen zu Pferde und sind mit einer langen Lanze bewaffnet, mit der sie Gazellen, Antilopen, Strausse niederstossen. Ebenso sind auch die Araber samt und sonders kriegerisch gesinnt; stets gibt es irgend eine Streitigkeit zwischen einzelnen Stämmen oder mit den ansässigen Völkerschaften auszufechten, wobei es sich gewöhnlich um Viehdiebstahl oder irgendwelche andere Lappalie handelt.

Die For sind sehr reinlich und fleissig. Wenn man sich ihren Dörfern nähert, so findet man die Leute unter den Bäumen versammelt mit Spinnen oder Weben von Baumwolle oder auch mit Flechten von Matten beschäftigt. Die Kinder pflegen die Baumwolle auszukernen, während sie die Herden hüten. Den Frauen liegt die meiste Arbeit ob. So müssen sie Getreide mahlen, Wasser und Holz holen usw. In der Wahl ihrer Speisen sind die For durchaus nicht wählerisch. Ist viel Getreide vorhanden, so trinkt man fleissig Merissa, die gleichzeitig jede konsistente Nahrung ersetzen muss; an Festtagen gibt es Asida, eine Mehlspeise, die in Wasser gekocht und mit einer stark gepfefferten Fleischsauce genossen wird. Bisweilen wird diese Sauce auch von gerösteten Heuschrecken oder Raupen zubereitet.

Die For sind sehr fromm, sogar fanatisch. In jedem Dorfe befinden sich mehrere Faki, die für die übrige Bevölkerung das Lesen

und Schreiben besorgen und den Kindern Unterricht erteilen. Man muss staunen über den hier vorhandenen Grad von Bildung, die weit höher ist als die in Nubien herrschende. Ihre Behausungen sind Tokuls oder konisch geformte Hütten, je fünf oder sechs derselben in einem Kreise vereinigt bilden eine Wohnung. Die Heirat steht bei den For in hoher Achtung. Diejenigen, die viel auf Reisen sind, haben häufig auf jeder Station eine Frau, die verpflichtet ist, ihren Gatten bis zur nächsten Station eine Calebasse mit Merissa nachzutragen; der Herr ist so stets zu Hause. Die Hochzeit ist nicht mit grossen Zeremonien verbunden; der Bräutigam zahlt zwölf Kühe, die zwischen der Mutter und der Auserkorenen geteilt werden.

Worüber man sich am meisten wundern muss, ist der Umstand, dass man nur so wenig fremde Waren bei ihnen findet, z. B. weisse und blaue Baumwollenzeuge; einheimische Fabrikate kommen dagegen viele vor, wie kleine Zierate aus Kupfer und Eisendraht, Glaswaren usw., auch Messer, Beile, Lanzen usw. werden von ihnen angefertigt. So wussten sie alle ihre Bedürfnisse zu befriedigen ohne Handel, nur der Sultan und die Grosswürdenträger erhielten ihre Stoffe durch die Vermittlung von Karawanen. Was endlich ihre Kleidung anbetrifft, so tragen die Männer ein sehr langes und weites Obergewand, desgleichen Beinkleider, während Kopf und Füsse unbedeckt bleiben. Die Frauen benutzen als Kleidung ein Stück Baumwollzeug, das über die Schulter geschlagen und um die Hüften befestigt wird.

Frühere Verwaltung.

Unter der Herrschaft der einheimischen Sultane war Dar For in vier Provinzen geteilt, die den vier Himmelsrichtungen entsprachen: Dar-er-Rih (Norden), Dar-er-Soba (Osten), Dar-er-Said (Süden) und Dar-er-Gharb (Westen). Jede Provinz wurde von einem Magdomm verwaltet, der von drei bis vier Chotias unterstützt wurde, jedes Dorf besass wieder einen eigenen Milik oder Häuptling. Diese Dörfer wurden zu kleineren Gruppen vereinigt, die mit dem Namen ihres Chotia bezeichnet wurden.

Eine regelrechte Steuererhebung fand niemals statt, sondern jeder Magdomm erfüllte die Anforderungen des Sultans und des Hofes, so gut er konnte. In jeder Provinz befand sich eine Art Obersteuereindirektor, bezeichnet als Abu-el-Gabaan, d. h. Chef der Einsammler, der seine Untergebenen in die einzelnen Dörfer sandte, worauf diese seine Befehle nach Steuerbeträgen so schnell als mög-

lich zur Ausführung brachten. In Fällen, wo ihnen Schwierigkeiten bereitet wurden, fanden sie Unterstützung bei den Abid-el-Sulatan, d. h. Sklaven des Sultan, die im Lande zerstreut lebten. In Wirklichkeit waren diese Abid-es-Sultan Soldaten, doch waren sie, um die Kosten für ein stehendes Heer zu vermeiden, in die verschiedenen Dörfer verteilt worden.

Die grosse Paukenfeier und Truppenschau in Dar For.

Eine grosse Reihe von Beamten waren am Hofe des Königs, der Aba Kuri oder Aru hiess, angestellt. Meist nahmen diese Hof- und Staatsämter ein und waren wie der sogenannte Kamene im Besitz einer grossen Macht und eines bedeutenden Ansehens. Ihre Stellung trat besonders deutlich hervor, wenn eine der grossen nationalen Festlichkeiten begangen wurde. Eine solche nationale Festlichkeit war in Dar For die Frühlingsfeier. Nachtigal schildert die sogenannte Paukenfeier und das damit verbundene Konda-(Nieren-) Essen folgendermassen: „Sobald diese Feier nahe bevorstand, wurden aus dem ganzen Lande von jedem Stammoberhaupt und jedem Verwaltungsbeamten eine bestimmte Anzahl von Rindern in die Hauptstadt geschickt, die zur „Sadaqua“, d. h. zum Erinnerungsoffer an die verstorbenen Könige Dar Fors, bestimmt waren. Waren die Opfertiere vollzählig, so begaben sich die sieben Hababa mit ihrem Melik nach Torra, woselbst die meisten der Könige von Suleman Solon ab begraben sind. Jeder der verstorbenen Könige liegt dort in einem eigenen Hause mit Ausnahme König Abd er-Rahmans, der mit seinem Sohne Mohammed el-Fadl und dessen Sohn Hasin in einem gemeinschaftlichen Hause begraben ist. Zur Bewachung und Instandhaltung der Gräber wohnten dort mehr als hundert Sklaven.

„Vor Abschachtung der zur Sadaqua bestimmten Rinder begab sich der sogenannte Melik el Duban (d. h. „der Fliegenkönig“) auf den Berg Name, schlachtete dort einen Hammel, genoss von dem Fleische ein wenig und überliess den Rest den Fliegen, die dann bei der Schlachtung der Rinder nicht lästig fallen sollen. Die Sklaven der verstorbenen Könige hatten für jeden derselben eine bestimmte Anzahl Rinder zu schlachten, zur Ehre und zum Andenken ihrer Herren von dem Fleische soviel als möglich zu essen und das übrige an die Umwohner zu verteilen, während für den Seelenfrieden der Verstorbenen der Koran durch Fuquaha mehrmals gelesen wurde.

War dies geschehen, so nahmen die Hababa einen grossen Wasserkrug (Dauana) aus der Erde, der dort bei dieser Totenfeier im vorhergehenden Jahre mit Merissa gefüllt vergraben wurde. Man sagte, das Bier fange erst wieder an zu gären, sobald die Hababa zu derselben Feier im folgenden Jahre wieder erschienen. Der Inhalt des Kruges wurde von denselben durchgeseiht und selbst getrunken.

Von dieser Sadaqua blieb allein König Abu el-Quasim ausgeschlossen, weil er in dem Kriege gegen Wadai nach verlorener Schlacht die Flucht ergriffen hatte.

War die Sadaqua beendet, so nahm der Melik Kissinga Dorä die übriggebliebenen Rinder, bekleidete sich mit Turban und schwarzem Litam und begab sich zu einer ähnlichen Feier auf den Dschebel Kora, den nördlichen Ausläufer des Marrah-Gebirges, woselbst an verschiedenen Orten die heiligen Könige Dar Fors begraben sind, und schlachtete dort zu ihrem Gedächtnis eine bestimmte Anzahl Rinder, jedoch ohne dass die Seelen der Verstorbenen durch das Lesen des Koran in ihrer Seligkeit gefördert worden wären.

An dem Tage vor der grossen Paukenfeier begab sich der König mit allen seinen Würdenträgern nach Semma Ota, einem etwa zwei Stunden östlich von der Residenz gelegenen Staatsacker. Hier brachte der Melik der sieben Hababa dem König aus dem Kronschatz ein Paar Sandalen (Darmanga), und man legte ihm ein altererbtes einfaches, weisses Gewand an. Während dieser Zeit hatte der Melik el-Muquawi, d. h. Aufseher derjenigen Leute, die den König bei seinen Auszügen umjauchzten, das Ackerstück in oberflächlicher Weise vom Unkraut gereinigt und nur einen Baum auf demselben stehen lassen. Darauf überreichte der Sultan el Haddad dem König eine Axt, mit der dieser den Baum umschlug. Das ausgejätete Unkraut wurde nun mit dem Baume auf einen Haufen geschichtet, und der Aufseher der alten Königsflinten, der europäischen Ursprungs sein und von einem Mann abstammen sollte, der die erste Flinte ins Land gebracht, zündete es mittels Pulver an. Am Schlusse der Zeremonie brachte der König einen Spaten (Tur); dieser grub sieben Löcher in die Erde und warf in jedes derselben Dohnkörner, worauf die Hababa sie mit Erde wieder ausfüllten. Nachdem auf diese Weise der Ackerbau des Jahres sinnbildlich seinen Anfang genommen hatte, kehrte gegen den Doher, d. h. etwa um 2 Uhr nachmittags der ganze Zug in die Residenz zurück, auf dem Wege bemüht, Hasen und Gazellen lebendig einzufangen, die von den Hababa getragen wurden;

es wurde übrigens vorher dafür gesorgt, dass dieser Fang gelang. Um die Zeit des Asr wurden dem König zwei weisse Kühe und ein weisser Stier vorgeführt, die lange vorher im Lande ausgesucht und zu dieser Feier bestimmt waren und die man nur im Notfalle durch isabellfarbige ersetzte. Man überreichte dem König einen Hakenstab, wie ihn die kameltreibenden Araber des fernen Ostens führen, „Kundschar“ genannt, und der König wählte nun eine von den beiden Kühen, deren Fell zum Beziehen der Pauken dienen sollte; indem er mit dem Kundschar auf sie hinwies; am folgenden Morgen aber musste der König mit eigener Hand die drei Tiere schlachten. Der Sultan el-Haddad, der Orundulung, der Abu Dschebai, der Abu Kundschara und der Abu Dugunga reinigten und schabten das Fell des am vorigen Tage vom König ausgesuchten Tieres, und am Nachmittag fand die Befellung der Pauken statt. Der Sultan el-Haddad hatte die Felle auf den Pauken zu befestigen, während die vier übrigen Würdenträger dieselben anspannten und alle die Hammerschläge mit althergebrachten Gesängen begleiteten. Hierauf wurde dem König eine von Fleisch und Knochenhaut befreite Rippe der betreffenden Kuh überreicht, die er auf der „Mansura“ (die Siegreiche) genannten Pauke zerschlagen musste. Es würde von sehr übler Vorbedeutung für das Land gewesen sein, wenn ihm dies nicht gelungen wäre; doch wurde durch gehörige Vorbereitung auch hier dafür gesorgt, dass ein Misslingen nicht vorkommen konnte.

Am folgenden, also am dritten Tage der grossen Feier, schlachtete der Sultan den zum Konda-Essen bestimmten Hammel, der hellfarbig und um die Augengegend herum schwarz sein musste; vom Tage seiner Bestimmung bis zum Augenblick der Tötung wurde er durch einen dazu bestimmten Melik schlaflos erhalten. Während die Eingeweide dieses Hammels auf einige Tage der Fäulnis preisgegeben wurden, verteilte man das Fleisch der geschlachteten Rinder unter alle Würdenträger. Jeder von ihnen hatte ein bestimmtes Stück zu fordern, und keiner liess sich auch nur um ein Lot von seinem Rechte betrügen. Eigentümlich war es, dass hierbei auch soviel als möglich bestimmte Beziehungen berücksichtigt wurden; so hatte z. B. das Oberhaupt der Dschellaba ein Anrecht auf die Füsse und Unterschenkel der Tiere, weil die Dschellaba beständig auf Reisen begriffen sind.

Bevor das Fell über die beiden Pauken — es waren ihrer zwei, die schon erwähnte „Mansura“ und „ihr Kind“ — gespannt wurde,

war diesen die Butter entnommen worden, die ein Jahr zuvor in beide geschüttet worden war. Die ranzige und durch die beständige Berührung mit dem Kupfer zersetzte Butter wurde unter die höchsten Würdenträger verteilt und stand im Rufe eines ausgezeichneten Mittels gegen Augenkrankheiten. Gleichzeitig grub man aus der Erde ein Gefäß mit Butter, das im vorhergehenden Jahre dort vergraben worden war und dessen Inhalt nunmehr für das kommende Jahr in die Pauken getan wurde.

Drei Tage nach Schlachtung des Hammels versammelten sich die königlichen Prinzen und Prinzessinnen, jene zu Nachtigals Zeit unter Basi Tahir, diese unter der jedesmaligen Ija Basi zu dem Festessen, das der Feier den Namen verlieh, zum Konda-Essen. Die in der Verwesung begriffenen Eingeweide (Leber, Nieren, Milz usw.) des Hammels wurden zerschnitten, mit einem Teile der vorjährigen Paukenbutter begossen und stark mit scharfem rotem Pfeffer gewürzt. Der Führer der Prinzen verschlang hierauf ein Auge des Hammels, während er das andere der Ija Basi reichte, die nicht zögern durfte, dasselbe zu tun. Prinzen und Prinzessinnen setzten sich rings um das Kondagericht, bewaffnete Sklaven stellten sich hinter sie, damit niemand sich der Pflicht des Essens entzog. Wehe dem, der durch Ekel übermannt oder durch den Pfeffer gereizt, Würgebewegungen machte oder dem Hustenreize nachgab: die bewachenden Sklaven waren verpflichtet, ihn zu erschlagen, da sein Benehmen als Zeichen galt, dass er dem König und seiner Regierung nicht wohl wolle. Anstatt des Hammels wurde in der heidnischen Zeit, also bis zur Regierung König Suleman Solons, eine kaum erblühte Jungfrau geschlachtet und deren Eingeweide in der oben beschriebenen Weise verzehrt; man behauptete sogar, dass diese Sitte sich bis zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts erhalten habe. Doch in der letzten Zeit wurde es anscheinend mit dem Totschlagen auch nicht mehr so genau genommen; denn wenngleich nach Herkommen und Sitte ein Räuspern oder Würgen als unstatthaft betrachtet wurde, so hustete doch der älteste Bruder König Hasins, Aba Bu-Bekr, bei der ersten Paukenfeier während seines Bruders Regierung sehr vernehmlich, in der Absicht, denselben herauszufordern, ohne dass dieser ihn hätte deswegen töten lassen.“

Auch die Truppenbesichtigungen gaben Nachtigal Gelegenheit zu mancherlei Beobachtungen. Einer solchen Parade wohnte der Forschungsreisende am 13. März bei. „Wir setzten uns,“ so lautet

seine Schilderung, „um acht Uhr morgens zu Pferde, durchschritten den zu dieser Zeit trockenen Teich Tendelti nahe seinem Nordostende und begaben uns auf den grossen Platz nördlich von dem alten Königspalaste. Die Leute waren meist schon versammelt, aber der König noch nicht erschienen. Wir stellten uns nahe dem Ausgange, aus dem der König herauskommen musste, in der Reiterreihe auf, die er zu passieren hatte, was selbstverständlich zu Unfreundlichkeiten gegen mich Veranlassung gab. Zuvor begrüßten wir den Chabir Mohammed, den Schwager des Königs und Oberhaupt der fremden Kaufleute, der in unserer Nähe hielt, bekleidet mit einem buntseidenen Gewande, darüber ein Panzerhemd mit messingenen Armschienen, auf dem Haupte eine unförmliche wattierte Kriegsmütze aus Sammet. Zuerst erschien aus dem Innern des Königspalastes der Abu Scheich Dali, ein dicker Eunuch, im Panzerhemd, das Haupt mit dem Turban und das Gesicht mit dem Litam bedeckt, darüber einen silbernen oder versilberten Helm, der eine kegelförmige Gestalt hatte; viele Reiter und Lanzenträger umgaben und zahlreiche Antilopenhörner und Trommeln umtönten ihn. Dann erschien der Amin Bacheit, der Sohn des Adam Tarbusch, der Lieblingssklave des Königs; er trug ebenfalls ein Panzerhemd über der Kleidung mit Armschienen und ein Drahtgitter vor dem Gesicht; dieses Gitter war an einem breiten Halsbande befestigt, das sich steif und widerstandsfähig vom Nacken bis an den Gürtel fortsetzte, mit dem es durch einen gleichzeitig über die Schultern geworfenen goldgestickten roten Schal verbunden war. Der Amin ritt ein schönes schwarzes Pferd, und ein gesattelter Schimmel wurde ihm nachgeführt. Das Geschirr der Pferde war noch bemerkenswerter als die Kleidung und der Kriegsschmuck der Reiter; der Luxus beschränkte sich hauptsächlich auf Kopf, Hals und Brust der Tiere. Ein silberner oder versilberter, messingener oder blechener Schmuck nahm die ganze Stirngegend ein, reichte bis auf die Nase und bildete zwischen den Augen einen vorspringenden stumpfen Winkel. Mit dieser Stirnplatte hing ein silberner Nackenschmuck zusammen, fast immer aus kleinen, in den verschiedenartigsten Mustern gearbeiteten Platten bestehend, die auf Tuch oder Sammet aneinandergereiht waren. Der ganze Schmuck lag in ansehnlicher Breite auf dem Halse und wurde unterhalb desselben, nahe der Kehle, durch breite silbergestickte Gürtel befestigt. Nach dem Rücken hin hatte dieser Halsschmuck nicht selten Ausläufer, die mit dem Sattelzeuge und dem breiten, kostbar gestickten

und verzierten Brustgurt der Pferde verbunden waren. Häufig waren zwei Brustgurte angebracht, von denen der eine eng anschliessend den Gürtel festhielt und der zweite bis an die Beine des Tieres fast frei herabhing; beide waren breit und mit Gold- und Silberstickerei, seidenen Quasten, Troddeln und Glöckchen der verschiedensten Art überladen. Dem Amin Bacheit folgte ein Trommelschläger und mehrere Kuh- und Antilopenhornbläser, während ein Araber aus Aegypten sich dicht hinter ihm hielt und während der ganzen Feier in gereimten Improvisationen mit grosser Gewandtheit und nicht ohne Geist das Lob des Gebieters sang oder vor dem Sultan und seinen Würdenträgern seine freie Dichtung vortrug.

Endlich nahte der König selbst. Alles geriet in Bewegung. Jeder suchte seinem Pferde eine möglichst mutige Haltung zu geben und sich weit vorzudrängen. Was an musikalischen oder doch tönenden Instrumenten vorhanden war, pfiiff, trommelte, klirrte und klapperte; in der Ferne dröhnten die Pauken des Königs; seine Vorläufer, die Muquauwi, deren jeder eine Feder auf dem Kopfe trug, sangen oder schrien vielmehr seinen Ruhm aus, seine Annäherung verkündend. Von allen Seiten schwang man mit Steinchen gefüllte Kürbisflaschen; Leute mit Glöckchen in der Hand umschwärmten den königlichen Zug; Metallplatten wurden aneinander geschlagen, die Waffen klirrten, kurz, alles machte gleichzeitig einen betäubenden, doch nach dortigen Begriffen höchst würdigen Lärm. Der Zug wurde eröffnet von 200 flintenbewaffneten Leuten, die jedoch nicht uniformiert waren und ihre Gewehre meist nach Art von Knitteln sehr wenig militärisch trugen; vor ihnen ging ein Trommler, der eine europäische Trommel rührte. Seine künstlerischen Leistungen, die er wohl einem Aegypter abgelernt hatte, waren recht bescheiden. Die Leute stellten sich in einer Reihe vor der unsrigen auf, und der König näherte sich der Gruppe. Er war begleitet von fünf Kamelen mit Pauken, die zu beiden Seiten des Höckers hingen, während die Paukenschläger auf dem Hinterteile der Tiere sassen und wacker arbeiteten. Die Kamele trugen auf dem Kopfe hochrote wollene oder seidene Büschel, die einen Busch Straussfedern umgaben. Ihnen folgten einige Hornbläser und Schläger einheimischer Trommeln, die die alten Familienerbstücke begleiteten, voran der sogenannte „Kako“, jener aus einem Stück Holz geschnitzte viereckige und vierbeinige niedrige Holzschemel mit muldenförmigem Sitze, der in ein Stück weissen Kattun gehüllt war; grosse und kleine Lanzen und Speere

in ein rotes Tuch gewickelt; der Koran, ebenfalls mit Stoff überzogen usw. Der König selbst, auf einem dunkeln Pferde reitend, trug ein sehr feines Panzerhemd über seiner einfarbigen seidenen Kleidung, vergoldete Armschienen und über der weissen Kopf- und Gesichtsumhüllung (Turban und Litam) einen kegel- oder zuckerhutförmigen silbernen Helm mit mehreren Spitzen nach vorn und hinten, an welchen Verzierungen von Bernstein und Korallen angebracht waren. Das Schwert mit goldenem Griff ragte an seiner linken Seite unter der goldgestickten, samtenen Satteldecke hervor; das Bein des Reiters ruhte nämlich stets auf dem Schwerte. Das Pferd des Königs war ungefähr in der oben beschriebenen Weise geschmückt, doch so mit Zieraten überladen, dass man von Kopf, Hals und Brust des edlen Tieres nur wenig sah. Seitlich vom Könige hielten sich die vier Risch-Träger; ihre Standarten waren ebenso gearbeitet wie die, welche ich bei dem Könige von Bagirmi gesehen hatte, wie denn auch die Träger ganz in der dort beobachteten Weise mit denselben schwingend und tanzend umgingen. Zur linken Seite des Königs befanden sich die Sonnenschirmträger, die einen wahrhaft prächtigen, grossen, purpurrot- und goldgestickten Schirm über seinem Haupt hielten.

Hinter dem königlichen Reiter trabten ungefähr dreissig Sklavinnen einher, alle gleichmässig in rote Schals (Futa) gehüllt, das Haar mit Bernstein und Korallen geschmückt. Dann folgten die Schwertträger, ebenfalls etwa dreissig an der Zahl; jeder trug ein Schwert des Königs mit goldenem oder silbernem Griff; hinter ihnen marschierten ungefähr ebensoviel Flintenträger und eine etwas zahlreichere Bande von Speerträgern, deren jeder ein Bündel Speere im Kattunfutterale trug. Den Zug beschliessen acht Leibpferde, die dem König nachgeführt wurden, jedoch weniger reiches Geschirr trugen, als ich es in Bornu zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte. Beim Vorüberziehen des königlichen Zuges trat jedermann möglichst in die Nähe des Fürsten, um von ihm bemerkt zu werden und seinen Gruss anbringen zu können, welchem Beispiele ich folgte, meine Flinte zum Grusse erhebend und schwingend. Der König erwiderte die Grüsse durch leichte Erhebung und Senkung des Schwertes und stellte sich dann in der Mitte des weiten Platzes auf, während jeder der Würdenträger mit seinem Anhang sich auf den Platz begab, den ihm die Sitte bestimmte.

Für jemand, der sich europäischer Steigbügel bediente, wie ich es tat, war das Gedränge nicht ohne Gefahr. Die Riesensteigbügel der Araber mit ihren scharfen Ecken und Kanten sind gewöhnlich so kurz geschnallt, dass sie mir zahlreiche Quetschungen und Wunden an den Unterschenkeln beibrachten. Wir hielten uns zu Anim Bacheit, der seinen Platz im Rücken des Königs hatte, da er zu jener Zeit noch nicht Uzir war; wäre er zu dieser Würde schon erhoben worden, was man täglich erwartete, so hätte er seinen Platz in unmittelbarer Nähe des Herrschers einnehmen müssen. Amin Bacheit war gegen mich sehr liebenswürdig und forderte mich auf, wohin er sich auch wenden möge, stets an seiner Seite zu bleiben, da ich so alles am besten sehen würde. Indessen beeinträchtigten mein kurzer Aufenthalt und mein Unbekanntsein mit den Personen mein Interesse an der Heerschau, da ich Anstand nahm, allzu viele Fragen über die bedeutendsten Persönlichkeiten zu stellen. Zunächst zogen die Onkel und Brüder des Königs nacheinander vorüber mit ihren Fähnlein, ihren Trommeln, ihren Hörnern, ihren Flintenträgern und ihrem lanzenbewaffneten Gefolge; am Standort des Königs machten sie Halt, begrüßten ihn und zogen sich auf ihren Platz zurück, auf dem sie bis zum Ende der Heerschau verblieben. Vor ihnen, nicht fern von uns, hielt zu Pferde, auf dem sie nach Männerart sass, die Ija Basi in einem gelbseidenen Gewande, das auf einem spitzen Kopfputz ruhte und Kopf und Körper völlig einhüllte; ihren Platz verliess dieselbe nicht.

Die Reiter wogten jetzt hin und her, diesen und jenen Würdenträger begrüßend und sich in Reiterspielen ergötzend. Ihre Pferderüstungen sowohl als ihre persönliche Bekleidung und Bewaffnung waren sehr verschieden. Viele trugen Lanzen, wenige Gewehre, manche Streitäxte von Stahl demaskiert und hier und da mit Gold und wenig kostbaren Steinen verziert. Andere trugen Stäbe mit quirlförmigem Knopf, noch andere gekrümmte Holzstäbe oder Knittel mit dickem Knauf, der mit Blei gefüllt war, oder einfache lange Stäbe, mit denen die Fussgänger zu wandern pflegen. Viele endlich hatten Schwerter, deren oft massiv goldene oder silberne Griffe nicht ohne Geschmack, im Lande selbst, jedoch nach fremden Mustern, gefertigt waren.

Bemerkenswert waren die schon erwähnten Kriegsmützen der Würdenträger, die da, wo sie im Kampfe auflagen, von Metall waren, und von deren Rande sich rings um den Kopf ein etwa 30 cm hoher,

roter oder anders gefärbter Wall von Sammet erhob, der nur vorn über der Stirn eine Lücke liess. Auf der Mitte des Kopfes erhoben sich dann aus der Metallunterlage drei oder vier Spitzen von verschiedener Länge von vorn nach hinten, mehr oder weniger gekrümmt, etwa wie Eberzähne. Nicht selten trug man dem Würdenträger noch eine zweite Mütze nach, die den grossen geflochtenen Schlüsseluntersätzen nicht unähnlich war, durch deren Verfertigung sich Dar For auszeichnet.

Als die Reihe an den Amin Bacheit gekommen war, zogen auch wir vor dem König zur Begrüssung vorüber und kehrten an unsere Plätze zurück, uns später, als der König seinen letzten Umzug hielt, dem königlichen Gefolge anschliessend. Von Zeit zu Zeit verliess dieser seinen Standort, ritt wie inspizierend auf diesen oder jenen zu und kehrte wieder an seinen Ausgangspunkt zurück. Am Schlusse der Heerschau machte er einen grossen Umritt um den ganzen Platz und verschwand dann in dem Palaste, während wir noch kurze Zeit Begrüssungen austauschten und dann nach Hause zurückkehrten.“

Die ganze Parade hatte nicht länger als zwei und eine halbe Stunde gedauert.

Uebrigens hat Nachtigal seinen Aufenthalt in Dar For ausführlich in einem in Stuttgart gehaltenen Vortrag behandelt. Das nachstehende Gedicht Wilhelm Jensens dürfte unsere bisherigen Schilderungen in ausdrucksvoller Weise vervollständigen.

Ein Schatten.

Abend wird's; vom sumpfigen Ufer
An des Tsad-Sees falbem Spiegel
Flatternd seinen Rosenfittich
Hebt gen Westen der Flamingo.

Hoch in den Lüften noch erschaut er,
Wie das heisse Aug' des Auges
Seine glühend roten Wimpern
Auf den Sand der Wüste drückt.

Wie der Hahn den Morgen kündigt,
Wenn noch Dunkel trüb herabhängt,
So vom Rand des Bahr-el-Arab
Tönt das Nachtgebrüll des Löwen.

Mit dem Mahnruf eines Wächters
Heischt zur Ruhe seine Stimme
Alles Leben in Dar Fur,
In dem Reich des Aba Kuri.

Der da ist der „Herr und Sultan“
Ueber allem, was da atmet,
Der die Luft für jede Brust ist
Und das Licht für alle Augen.

Er gewährt in seiner Allmacht,
Dass der Tag sich jetzt beendet,
Dass die Glut des Himmels auslischt,
Dass der Schlaf sich auf das Lid legt.

Ueberall in seinem Reiche
Auf den rundgehockten Lehm-
bau, Drin sein schwarzes Volk sich kauert,
Fällt der Dattelpalme Schatten.

Niederwachsend aus der Höhe,
Gleich den Schwingen eines Geiers,
Auf die Hauptstadt El Fascher
Fällt der Marra-Berge Schatten.

Schatten hüllen rings Dar Fur,
Grabesruhe, Todesschweigen,
Denn im Reich des Aba Kuri
Mit dem Licht erlischt das Leben.

Mit dem Licht beginnt das Leben
In dem Reich des Aba Kuri;
In der Hauptstadt El Fascher
Hebt vom Lager sich die Sonne.

Von den Kuppeln der Moscheen
Hallt der Ruf der Koranwächter:
Gross ist Allah! Und gesegnet
Sei von ihm der Aba Kuri!

Durra, Datteln und Bananen,
Weissen Turban, seidnen Kaftan.
Elefantenzahn und Säbel
Breitet im Basar der Händler.

Auf dem Ambos dröhnt der Hammer,
Vor den Türen schnurrt der Webstuhl,
Und die Menge staunt umher,
Wie die rote Burnuswolle

Sich zu leuchtendem Gewirk
Ihrer hurtigen Fäden einschlägt
Für die Schönen von Dar Fur;
Rot auf schwarzer Haut sehr prächtig.

Aber nun beginnt ein Staunen
Und ein Blicken und ein Deuten,
Und mit scheuer Ehrfurcht starren
Alle schwarzgesterntten Augen.

Denn hernieder durch die Gasse
Ragend wandelt mit dem Litam,
Mit dem weissen Antlitzschleier,
Eine stolze Hochgestalt.

Nur die Augen schauen schweigsam
Aus des Angesichtes Hülle,
Die der höchsten Allmacht Zeichen,
Das Gewölk des Aba Kuri.

Wie in Nebel sich die Sonne
Hüllen muss, dass Menschaugen
Ihren Strahlenglanz ertragen,
So die Stirn des Aba Kuri.

Zweie nur im Reich Dar Fur
Decken mit dem weissen Litam
Allen Sterblichen ihr Antlitz.
Nur der Sultan und — sein Schatten.

Nur der Aba Kuri selber,
Und sein Schatten, der Kamene,
Der nach ihm im Reich Dar Fur
Aller Würdenträger Höchster.

Wie den Aba Kuri selber,
So umschliessen ihn Trabanten;
Wo er naht, zur Erde werfen
Sich die Grossen von Dar Fur.

Und die Liden niedersenkend,
Mit der Hand den Boden reibend,
Langes Leben flehen sie
Für den Schatten Aba Kuris.

Und er murmelt leisen Laut nur;
Seinem Winke folgend, einzig
Geben Antwort die Trabanten:
Kuri dong — Dich grüsst der Sultan!

Ihm gehört mit Leib und Leben
Alles, was ihm untertan ist;
Leib und Leben hat verwirkt,
Wer des Sultans Schatten ärgert.

Leisen Laut nur murmelt er;
Ihre krummen Säbel zückend,
Reden einzig die Trabanten:
Kuri gom — Dich köpft der Sultan!

Allah herrschet in Dar Fur,
Und es drohet Todesstrafe
Jedem, der zu dem entthronten,
Alten Heidengotte betet.

Zu dem Heidengotte Kalge,
Wessen Hand zu ihm sich aufreckt,
Ueber den mit Grabesdunkel
Fällt der Schatten Aba Kuris.

Für den Aba Kuri selber
Prangt in Hoheit der Kamene,
Unabsetzbar, unantastbar,
Denn er ist sein eigener Schatten.

Also durch gekrümmte Rücken
In den Gassen El Faschers,
Dem Propheten selbst vergleichbar,
Geht der Schatten Aba Kuris.

Aber heut', wie morgenhell
Sich die Marra-Berge säumen,
Durch die Hauptstadt El Fascher
Wogt ein buntes Festgepränge.

Cymbeln klingen, Pauken dröhnen.
Laute Luft durchlacht die Lüfte,
Und die Schönen von Dar Fur
Stehn in roten Prachtgewändern.

Wie verkohlte Scheiterenden
Einer Feuersbrunst entragen,
Stehen aus dem Schaum des Scharlachs
Schwarze Hälse, schwarze Waden.

Doch im schwarzen Augensterne
Blitzt ein zuckend Glutgefunkel,
Dass die Kohle rotes Blut birgt,
Dass nicht alles kalt, was schwarz ist.

Lauter braust es vom Palast nun,
Klingt und blinkt es, schellt und schimmert,
Seidene Quasten, Silberglöckchen,
Perlenschnüre, Beckenklirren.

Hoch auf goldbestickten Sätteln
Ihrer schlanken Berberhengste,
Mit den weissen Zähnen blitzend,
Nah'n die Grossen von Dar Fur.

Ueber ihren Sammetkaftan
Ringelt sich ein blaues Stahlhemd,
Silberschiene deckt den Arm,
Glockenhelm das schwarze Kraushaar.

In das Goldgeleucht des Morgens
Funkeln Damascenerklingen,
Klirrend hängt vom Sattelknauf
Des erschlagenen Feindes Streitaxt.

Also ziehen die Basinga,
Die vom Stamme des Erlauchten
Herrscherblutes; unter ihnen
Ragt das Oberhaupt der Schmiede.

Der den Stahl zum Schwerte hämmert
Und zum Feuerrohr ihn schweisst,
Ihm gebührt der gleiche Vorrang
Mit den königlichen Vettern.

Prangend folgen ihm die höchsten
Würdenträger von Dar Fur,
Die Palast- und Staatsbeamten
Mit dem Abbild ihrer Pflichten.

Der die grosse Pauke hütet,
Der den Bart des Sultans abschert,
Der den Stuhl des Sultans abstäubt,
Und zuletzt der „Herr der Fliegen“.

Weiter nun im Festeszuge,
Gleich dem Mond am Tageshimmel,
Nebelrinnend, eingehüllt
Von opalenen Gewändern,

Folgt die „Abo“, die den höchsten
Namen Sonnenmutter trägt,
Weil die Sonne von Dar Fur
Ihr geweihter Leib getragen.

Seitwärts von der Sultansmutter
Reitet stolz der Sultansschwwestern
Höchstbegrüdete, die Ija
Basi oder „grosse Frau“.

Alle Weiber von Dar Fur
Küssen ihr die schwarze Zehe;
Wie ein Bild von Ebenholz
Sitzt sie auf der weissen Stute.

Und nun rasseln Buckelschilde,
Steingefüllte Kürbisflaschen,
Trommeln dröhnen, Pauken donnern,
Antilopenhörner schmettern.

Ernsthaft mit den Köpfen nickend,
Ueberflirrt von roten Büscheln,
Ueberklirrt von Silberglöckchen,
Schreiten hundert Staatskamele.

Hundert Sklavinnen mit rotem
Lendengürtel, rotem Ocker
In den Haaren, auf den schwarzen
Brüsten Bernstein und Korallen,

Springen, kreisen, tanzen, hopsen;
 Wie zum Sprung gekauert, fletschen
 Pardelköpfe das Gebiss;
 Weisse Straussenfedern fluten

Um den Riesenpurpurschirm,
 Dessen gold'ne Troddelfranzen
 Wie ein Vorhang niederpendeln
 Um das Haupt des Aba Kuri.

Doch sein Angesicht bedarf
 Nicht des Vorhangs, noch des Litams;
 Blind ist jeder Blick Dar Furs,
 Wo das Abbild Allahs wandelt.

Durch die schauernd scheue Menge
 Wandelt stumm das Abbild Allahs,
 Einzig die Trabanten reden:
 Kuri dong — euch grüsst der Sultan!

Einzig hinter ihm den Festzug
 Schliesst des Aba Kuri Schatten,
 Gleich an Schleier, gleich an Grösse,
 Wie der Schatten folgt dem Körper.

Nur in einem gleicht er nicht ihm:
 Dass die Augen seinen Anblick
 Dulden können und sich baden
 In dem Mondlicht seiner Hoheit.

Dass gelöst vom Bann des Schweigens,
 Jauchzend alle Lippen rufen:
 Langes Leben, Glück und Heil
 Sei dem Schatten Aba Kuris!

Dass sich neidend die Gedanken
 Bis zu seiner Stirn erheben,
 Dem ob allen Sterblichen
 Glückerhabenen von Dar Fur.

Also fliesst der lange Zug
 Nach dem heiligen Berge Nameh,
 Einem goldnen Strome gleich,
 Der Rubin und Perlen fortrollt.

Nur die schwarzen Köpfe tauchen
 Mit den weissen Zahngebissen
 Aus der Glitzerflut, wie schnuppernd
 Schwarzgeschuppte Krokodile.

An dem heiligen Berge Nameh
Harrn die alten Königsgräber,
Dass der Aba Kuri ihren
Schatten frommes Opfer darbringt.

Ihrem grossen Angedenken,
Ihren ungezählten Siegen:
Dankesopfer auch zugleich
Für den neuen Segen Allahs.

Der des Wadi Azum leeres,
Ausgedörrtes Bette füllte,
Der den Bar-el-Gasal schwellte,
Strotzen liess den Bahr-el-Arab.

Dass sie überflutend, rieselnd
Durch den dürren Boden rinnen,
Durra reifend und Bananen,
Dattelpalmen, Kokospalmen.

Nach der Väter frommem Brauche
Eh'mals opferte zum Dank
Festlich hier der Aba Kuri
Eine kaum erblühte Jungfrau.

Wenn des roten Blutes Dämpfe
Auf zum grossen Gotte stiegen,
Wandte sich sein Wolkenantlitz
Gnädig wieder auf Dar Fur.

Doch vom Himmelsthron gestürzt,
Liegt entmarkt der alte Kalge;
Allah nimmt vorlieb in Gnaden
Mit dem Herzblut einer Ziege.

Weiter als auf eine weisse
Ziege, schwarz am Aug' umrändert,
Kann sich die Genügsamkeit
Allahs freilich nicht erstrecken.

Eine solche fordert er
Unabweisbar; auf dem Wurf
Einer wohlgescheckten Ziege
Ruht die Wohlfahrt von Dar Fur.

Herrlich ist sie heut' geraten,
Und sie wandelt, ihres Wertes
Sich bewusst, in sichrer Demut;
Mit dem letzten Hauch der Lungen

Meckert sie ein Dankgebet
Für die unverdiente Gnade,
Deren Allah über Wünschen
Und Begreifen sie gewürdigt.

Und mit priesterlichem Stoss
 Allerhöchst und eigenhändig
 Taucht den Dolch der Aba Kuri
 In das Herz der frommen Ziege.

Tausend Jubelstimmen brausen,
 Tausend Straussenfedern flattern,
 Witternd drein vom Saum der Wüste
 Schüttert Dankgebrüll des Löwen.

Aber nun von der Verehrung
 Des alleinigen wahren Gottes
 Hurtiger eilend, kehrt der Festzug
 Heim zu weltlicher Verrichtung.

Auf dem regenfrischen Anger
 Vor der Hauptstadt El Fascher
 Steht errichtet eine Zeltstadt
 Und gerüstet drin ein Festmahl.

Auserlesene Getränke,
 Ausgesuchte Speisen füllen
 Alle Zelte; hungernd zuschauen
 Rings darf das gemeine Volk.

Doch die auserkorensten
 Aller Leckerbissen decken,
 Wechselnd Gold und Silberschüsseln,
 Dicht den Tisch des Aba Kuri.

Straussenhirn, Giraffenzungen,
 Frische Krokodileneier,
 Das Gekrös von Antilopen,
 Eingebeizt mit Sudanpfeffer.

Im Gezelt des Aba Kuri
 An der Königstafel einzig
 Sitzt als Gast noch der Kamene,
 Denn er ist des Sultans Schatten.

Ihn beneiden alle Prinzen,
 Selig als den Glücklichsten
 Aller Staubgebor'nen preisen
 Draussen ihn die schwarzen Fester.

In dem ganzen Reich Dar Fur
 Ist nur einer, den sein Schicksal
 Nicht mit Neid füllt — nur er selber —
 Denn es frisst der Aba Kuri.

Vor ihm von den Schüsseln schwindet
 Aller Inhalt, wie das Fleisch
 Eines toten Dromedares
 Unter Geierschnäbeln schwindet.

Jeder Bissen, den er schluckt,
Stockt im Halse seinem Schatten,
Schnürt die Luft ihm in der Brust,
Würgt erstickend ihm die Kehle.

Ach, es frisst der Aba Kuri,
Und er schlürft dazu nicht minder
Aus der breitgebauchten Schale
Den gegorenen Palmensaft.

Dick und rötlich in den schwarzen
Schläfen strotzen ihm die Adern,
So wie einem, den ein Hirnschlag
Jählings hinzukollern droht.

Und es klammert unterm Tische
Seine Finger der Kamene,
Und er betet zähneklappernd:
Allah — Allah — mach ihn satt!

Aber Allah hört ihn nicht, —
Weiter frisst der Aba Kuri,
Weiter leert in grossen Zügen
Er den Bauch der Kokosschale.

Seine Augen wachsen stier
Aus der Stirn, die bläulich anschwillt.
Und es krümmt wie Messerschneiden
Das Gedärm des armen Schatten.

Kalter Schweiss umgiesst die Stirn ihm,
Und nach innen, frostgeschüttelt,
Wimmern lautlos seine Lippen:
Kalge — Kalge — grosser Gott!

Einen ungeschorenen Widder,
Gelb wie Ocker, und dazu
Meine allerschönste Sklavin,
Meine jüngste, meine liebste,

Beide will ich heut' dir schlachten,
Wenn du ihn nur leben lässtest,
Vor dem Hirnschlag ihn behütest,
Lieber Kalge, grosser Gott! —

Einen frevelschweren Rückfall
Zu den falschen Heidengöttern
Kündet zwar dies Stossgebet;
Doch man sagt, dass ähnliches

Sich in übergrossen Nöten
Auch an anderen Orten zuträgt;
Und zu hart darob verdammen
Darf man nicht den armen Schatten.

Denn im Reich des Aba Kuri
Mit der Sonne lischt der Schatten,
Und dem Herrn und Sultan folgt
Zu dem Schatten der Kamene.

Diese wundersame Märe
Von dem Gürtelland des Erdballs
Trug zum Norden uns herauf
Eine Nachtigal des Südens.

Rückkehr in die Heimat.

Nachdem Nachtigal Monate hindurch Studien mit den Brüdern Abd el Aziz und Mohammed, mit Merissa „Sitzungen und historischen Untersuchungen beim Basi Tahîr und im geselligen Verkehr bei seinem Gastfreund verbracht, namentlich auch die Geographie von Dar For möglichst genau festzustellen gesucht hatte, rückte die Zeit seiner Abreise näher heran. Diese schien um so nötiger zu sein, als die Nachricht von Süden und Osten und über die ägyptischen Truppenkonzentrierungen in Chartum immer drohender wurden. Auch die Bevölkerung von Dar For war um so feindseliger gestimmt, je mehr die Furcht vor den „Türken“, d. h. den Aegyptern, sich durch die damaligen politischen Vorgänge im Süden der eigentlichen Landesgrenze als eine begründete erwies. Der jugendliche König hatte sich verleiten lassen, in diesen Streitigkeiten eine Rolle zu spielen und dadurch der auf Eroberung der Sudanländer ausgehenden ägyptischen Regierung genügenden Vorwand zum Einschreiten gegen ihn gegeben. Seine Regierungs- und Lebenstage waren bereits gezählt. Als Nachtigal Mitte Januar 1874 El Fascher verlassen hatte, traf er in El Obeid, der Hauptstadt von Kordofan, bereits mit der ägyptischen Armee zusammen, die unter der Führung von Ismael Pascha nach Dar For marschieren und das Land in Aegypten einverleiben sollte, ein Plan, der bekanntlich zur Ausführung gelangte, nachdem der König Brahim in heldenmütigem Widerstandskampfe gegen die Eroberer gefallen war. Ohne es zu ahnen, war also der Reisende bei seinem Abzuge einer furchtbaren Gefahr entgangen, denn sein Untergang wäre entschieden gewesen, wenn er sich bei dem feindlichen Einmarsch noch auf dem Boden Dar Fors inmitten der aufgeregten und verzweifelten Bevölkerung befunden hätte. (Albert Fränkel, S. 386.)

Am 2. Juli, so schildert Nachtigal, hatte er seine Abschiedsaudienz beim König, die sehr einfach und ohne nennenswerte Unterhaltung verlief, besuchte noch einmal die höchsten Würdenträger und traf die letzten Vorbereitungen zur Reise. Wie gewöhnlich fand unter den Mitgliedern der Karawane eine lange Verhandlung über den günstigsten Tag der Abreise statt, und wenn die meisten auch übereinstimmten, dass der 17. Tag des Monats von der allergünstigsten Vorbedeutung sein würde, so gab es doch wieder viele, wie das bei der grossen Zahl der Mitglieder kaum anders sein konnte, die im letzten Augenblick noch alle erdenklichen Abhaltungen hatten. Der 17. Tag des mohammedanischen Monats traf auf einen Donnerstag; der Freitag zeichnet sich nach einem in der ganzen mohammedanischen Welt verbreiteten Glauben durch seine üble Vorbedeutung für alle Reiseunternehmungen aus; es wurde also zum Tage der endlichen Abreise der Sonnabend, der 6. Juli, bestimmt.

Am Freitag schickte der König noch als Reiseproviant zwei Töpfe Honig und drei Ledersäcke mit Weizen und der Uzir 20 Teqaki. Nachmittags wurden die Wasserschläuche gefüllt, und gegen Abend schlugen wir unser Lager auf der Sandebene unmittelbar neben dem Dschellaba-Dorf Sogoloma auf. Das erste heftige Gewitter entlud sich mit starkem Regen am Abend über uns.

Die Reisegesellschaft bestand aus einigen angesehenen Kaufleuten von Kobe, unter denen der Bruder meines Reisegefährten von Wadai nach Dar For, Schems ed-din, der Hadsch Kerar, und zwei Neffen des Chabir Mohammed sich befanden, die teils kaufmännischer Geschäfte wegen, teils in der Absicht, ihre Pilgerfahrt zu machen, nach Aegypten gingen. Alle führten mehrere Frauen mit sich, wie denn die Kaufleute von Kobe zum Teil sehr begütert und gleicherweise verweichlicht und bekannt dafür waren, dass sie der Hälfte ihrer Kamele bedurften, um den Mundvorrat für die Reise zu befördern. Ausser ihnen gehörten zu der Karawane noch einige Kaufleute aus Kordofan, Dscha'alin von Metemma, und Dongolaner, von denen einige bereits von Wadai aus mit uns gekommen waren. Die ganze Karawane zählte etwa 250—300 Kamele. Die Ladung bestand zum grössten Teile aus Straussfedern, zum kleineren aus Elfenbein und einigen unbedeutenden Handelsartikeln, wie Tamarinde, Tabak und dergl.; doch unser Reiseproviant und die Unzahl Sklaven, die, sei es zur Bedienung, sei es zum Verkauf, mitgeführt wurden, machten ebenfalls keinen geringen Teil aus.

Alle Dschellaba und Fremden, die in El-Fascher wohnten oder sich aufhielten, kamen am Sonnabend morgen in unser Lager hinaus. Noch einmal wurde gemeinschaftlich gegessen, und der schliessliche Abschied war den Umständen gemäss, da sich Freunde und Verwandte in Erwartung demnächstiger Kriegsereignisse trennten, sehr ernst und herzlich, doch wie gewöhnlich kurz. Eine Fatiha, eine Umarmung unter Verwandten und Freunden, ein Händedruck ohne viele Worte machte die ganze Feier aus. Der Hadsch Ahmed ritt noch einmal zu seinem alten Freunde und Gönner, dem Prinzen Abd er Rahman, ältestem Bruder des Königs Brahim, als ob ein Vorgefühl ihm sagte, dass er ihn nicht wiedersehen werde.“

Wir können den Reisenden auf seiner Reise nicht begleiten, sondern erwähnen nur, dass er den Nil hinunter in einem Sklavenschiff nach Chartum fuhr, das damals im vollen Aufblühen begriffen war. Von hier aus konnte die erste Nachricht von seiner Rückkehr nach Deutschland erfolgen. Frau Dorothea Berlin hier wieder das Wort zu gestatten, erscheint uns als eine besondere Pflicht der Dankbarkeit. Sie schreibt: Da, eines Abends, es war am 25. August 1874, kam eine Depesche an meinen Mann aus Berlin folgenden Inhalts: „Bitte um Adresse der Mutter und Schwester des Reisenden Nachtigal. Geographische Gesellschaft“, und am nächsten Tage als Erwiderung auf unsere telegraphische Antwort die ausführliche Mitteilung, welche jeglichen Rest etwa noch obwaltender Sorge zerstreute: „Besten Dank. Gute Nachrichten über Nachtigals baldige Ankunft in Chartum, telegraphiert durch deutschen Konsul in Alexandrien. Bastian.“ Vier Wochen später schrieb er uns selbst aus Chartum:

„Meine Seele ist matt und bewegt sich nur noch mit zentralafrikanisch reduziertem Flügelschlage in höherer geistiger Sphäre. Mein äusserer Körper jedoch, der sich mit schmutzig brauner Kruste überzogen hat, erfreut sich mässigen Wohlseins. Ich musste ihn hier in Chartum einige Tage im Hause meines Freiburger Landmannes namens Rosset deponieren, um Versuche betreffs Wiedergewöhnung an europäisches Kulturleben mit ihm anzustellen, als da sind: Essen mit Messer und Gabel, tägliche Reinigung des Körpers mit Wasser, reinliche, aber ärmliche Bekleidung ohne Parasitenzucht, Strümpfetragen, Reden in fremden Zungen, als Deutsch, Französisch, Italienisch, und Biertrinken. Europäische Kleidung musste vorläufig wegen hartnäckigen Widerstrebens seitens meiner Sudan-

haut aufgegeben werden, doch die übrigen Versuche gelangen, leider bis auf das Biertrinken. Das alte Gehirn, scheint es, hat sich unter dem Einflusse tropischer Sonne so rarifiziert und ausgetrocknet, dass ihm die Absorption selbst eines kindlichen Quantums alkoholischer Getränke nicht mehr gelingt.“

Als Nachtigal, sagt Güssfeldt, durch Dar For und Kordofan die süssen Wasser des Nil erreichte, da ging ihm die Kunde seiner Taten nach Europa voraus, und tausend Herzen jubelten ihm entgegen. Er hatte ein Gebiet durchmessen, dessen Areal die zehnfache Grösse von Deutschland besitzt; 24 Breitegrade trennten den südlichen Punkt seiner Reise von dem nördlichsten, und von Ost nach West hatte er 20 Längengrade durchschnitten.

Doch nachdem wir ihn so lange auf seinen Reisen im dunkeln Erdteil begleitet haben, wollen wir ihm auch selbst wieder das Wort verstaten, da er in die zivilisierte Welt zurückkehrte. „Das Ziel des letzten Reisetages war ein Landhaus meines Gefährten Mohammed en-Nur, das wir in Ostsüdostrichtung an den Dörfern Nercha, Dscherbini und Umm Dukeka vorüber am Nachmittage erreichten. Es lag nördlich nahe einem unbedeutenden Berge namens Bu-Charressa inmitten einer weiten, mit Oschar bewachsenen Ebene. Soviel Regen wir unterwegs gehabt hatten, so wenig schien diese Gegend von ihm berührt zu sein, da wir die Saatfelder in wenig vorgeschrittenem Zustande fanden. In der Familie meines Reisegefährten, die sich zur Zeit der Bodenbearbeitung auf dem Lande befand, wurde uns eine vortreffliche Aufnahme zuteil, zumal sie sich eines ziemlichen Wohlstandes und des Besitzes von etwa 100 Sklaven erfreute.

Ich hatte eigentlich die Absicht gehabt, mich einige Tage hier zu erholen, da ich an heftigen Schmerzen in der stark angeschwollenen Milz litt, doch mein Reisegefährte hatte seinem Freund und Auftraggeber Elias, dem Scheich el-Beled oder Bürgermeister von el-Obeid, über meine glückliche Ankunft berichtet, und so erschien denn schon mit Tagesanbruch dieser selbst, abgesandt vom Pascha Isma'il Eijub, Generalgouverneur des ägyptischen Sudan, der sich zur Vorbereitung für seinen Feldzug gegen Dar-For daselbst aufhielt, und bald nach ihm Dr. Giorgi, ein Grieche, Sanitätsinspektor im Sudan, der Isma'il auf dem Feldzuge begleitete. Elias, der schon seit langem durch die Regierung von mir gehört hatte, und die Veranlassung war, dass Mohammed en-Nur zu meiner Aufsuchung nach Westen geschickt wurde, empfing mich mit grosser Herzlichkeit, und ich fühlte

mich ihm gegenüber, der sich in arabischer Sprache mit mir unterhielt, vollkommen unbefangen, doch der griechische Arzt verwirrte mich vollständig. Er sprach mich zuerst französisch an, versuchte es dann mit ebenso wenig Erfolg mit der italienischen Sprache, und erst als er in die arabische Sprache überging, die mir augenblicklich die geläufigste war, vermochte ich mich wieder zu sammeln. Noch bis zu meiner Ankunft in el-Obeid, wohin ich trotz meines kranken Zustandes und grosser Schmerzen sofort aufzubrechen genötigt wurde, konnte ich nur unzusammenhängend in deutscher, französischer und italienischer Sprache mich ausdrücken, da die jahrelange Entwöhnung von andern als der arabischen und den sudanischen Sprachen bei dem plötzlichen Uebergange zu jenen mich sozusagen nur Brocken stammeln liess.

Schon von meinen Begleitern erfuhr ich unterwegs alles, was mir zu wissen am interessantesten war: die Umwälzung in Europa, speziell in Deutschland infolge des Krieges mit Frankreich, den Anfang des Kulturkampfes, das Elend in Spanien, die haltlose Uebergangsperiode in Frankreich, den Tod Napoleons usw., und auch, was mir augenblicklich am nächsten lag, dass Isma'il Pascha in Dar For einzumarschieren beabsichtige, und dass der Aufbruch auf den nächsten Donnerstag — wir kamen am Sonntag in el-Obeid an — festgesetzt sei.

Von dem Pascha selbst wurde ich mit äusserster Liebenswürdigkeit aufgenommen und musste zunächst im „Diwan“, dem Regierungsgebäude, einem für Kordofan sehr ansehnlichen Bauwerke, absteigen. Bald konnte ich mit dem Pascha wieder so geläufig französisch sprechen, als hätte ich Europa nie verlassen. Ich frühstückte mit ihm in Gesellschaft verschiedener Beamten und Militärs und muss gestehen, dass neben vielem, was mir nach langer Entbehrung zuteil wurde, eine Flasche ausgezeichneten Lafittes, ein Hauptgenuss war. Ich wurde zwar bei Elias Effendi einquartiert, verbrachte aber den Tag auf dem Gouvernementsplatz vor dem Zelte des Pascha, mit diesem der Militärmusik zuhörend, die mir zu Ehren europäische Märsche und Tänze, ja sogar „Heil dir im Siegerkranz“ spielte. Am Abend fand eine glänzende Soirée bei dem Vater des Griechen Giorgi statt, der ursprünglich Pharmazeut, jetzt Straussfedernhändler war. Durch verschiedenfarbige Laternen, Kerzen, Teppiche und dergleichen mehr hatte er seinem Hause einen in meinen Augen feenartigen Anstrich gegeben, und die glänzend ausgestattete Tafel, die

Bedienung in Frack und weisser Krawatte, der Luxus eines Tischtuches und der Servietten, Löffel, Messer und Gabel usw., deren ich mich ziemlich ungeschickt bedient haben mag, waren nicht allein ein ungewohnter Anblick, sondern bedeuteten für mich den Wiedereintritt in die zivilisierte Welt.“

Im November erreichte Nachtigal Siut. Hier lag ein prächtiger Nildampfer im Hafen, den der Khedive von Aegypten hierhergesandt hatte, um ihn nach Kairo zu führen. Mit wahrhaft fürstlichen Ehren wurde er hier empfangen und besonders von seinen Landsleuten mit begeistertem Jubel begrüsst. Im September 1873 zeigte er dem Ehepaar Berlin seine Ankunft in Kairo an, und zugleich die Absicht, sich zur Stärkung seiner sehr angegriffenen Gesundheit einige Zeit in der Heilanstalt zu Heluan bei Kairo aufzuhalten. Er litt nämlich infolge der häufigen Fieberanfälle an heftigen Knochenschmerzen mit Schlaflosigkeit. In demselben Briefe gibt er dem Ehepaare Berlin eine Schilderung seines Empfanges in Kairo, deren bescheidene, humoristische Art um so auffallender hervortritt, wenn man sie mit den Berichten vergleicht, die die Tagesblätter damals von der Nachtigal so hoch ehrenden, durch den Khedive befohlenen offiziellen Einholung und den ihm durch die deutsche Kolonie bereiteten Empfangsfeierlichkeiten gaben. Er schreibt:

„Ich wurde nämlich hier von heimtückischen Deutschen erwartet, denen ich nicht einmal durch eine Verkleidung, in der ich mich ja für jeden gebildeten Menschen befand, entgehen konnte. Man hetzte (eine Hinterlist, welche sich ein gewisser v. Thielau, Legationssekretär und Generalkonsul des Deutschen Reiches, zuschulden kommen liess) den Fürsten des Landes auf, der ein Schiff ausschickte, um auf mich zu fahnden. Ich wurde denn auch wirklich auf einer Nilbarke mit einigen zwanzig Dzellaben (sudanesischen Kaufleuten) und deren hundert Sklaven entdeckt, wurde trotz meiner zentral-afrikanischen Tracht und barfüssig, wie ich war, auf das dampfende vizekönigliche Schiff gehisst und nach Norden geschleppt. Als wir uns Kairo etwas genähert hatten, erschienen einige Hofbeamte, um die erste Instruktion, eine Art Voruntersuchung, vorzunehmen, und diese steckten mich, trotz meines Protestes, dass ich nicht die geeignete Persönlichkeit zu solchen Scherzen sei, in europäische Hosen, Stiefel, Röcke und Hemden, und schickten dann ein Telegramm voraus, dass sie den Verbrecher ereilt, ergriffen und kenntlich gemacht hätten, und dass derselbe nach Sonnenuntergang in der Residenz antreten

würde. Glücklicherweise kam das Telegramm nicht an, und es gelang Deinem unglücklichen Freunde noch einmal, am Landungsplatze dem Arme der rohen Gewalt zu entrinnen. Er schwang sich in das Hotel du Nil, um fern vom Geräusch der Strassen, inmitten lieblicher Gartenvegetation, den Verlust seines afrikanischen „Ichs“ in Beschaulichkeit zu betrauern. Doch schon der frühe Morgen entlarvte mich von neuem; Verrat war im Spiel. Besagter v. Thielau und sein Helfershelfer Travers, einer Deiner Korpsbrüder, wie ich leider gestehen muss, liessen mich fahnden; man führte mich auch zum Landesfürsten, dessen Wohlwollen ich aber durch mein geläufiges Arabisch gewann, und zwang mich, abends zur Prüfung meiner Individualität zwei bis sieben verschiedener Weinarten zu zechen. Als beisitzender Richter fungierten der bekannte schweizerische Afrika-reisende Munzinger-Pascha und der ebenso bekannte Aegyptologe Dr. Brugsch-Bei. Zeugen meines Katzenjammers am nächsten Tage waren die hervorragendsten Glieder der deutschen Kolonie, die wahrscheinlich gekommen waren, sich an meinem Zustande zu weiden. Seitdem war ich erkannt. Am dritten Tage also ereignete sich das Entsetzliche: ich wurde festgegessen. Zur Nachtzeit, nachdem die gewöhnliche Essstunde des Hotels längst vorüber war, versammelten sich 20 bis 70 stille Gestalten, in weissen Krawatten; zu besserer Versichtlichung der Exekution wurde das Hotel und der Garten mit bunten Lappen illuminiert, die Leib-Musikbande des Landesfürsten trat ein, und plötzlich tritt auch der Machthaber wieder in der Gestalt des oben genannten deutschen Diplomaten in mein Zimmer und schleppt mich ab. Ich musste von *consommée à la* Nachtigal und dem *filet de boeuf à la* Bornou an, mich langsam durch Baghirmi und Wadai schlagen, bis zum Plum-Pudding *à la* Dar-For, und dem *fromage glacé au bon retour*, also die ganze Reise kondensiert und kontrahiert noch einmal durchmachen, so dass ich, selbst als ich schon Sherry, Bordeaux, Rheinwein, Burgunder, Champagner, Cyperwein und Schnaps getrunken hatte, um das Vorgenannte zu verwinden, noch morgens früh um 2 Uhr bei einer Ananasbowle entdeckt wurde“

Im April 1875 war Nachtigal so weit hergestellt, dass er es unternehmen konnte, mit dem Beginn der wärmeren Jahreszeit Europa zu betreten, und zwar wählte er den Weg über Italien. Seine Heimkehr glich einem Triumphzuge. In den seinetwegen zusammenberufenen Sitzungen der Geographischen Gesellschaften von Rom, hauptsäch-

lich Berlin, später London, Paris usw., hielt er Vorträge; überall wurde er bekanntlich mit den höchsten Ehrenbezeugungen empfangen, und die Zeitungen feierten ihn als Heros der deutschen Afrikaforschung. Ebenso vereinigte sich aber alles in der Bewunderung seiner sich stets gleichbleibenden wahrhaftigen Bescheidenheit. Seine erste lange Mitteilung in der „Gesellschaft für Erdkunde“ zu Berlin schloss er, während seine Stimme leicht vor Erregung zitterte, mit den Worten:

„Wenn ich hier sehe, was in meiner Abwesenheit von besseren Männern dem Vaterlande geleistet wurde, so blicke ich beschämt auf meine Reisen zurück. Wie wenig es aber auch immer sei, was ich der geographischen Forschung geleistet, so darf ich doch sagen, ich suchte auch in diesen fernen Ländern dem deutschen Namen, der deutschen Wissenschaft und deutschem Mute Ehre zu machen!“ Gewiss zugleich ein schönes Zeichen seiner patriotischen Gesinnung!

Am meisten überwältigte ihn der Empfang, den ihm seine Vaterstadt Stendal bereitete. Eine unübersehbare Menschenmenge stand bei seiner Ankunft am Bahnhof, welch letzterer reich mit Fahnen, Blumen und Girlanden geschmückt war. Unter den Klängen von Musik geleitete ihn ein Herrenkomitee in den Wartesaal, während er von Damen mit Buketten überschüttet wurde. Auch seine einzige Schwester, Frau Pastor Prietze, und seine nächsten Verwandten begrüßten ihn hier zum ersten Male. Der Wagen, der ihn darauf zur Stadt brachte, musste bis zum Rathaus, wo die Behörden Nachtigal in feierlichen Ansprachen begrüßten, durch ein lebendiges Spalier fahren, während die Menge entblößten Hauptes dastand und ihm zujubelte. Fast sämtliche Häuser hatten geflaggt, aus den Fenstern regnete es Blumen auf ihn herab, und sein Absteigequartier hatte sich durch Ehrenpforten, Girlanden und Blumen fast unkenntlich gemacht. Dem offiziellen Teil des Festes folgte ein heiteres Bankett, und ein glänzender Fackelzug schloss die erhebende Feier.

So wohl seinem Herzen dieser Empfang getan hatte, so scheint derselbe doch nicht ganz ohne Strapazen abgegangen zu sein, denn er schreibt der Familie Berlin darüber aus Berlin am 13. Juli 1875:

„Gestern kam ich von meiner altmärkischen Heimatstadt Stendal, wo weissgekleidete Jungfrauen, Bankett, Ehrenpforten, Blumensträusse, zahllose Toaste, Fackelzug und Volksansprachen mir den Beweis lieferten, dass es bisweilen schwerer ist, aus Afrika zurückgekehrt zu sein, als daselbst zu reisen.“

Mit wahrer Genugtuung las natürlich das Ehepaar Berlin die Berichte über die ihm von allen Seiten entgegengetragene Begeisterung, die sie ja schon lange für ihn erfüllt hatte, und stolzen Herzens verfolgten sie seinen wohlverdienten Siegeslauf. Endlich aber durften auch sie ihn wiedersehen. Am 20. Juli standen sie voll freudiger Erwartung am Bahnhof und sahen ungeduldig dem Zug entgegen, der ihn brachte. Ich kann nicht umhin, sagt Frau Dorothea Berlin, hier einer Eigentümlichkeit Nachtigals zu gedenken, die uns damals und immer wieder angenehm auffiel. Wenn er nämlich, sei es nach längerer oder kürzerer Abwesenheit, dem Wagen entstieg, so begrüßte er uns nicht mit hastigen Fragen nach unserm Ergehen, nie auch hörten wir freudige Ausrufe des Wiedersehens von ihm. Er hatte, wenn auch fern, doch in Gedanken mit uns weiter gelebt, über das Wohlbefinden unserer Angehörigen hatte eine lebhaft Korrespondenz ihm Auskunft gegeben, wir selbst standen wohl und munter vor seinen Augen, also rief er uns höchstens sofort eine scherzhaft Bemerkung zu, oder er knüpfte an den Inhalt unseres letzten Schreibens ein Gespräch an, welches dann mit Eifer fortgeführt wurde, bis wir zu Hause angelangt waren.

Um dieselbe Mittagsstunde traf er hier ein, wie vor sieben Jahren; ebenso wie damals, war auch jetzt eine fröhliche Tischrunde bei dem Ehepaar Berlin versammelt, ihn zu begrüßen. Freilich seinen alten treuen Freund und Lehrer Niemeyer vermisste Nachtigal schmerzlich.

Es schien Frau Berlin zuerst, als habe die lange Trennung etwas Fremdes zwischen sie gebracht; er kam ihr gedrückt und zurückhaltend vor. Wie er später selbst gestand, hatte er gefürchtet, auch sie wollten ihn als „sogenannten“ berühmten Reisenden feiern. Nachdem er aber eingesehen hatte, dass alle die kleinen Empfangsaufmerksamkeiten lediglich dem glücklich heimgekehrten Freunde galten, da kehrte seine alte Herzlichkeit, seine frühere Lebhaftigkeit zurück. Geistesblitze flogen hin und her, Reden voll sprühenden Humors wurden gehalten, und mit Vorliebe verweilten Nachtigal und mein Mann bei Erinnerungen aus alter, schöner Studentenzeit.

Unterdessen nahm ich mir Musse, unsern Gast näher zu betrachten, was in der Aufregung des ersten Wiedersehens nicht recht möglich gewesen war. Welche Veränderungen hatten die Reisen an ihm vollzogen. Weit beredter, als Klagen es getan haben würden, wenn solche je aus seinem Munde hervorgegangen wären, sprachen die



Nachtigal-Denkmal in Stendal



Nachtigal-Denkmal in Kamerun.

vielen tiefen Furchen, welche Leiden jeglicher Art in sein Antlitz gegraben hatten. Die einst so gesunde, gebräunte Hautfarbe war einer fahlen, braungrauen Färbung gewichen, der Bart war ergraut. Wenn diese Beobachtung das innigste Mitleid erweckte, so strahlten seine Augen, die nichts von ihrem Ausdruck der lebhaften Klugheit, der warmen Herzensgüte verloren hatten, uns die Beruhigung zu, dass die überstandene Prüfungszeit nur der äusseren Erscheinung den Stempel des herannahenden Alters aufzudrücken vermocht hatte, sein Geist, sein Gemüt aber frisch und jung geblieben waren. Auch sein braunes, kurz gelocktes Haar war unverändert. Später, als er sich mehr erholt hatte, trug die ruhigere Lebensweise dazu bei, sein Gesicht wieder zu glätten, und gern hörte er es, wenn wir ihm unser Erstaunen darüber ausdrückten, wie zusehends er sich von Jahr zu Jahr verjügte.“

Es ist schon erwähnt worden, dass besonders diejenigen grossen und grösseren Städte, in denen der Sinn für Erd- und Völkerkunde geweckt und durch ernsthaft wirkende Vereine gefördert wird, sich beeilten, dem wieder Heimgekehrten in anerkennenswerter Huldigung ein warmes Verständnis seiner Taten zu bezeigen. Ganz vortrefflich überzeugend und wirkungsvoll hat Güssfeldt in einer Gedächtnisrede auf Nachtigall dies sowie die weiteren Lebensjahre und Bestrebungen Nachtigalls geschildert. Wir glauben unserer Darstellung über Nachtigalls Forschungsreisen keinen würdigeren Abschluss geben zu können, als indem wir Güssfeldt das Schlusswort gestatten. Wie bemerkt, wurde Nachtigal mit seiner Rückkehr nach Berlin sogleich in den Strom des grossen Weltgetriebes geschleudert, — nicht um sich willenlos treiben zu lassen, sondern um als ein sicherer Steuermann eine kostbare Ladung von Ort zu Ort zu führen. „Ein anderer hätte sich vielleicht egoistisch am Ufer gehalten, hätte der Ruhe nach diesen endlosen Mühen gepflegt und jede Unterbrechung in der Ausarbeitung seiner Reisen gemieden. Nicht so er! Sein umfassender Geist hatte den Sinn der grossen Zeit schnell erkannt. Denn überall gährte und kreiste es. Während er selbst eine leuchtende Fackel durch das nördliche Zentralafrika getragen hatte, ging eine neue Morgenröte über der südlichen Hälfte des finstern Kontinents auf. Das begeisterte Seherwort Bastians hatte die Deutsche Afrikanische Gesellschaft ins Leben gerufen, für deren Entwicklung das „per aspera ad astra“ massgebend wurde; und Stanley stand bereits auf dem Boden seiner grossen Tat, die Erbschaft

Livingstones anzutreten und mit dessen köstlichem Funde zu wuchern. Unerwartet erwuchs in Brüssel aus dem Willen des Königs der Belgier der afrikanischen Forschung eine Hilfsmacht, wie sie zäher und kräftiger nicht gedacht werden konnte.

Die Weisheit jenes weitblickenden Monarchen rief zwei der besten Männer von hier aus nach Belgien, damit sie das Fundament des späteren Kongostaats mithülften zu legen. Der eine war der Frhr. v. Richthofen, der andere Nachtigal; beide verbunden durch edelste Freundschaft, beide Heroen geographischer Forschung auf weit getrennten Gebieten, und hier nun gemeinsam tätig für dasselbe hohe Ziel.

Nachtigal musste sich häufig nach Brüssel begeben. Besonderer Auszeichnung von seiten des Königs gewürdigt, kehrte er stets mit erneuter Bewunderung vor der Energie eines Fürsten zurück, der sein Ziel immer fester ins Auge fasste, je dichter die Wolken erster Misserfolge es verschleierten.

Doch zuvor — wenige Monate nach seiner Heimkehr — hatte er bereits das Präsidium der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft übernommen und behielt diesen dornenvollen Ehrenposten bis zu seiner erneuten Abreise nach Tunis im Jahre 1882. In dieser Tätigkeit ist er am meisten gekränkt worden, und zwar gerade von solchen, die am meisten Anlass hatten, ihn zu bewundern. In die Zeit seines Präsidiums fallen unter anderem die Reisen von Buchner, von Pogge und Wissmann, von Lenz, von Böhm und Reichard.

Doch noch andere, nicht minder schwer wiegende Pflichten traten an ihn heran: Als nach zweimal drei Jahren die Gesellschaft für Erdkunde ihrem Präsidenten, dem Freiherrn v. Richthofen, den Scheidegruss darbringen musste, da bezeichnete die allgemeine Stimme Nachtigal als den berufensten Nachfolger des gleich ihm bewunderten Reisenden und Gelehrten. Er übernahm sein neues Amt am 1. Januar 1879 und führte es, infolge zweimaliger Wiederwahl, drei Jahre lang.

So sah er sich plötzlich an eine Stelle geführt, die eine Verantwortung ernstester Art auf seine Schultern legte. Er sollte ein Mittelpunkt werden für ein gut Teil der geographischen Bestrebungen in Deutschland. Der Afrikareisende ward nun zum Geographen, für den Afrika nur als ein Teil der Erde in Betracht kommt: ein totes Stück, das erst Leben annimmt, wenn man es im Zusammenhang betrachtet mit dem Ganzen.

Bedenkt man, dass Nachtigal vor seiner Ausreise nach Afrika nur medizinischen Studien obgelegen hätte; dass in Afrika selbst sein Wissensschatz sich nur um das bereicherte, was er mit eigenen Augen sah; dass bei seiner Rückkehr nach Europa ihm keine Muse blieb, das beschauliche Dasein des Gelehrten zu führen, so wirft sich die Frage auf: Wie war es möglich, dass ein solcher Mann nun plötzlich reich an Kenntnissen, sicher an Urteil in allen geographischen Fragen dastand?

Es gibt dafür nur eine Antwort: Seine geistige Genialität war es, die dieses Wunder vollbrachte; er hatte etwas von dem Dichter, dem die Wahrheit durch Offenbarung zuteil wird; und wie seinem Charakter alles Falsche zuwider war, so auch seinem Geiste. Deshalb vermied er die Klippen des Irrtums, von denen sein einflussreicher, wissenschaftlicher Posten bedroht schien. Bei jeder Sitzung der Gesellschaft gab er neue Beweise seines Wissens und Könnens, seines sicheren und doch milden Urteils. Durch sein urbanes Wesen zog er die verschiedensten Kräfte heran, die nun der Gesellschaft für Vorträge und literarische Arbeiten zur Verfügung standen. So lieb musste man ihn haben, dass selbst eine widerstrebende Arbeit für ihn zu tun zum Quell der Freude wurde! Daneben fehlte es unter Nachtigals Präsidium nicht an aussergewöhnlichen Kundgebungen. Er veranstaltete die Erinnerungsfeier an Carl Ritter; er entbot seinem Vorgänger das letzte Wort des Dankes bei festlichem Abschiedsmahle; er begrüßte Nordenskiöld, den Bezwinger der nordöstlichen Durchfahrt; er hiess Dr. Lenz bei dessen Rückkehr aus Timbuktu willkommen.

Dabei blieb ihm die Last der täglichen, mühseligen Geschäfte nicht erspart. Alles ertrug er willig, in dem Bewusstsein, dass er seiner Zeit den Rücken nicht kehren dürfe; dass grosse Zeit auch grosses Opfer heische; dass die Rolle Deutschlands in dem Wettkampf geographischer Strömungen eine leitende bleiben müsse.

Deshalb pflegte er auch die Beziehungen nach aussen hin und vertrat die Gesellschaft für Erdkunde bei internationalen Kongressen; so in den Jahren 1875 und 1878 zu Paris, 1881 zu Venedig. Es ist kaum nötig, zu sagen, dass alle grossen geographischen Gesellschaften ihm ihre goldenen Medaillen oder Ehrendiplome verliehen.

Und über dem Allen vergass er der grossen Pflichten nicht, welche seine glänzenden Reiseerfolge ihm auferlegten. Bereits hatte er eine umfangreiche literarische Tätigkeit entfaltet; sie durfte aber nur als die Vorarbeit angesehen werden zu dem grossen Werke, das er plante. Dasselbe sollte in drei Abteilungen erscheinen unter dem Titel: „Sahara und Sudan, Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika.“ Davon wurde der erste Band 1879 ausgegeben; der zweite 1881; — über dem dritten ereilte ihn der Tod.*

Mit begreiflicher Spannung sah die Welt dem Erscheinen dieses Werkes entgegen. Wo aber die Spannung in Ungeduld ausartete, da trübte sich mitunter das Urteil, und wohlmeinende Heisssporne liessen sich zu Vorwürfen über das späte Erscheinen hinreissen. Man erinnerte an fremde Forscher, die ihren Reisen in überraschend kurzer Zeit den literarischen Abschluss gegeben hatten; und man vergass, dass diese sich meist mit einer blossen Darstellung von Hergängen begnügt hatten. Nachtigal nahm einen ganz anderen, ich darf wohl sagen, vornehmeren Standpunkt ein. Sein Werk sollte das Spiegelbild seines abgeklärten Geistes sein, — und dazu bedarf es auch für den Genialsten der Zeit und des steten Nachdenkens. Denn es gibt kein klassisches Werk, das ein einziger genialer Wurf auf das Papier hingezaubert hätte, und nur das Genie der Beharrlichkeit vermag einem Buche unvergängliche Jugend einzuhauchen.

Wie also sollte sich ein Mann von dem Ernste und der inneren Tiefe Nachtigals mit den Schätzen abfinden, die sein gewissenhafter Eifer in sechs langen Jahren angehäuft hatte, — mit Schätzen, von deren würdiger Umgestaltung zu einem Buche der wissenschaftliche Nutzen seiner grossen Tat abhing? Der Autor musste sich dem Reisenden ebenbürtig zeigen! Auch wurde Nachtigals Gewissenhaftigkeit ein um so stärkerer Hemmschuh für das schnelle Erscheinen seines Werkes, je mehr letzteres zu einem Quellenwerk prädestiniert erschien. Auf lange Zeiten hin vielleicht werden Nachtigals Angaben die einzigen bleiben, die wir für weite Ländergebiete des zentralen Afrika besitzen. Trotz seiner geringen instrumentalen Hilfsmittel hat er durch sein kartographisches Material Ausserordentliches für die Topographie Innerafrikas geleistet, hat ein helles Licht geworfen auf die Geschichte der einzelnen Reiche, auf die ethnologische Einordnung ihrer Bewohner in das Menschengeschlecht.

* Er ist von E. Groddek 1889 herausgegeben und von uns benutzt worden.

Dieselbe Ausdauer, die den Reisenden so lange Jahre aufrecht erhalten und vorwärts getrieben hatte, zeigt sich auch bei dem Autor. Deshalb scheut er nie davor zurück, wenn es ihm nötig scheint, zu dem Leser in der öden freudlosen Sprache des Inventarstils zu reden, Namen auf Namen zu häufen und die Resultate seiner scharfsinnigen Erkundigungen so nackt und kahl zu geben, wie es nur das Bewusstsein der guten Sache vermag. Und dennoch verdanken wir derselben Feder, die so geduldig über fremdklingende Namen rollt, jene Schilderungen, in denen uns die Tiefe der Auffassung, die Wärme der Darstellung, das Packende des treffenden Wortes in künstlerischer Harmonie entgegentreten.

Das vorwaltende Gefühl des Lesers, wenn er das Buch aus der Hand legt, bleibt dieses: dass kein Falsch daran ist.

Mit einem solchen Werke hat sich Nachtigal sein eigenes Denkmal gesetzt. Er hat der Welt gezeigt, was der Willensstarke vermag, dem Not und Einsamkeit das tägliche Brot reichen.

Eine vielköpfige, noch so reich ausgestattete Expedition hätte niemals erreichen können, was er erreicht hat. Gerade in seiner Isoliertheit und in seinem jahrelangen Verharren liegt das Rätsel seiner wunderbaren Erfolge. Denn nur, wer allein reist, steht mit beiden Füßen auf dem Boden seiner Forschung, und nur, wenn er jahrelang daselbst verweilt, wird er ganz mit ihm vertraut und schüttelt heimatliche Voreingenommenheiten ab.

Wohl macht der Wert der vorhandenen Teile des grossen Reise-werkes die Klage noch lauter um den fehlenden letzten Teil. Denn diesem war das Wichtigste vorbehalten: Wadai und Dar For.

Aber vergessen wir doch nicht, dass die edelsten Kämpfer fast immer inmitten ihres Schaffens abberufen werden. Vergessen wir auch nicht, dass wir doch einige Kunde über diesen letzten Abschnitt der Reise aus Nachtigals Munde besitzen, und dass vielleicht sein Nachlass neue Enthüllungen bringen wird.*

Denken wir vor allem daran, was es war, seine grosse Arbeit noch vor dem Ablauf seines Lebens unterbrach: Sein Kaiser und Herr hatte ihn gerufen. Dem Dienste des Staates sollte er sich weihen, mitzuhelfen an der grossen Arbeit, die den Deutschen ausserhalb ihres Mutterlandes deutschen Boden bereiten sollte.

* Ist, wie bemerkt, inzwischen geschehen.

Er wurde zum Kaiserlichen Generalkonsul ernannt, ohne zuvor Beamter gewesen zu sein. Eine ausserordentliche Anerkennung in einem Staate von so festem Gefüge, wie der unsere ist. So zog er 1882 hochgeehrt nach Tunis, wo er einst — krank und mittellos — das Schwert für seine Siege geschliffen hatte. Von dort trat er 1884 die letzte Mission seines Lebens an, die ihn an die Küste Westafrikas führte, vornehmlich in die tropischen Teile. In seine Hand war die deutsche Flagge gelegt: für uns alle entfaltete er sie und gab sein Herzblut dafür hin.

Ich könnte Ihnen die Leiden und Beschwerden schildern, die unzertrennbar mit seiner letzten Mission verbunden waren. Nur wer an Ort und Stelle war, wer in jener heimtückischen Atmosphäre geatmet hat, wer die fortschreitende Lähmung aller normalen Lebensfunktionen an sich selbst erfahren hat, nur der kann ermessen, was es heisst: über alles körperliche Leid zu triumphieren, den klugen Sinn zu wahren, komplizierte Verhandlungen zu Ende zu führen, klare offizielle Berichte abzufassen, und die von hoher Stelle gegebenen Instruktionen auf dem afrikanischen Boden zu verwirklichen.

Schon heute wissen wir, in wie vollkommener Weise er den Intentionen der hohen Reichsregierung gerecht geworden ist, — dass auch von jener Seite ihm die Anerkennung nicht vorenthalten wurde.

Und wie man einst den kühnen Forscher und Reisenden in ihm feierte, als er vor einem Jahrzehnt in unsere Mitte zurückkehrte, so schickte man sich jetzt an, den Diplomaten und Patrioten zu feiern.

Schon wurden die ersten Schritte erwogen, um den mit frischem Lorbeer Geschmückten festlich zu empfangen, — als am 5. Mai die Nachricht seines Todes eintraf.

Kein Herz blieb unbewegt; Sie alle sind dess' Zeuge; laut möchte die Klage ertönen, wie die Klage um Ossians Helden!

Nun ist er mir immer vor Augen und im Sinn, — der auf ewig entrissene Freund. An dieser Stelle, wo ich jetzt vor Ihnen stehe, hat er selbst einst gestanden, und andächtige Zuhörer hingen bewundernd an seinen Lippen.

Immer wieder drängt sich die Frage an mich, was es denn war, das diesen wunderbaren Mann so angenehm machte und lieb vor Gott und Menschen? Und so hat mir denn Erinnerung unter Trauer und Schmerz das Bild von ihm in immer schärferen Zügen zusammengetragen.



Verlag von Alfred Schall, Berlin.

Karte von Afrika mit Reiseroute Nachtigals.

Vor allem war er stets nur er selbst, blieb stets sich selber treu, spielte niemals eine voreingenommene Rolle. Er, dem man alle Exzentrizitäten verziehen haben würde, besass deren keine; — er wollte nichts sein, als ein Mensch unter Menschen.

Von Temperament äusserst lebhaft, war es ihm zur zweiten Natur geworden, eine an Gleichgültigkeit grenzende äussere Ruhe zu bewahren; — das war ihm von seinem jahrelangen Verkehr mit vornehmen Arabern geblieben. Aber wenn im traulichen Freundeskreise die Ideen hin und her schwirrten, — wenn die Dinge behandelt wurden, die des Menschen Herz bewegen und seinem Sinn die Richtung geben: dann hielt er nicht zurück; dann flog eine Röte über sein blasses, verwittertes Antlitz, und edle Ueberzeugung setzte sich in beredte Worte um.

Dabei verliess ihn niemals weder der Wille noch die Fähigkeit, eine entgegengesetzte Meinung zu prüfen, sich in die Seele eines anderen Menschen hineinzusetzen. In diesem Punkte war er durch eine Feinfühligkeit ausgezeichnet, die sonst nur hervorragenden Frauen eigen zu sein pflegt; und es war einer der psychologischen Gegensätze, die sich in ihm vereinten, dass er den frohen Mut des Helden mit der Divination und dem zarten Takt der Frau verband.

Obwohl er doch jahrelang gewandert war, so haftete nichts von der Ruhelosigkeit an ihm, die schon manchem Reisenden das Leben in der Heimat vergällt hat. Dieselbe zähe Ausdauer, die ihn einst durch Wüsten und tropische Wälder, von Lagerplatz zu Lagerplatz getrieben hatte, — dieselbe Ausdauer hielt ihn später am Schreibtisch fest. Denn so forderte es die grosse Aufgabe seines Lebens.

Selten hat geistige Elastizität einen grösseren Triumph gefeiert, als bei ihm. Einen anderen, ihm ebenbürtigen Geist hätten die erlittene Not, die Isoliertheit vielleicht zerschmettert oder so betäubt, dass er aus dieser Betäubung nicht mehr erwacht wäre. Nachtigal aber löste den Bann mit dem Augenblick, wo er wieder der Unsrige wurde; er zeigte der Welt, dass weder Sahara noch Sudan seiner intellektuellen Grösse etwas anhaben konnte. Die ganze angeborene Schärfe des Verstandes war ihm erhalten geblieben, sein Sinn für wissenschaftliche Methode betätigte sich sofort in freudigster Uebung, und mit spielender Leichtigkeit erfasste er den springenden Punkt für seine eigenen und für fremde wissenschaftliche Leistungen.

Wie lauterer Gold im Feuer, so hat sein Charakter die schwere Probe des Ruhmes und der Ehren ertragen. Wie hoch er auch gestellt wurde, wie laut ihm zugejubelt worden ist: er konnte stets nur bleiben, der er war. Aeusserer Glanz blendete ihn in Europa so wenig, wie Not ihm in Afrika etwas von seiner Würde rauben konnte. Dem römischen Weisen gleich trank er aus goldenen Bechern, als ob es irdene wären, und irdene handhabte er, als wären es goldene.

Nichts änderte sich in ihm; nur das Mass seiner Dankbarkeit wuchs: er betrachtete seine Taten als etwas ausser ihm Stehendes; — als etwas, zu dessen Träger eine höhere Fügung ihn berufen hatte. Dass diese Taten so rückhaltlos anerkannt wurden, das erfreute ihn, das mehrte seine Dankbarkeit.

Mit dieser edlen Empfindung konnte allein seine Bescheidenheit, der eigentliche Grundzug seines Charakters, in die Schranken treten. Sie wurzelte in der Erkenntnis, dass die Erfolge des Reisenden oft an zarten Fäden hängen; an Fäden, nur zu leicht durchschnitten von dem bösen Willen eines einzelnen, von tückischer Krankheit, von Hungersnot, Wassernot oder dem Fehlen unentbehrlicher Transportmittel. Auch ihm waren diese Fäden mehr als einmal durchschnitten worden; immer wieder war es dem Genie seiner Beharrlichkeit gelungen, die zerrissenen Stücke neu zu verknüpfen. Aber seinem ergebenen Sinn erschien stets als gnädiges Geschick, was doch vornehmlich ein Resultat seiner moralischen Kraft war.

So ungebrochen sein Geist aus der langen Forschungsreise hervorgegangen war, so wenig war in ihm die Lust erstorben, ein froher Mensch mit frohen Menschen zu sein. Er, der in Afrika gelernt hatte, alles zu entbehren, zeigte in Europa, dass er sich an allem erfreuen konnte.

Es gab kaum einen Kreis, in den man ihn nicht gern hineingezogen hätte; und zuweilen wurde ihm die Last zu gross. Denn seine Herzensgüte machte es ihm schwer, in den kleinen Dingen des Lebens „Nein“ zu sagen; er nahm lieber ein Ungemach auf sich und opferte ein Stück seiner schwer beanspruchten Zeit, wenn er anderen dadurch eine Enttäuschung ersparen konnte. Aber je zaghafter ein „Nein“ über seine Lippen kam, um so entschiedener ertönte das „Ja“, durch welches er sich selbst zu einer grossen Aufgabe band.

Er hatte jederzeit eine offene Hand, die oft missbraucht wurde. Hier schloss er gern die Augen vor seiner Lebensklugheit; denn seine Gabe war stets grösser, als jene zulies. Wenn einmal entdeckt, so

verbarg er seinen Hang zum Wohltun gern hinter Selbstironie und nannte sich schwach oder überlistet, wo er doch nur von Herzen wohlthätig war.

Alles Lebende schien seine Sympathie zu erwecken. Besonders rührend war seine Liebe zu Tieren. Es zwingt mir heut ein wehmütiges Lächeln ab, wenn ich an sein eigenes Heim in Berlin denke, das er mit einem Papagei und drei kleinen Hündchen wie mit Gleichberechtigten teilte. Wie konnte es auch anders sein? Hatte er es doch selbst in Tibesti, angesichts des Verhungerns, nicht vermocht, die angeschlagene Büchse loszudrücken, nur weil der aufs Korn genommene Pavian ihn anblickte; was andere einen jagdberechtigten Schuss genannt hätten, das erschien dem, der selbst kaum noch das Leben hatte, als ein Mord. Es ist notorisch, dass Nachtigal, während des ganzen Verlaufs seiner Reisen, nicht einen einzigen Schuss abgefeuert hat. Diese Tatsache ist äusserst charakteristisch für ihn; sie beweist, dass weder Not noch grauenvolle Ereignisse (wie die in Bagirmi) die zarte Besaitung seiner Seele zerstören konnten.

Ein Grundton jugendlicher Frische durchdrang sein ganzes Wesen. Die alte studentische Heiterkeit schien unausrottbar. Auch blieb ihm aus der Jugendzeit das dunkelgelockte Haar in voller Ueppigkeit bewahrt; desgleichen der frische Klang der Stimme, die immer etwas Herzliches hatte. Seine Sprache besass einen Anflug von altmärkischem Dialekt und erhielt dadurch etwas Charakteristisches. Gegen das dunkle Haupthaar stach der fahlgraue Ton seines durchfurchten Gesichtes grell ab. Seine Figur war von mittlerer Grösse, weder gedrunken noch schwächlich; nur die Zierlichkeit seiner Hände und Füsse deuteten auf einen zarten Bau.

Der Gegensatz zwischen seiner unverwüstlichen inneren Jugendfrische und dem aufziehenden Alter tat ihm weh. Er wollte nicht alt werden. Dass er den Tod nicht fürchtete, das hat er ja oft genug bewiesen; aber das Alter fürchtete er. Nicht ungern pflegte er scherzend von sich zu sagen: er stehe in der zweiten Jugend.

Man muss bekennen, dass er psychologisch einer der merkwürdigsten Männer war; dass er Eigenschaften in sich vereinigte, die sonst auf viele Menschen sich verteilen, die aber bei demselben Menschen sich auszuschliessen scheinen: Sein heiterer Sinn und seine ernsten Ziele; seine grossen Erfolge und seine Bescheidenheit;

seine Kenntnis der Menschen und sein Wohlwollen für sie; sein Hang zu philosophischer Beschäftigung und seine Freude an der Geselligkeit; alles das sind Gegensätze, die zu harmonischer Verschmelzung in ihm gelangten.

Leiden hatten ihn nicht herbe gemacht — nur geläutert; und so stand er da: milde und mutig zugleich; klug und ohne Falsch; streng gegen sich, liebevoll für andere; stets zartfühlend, nie empfindlich, — ein Soldat der Pflicht, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, ein grosser Dulder, ein Weiser, ein Held für Deutschlands Ruhm und Grösse!

Sein Name wird ertönen, so lange die Wissenschaft ihre besten Männer nennt; so lange die Jugend sich an grossen Vorbildern aufrichtet; so lange Deutsche ihre Heroen feiern.

Alles in ihm arbeitete auf Verklärung hin. Das war der Kern seines Lebens.

Er hatte mehr Leiden kennen gelernt als andere!

Oft wandte sich unser trautes Zwiegespräch dem letzten unergründeten Geheimnis der Menschheit zu; dann hatte der Tod stets ein freundliches Antlitz für uns. Mag es ihm auch in der letzten Stunde gelächelt haben! Denn bange Ahnungen durchzogen ihn, dass er die Heimat nicht mehr wiedersehen werde und fern von der geliebten Erde sterben solle.

Das mag den lieblichen Zukunftstraum zerstört haben, den er träumte. Sein Ideal war, abseits von dem Wellenschlage unlauterer Strebungen, auf eigener Scholle zwischen Blumen zu wandeln, wohlzutun und von seinen eigenen Errungenschaften aus eine Brücke zu schlagen zu der Gesamtarbeit der Menschheit.

Nun — dieser Traum erfüllte sich nicht! Und so erscheint es uns als der Schluss des waltenden Schicksals, dass Resignation sein Teil werden, dass er am Ende seines Lebens ausrufen sollte:

„Du hast gehofft — dein Lohn ist abgetragen.“

Das ist die Stelle, wo wir anhalten müssen.

Denn undurchdringlich, ungreifbar schwebt über uns allen das Geschick.

Wenn es aber einen Trost für unsern grossen Freund gab, in jener bangen Stunde, welche die letzte ist, so ward ihm dieser zuteil.

Denn er starb für seinen Kaiser und für das Land, das er so sehr geliebt; und auf sein Grab hat Deutschlands Genius die Siegespalme niedergelegt.

Wenden Sie dorthin Ihre Blicke — zu jenem Kap Palmas, das einsam in die atlantischen Fluten ragt; dorthin, wo die irdischen Reste des grossen Forschers ruhen, wo all' seine Qual ihr Ende fand, wo seine Taten die unvergängliche Ehrenwache halten.

Der Stern des Ruhmes und der Menschenliebe schwebt über diesem Grabe, und mit unauslöschlichen Zügen wird das dankbare Vaterland die Worte darauf verzeichnen:

„Er war getreu — bis in den Tod!“

Der schönste Schmuck des Hauses
sind die Werke des

Vereins der Bücherfreunde

Der „Verein der Bücherfreunde“ besteht 22 Jahre und hat bis jetzt
178 Werke der besten zeitgenössischen Autoren veröffentlicht.

Der „Verein der Bücherfreunde“ liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 Werke von durchschnittlich je 20 Druckbogen Umfang auf holzfreiem Papier in geschmackvollem Einband — die populär-wissenschaftlichen Bände sind reich illustriert — zum Abonnementspreis von M. 4.50 (Kr. 5.40, Fr. 6.—) für die gebundene und M. 3.75 (Kr. 4.50, Fr. 5.—) für die geheftete Ausgabe.

Ausführliche Prospekte durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes oder die Geschäftsleitung BERLIN SW 47

Der „Verein der Bücherfreunde“ ist die erste u. einzige Vereinigung, welche wirklich gute neue Bücher — unverkürzte Arbeiten erster Schriftsteller — in würdiger Buchausstattung (keine Piennighefte oder minderwertige, aus schlechtem Material hergestellte Fabrikware) zu äusserst mässigen Preisen gegen Teilzahlung postfrei liefert, ist daher mit ähnlich lautenden, nachträglich entstandenen Nachahmungen, sogenannten Kollektionen, Gesellschaften etc., die zum Teil nicht Originalarbeiten, sondern stark verkürzte Ausgaben liefern, nicht zu verwechseln.

Urteile aus letzter Zeit:

Gutsbesitzer C. J., Schloss T.: „Ich bin glücklich, diesem Verein anzugehören, welcher nirgendwo seinesgleichen hat.“

Postassistent M. H. in Gnadenfeld: „Für Bekanntwerden Ihres Vereins in meinem Bekanntenkreis werde ich sorgen.“

H. M., Münster a. Stein: „Von der Qualität der Bücher bin ich hoch-

befriedigt — ich werde nicht verfehlen, dem Verein nach Möglichkeit neue Freunde zu werben.“

Fr. H., prakt. Tierarzt in A.: „Die Werke haben mir immer sehr gut gefallen.“

Ingenieur E. in Brackwede: „Mit den Büchern bin ich besonders zufrieden.“

U. a. m.

Ausführliches Verzeichnis der 23. Serie umstehend
Die Veröffentlichungen der Serie 1–23 nebst Satzungen enthält der Prospekt

➡ 23. Serie ➡

Der Verein der Bücherfreunde

Gegründet 1891

Geschäftsleitung: Verlagsbuchhandlung Alfred Schall, Königl. Preuss. und Herzogl. Bayer. Hofbuchhandlung, Berlin SW 47, Grossbeerenstr. 27a

liefert seinen Mitgliedern in der 23. Serie folgende erstklassige Werke zeitgenössischer deutscher Schriftsteller:

Sporn und Kiel Roman von Geh Justizrat Dr. Friedrich Jacobsen, Landgerichtsdirektor. — Einzelpreis für Nichtmitglieder geh. M. 3.—, gbd. M. 4.—

Fahrten und Wanderungen Von Prof. Dr. Johannes Trojan. — Einzelpreis für Nichtmitglieder geh. M. 3.—, gbd. M. 4.—

Gustav Nachtigal Ein deutsches Forscherleben im dunklen Erdteil von Dr. J. Wiese. Mit zahlreichen Tafeln und Karten. Format 17×24 cm. Einzelpreis für Nichtmitglieder geh. M. 10.—, gbd. M. 12.—

Der fremde Vetter Schilderungen aus dem heutigen England. Von Dr. O. Mysing. — Reich illustriert. Einzelpreis für Nichtmitglieder geh. M. 3.—, gbd. M. 4.—

Eine arme Seele u. andere Novellen von Marie Bernhard. Einzelpreis f. Nichtmitglieder geh. M. 3.—, gbd. M. 4.—

Das heilige Feuer Roman v. Sophie Charlotte v. Sell. Einzelpreis für Nichtmitglieder geh. M. 3.—, gbd. M. 4.—

Verschlossene Gärten Roman von Fritz Gantzer. Einzelpreis für Nichtmitglieder geh. M. 3.—, gbd. M. 4.—

Renate Westedt Roman von Thusnelda Kühl. Einzelpreis für Nichtmitglieder . . geh. M. 3.—, gbd. M. 4.—

➡ Diese acht Werke erster deutscher Schriftsteller kosten in tadelloser Ausstattung für die Mitglieder des „Vereins der Bücherfreunde“ in gediegenen Einbänden nur 18 M. (21 Kr. 40 h — 24 Franken), ungebunden 15 M. (18 Kr. — 20 Franken)

Umtausch gegen Werke aus anderen Serien gestattet

➡ Prospekte durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes oder direkt franko v. d. Geschäftsleitung Berlin SW 47.

Verlagsbuchhandlung Alfred Schall Kgl. Preuss. und Herzogl. **Berlin SW 47**
Bayer. Hofbuchhandl.

Hermann von Wissmann

Deutschlands grösster Afrikaner

Sein Leben u. Wirken unter Benutzung des Nachlasses

dargestellt von

Dr. A. Becker,
Oberstabsarzt a. D.

C. v. Perbandt,
Hauptmann a. D.

G. Richelmann,
Oberstleutnant z. D.

Rochus Schmidt,
Oberstleutnant und Brigadier der 3. Gendarmerie-Brigade

Dr. W. Steuber,
Generalarzt, Korpsarzt des 4. Armeekorps.

Umfang 38 Druckbogen mit zahlreichen Abbildungen,
===== **Faksimiles und Karten** =====

Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage

Preis elegant gebunden Mark 15.—

=====

Das vorliegende umfangreiche und reich ausgestattete Werk gibt dem deutschen Volke nicht nur ein lebenswahres treffliches Bild des grossen Kolonialhelden und seines Wirkens, sondern schildert auch den Entwicklungsgang der hochbedeutsamen Epoche unserer Kolonialgeschichte, die von Wissmann gemacht und beeinflusst ist. Freunde Wissmanns, die in kolonialen und schriftstellerischen Kreisen rühmlichst bekannt sind, die ihn in wichtigen Vertrauensstellungen an dem Gelingen seiner grossen und schweren Arbeit unterstützt haben, zugleich aber zu seinen vertrautesten Freunden zählten, haben ihm hier unter Benutzung seines eigenen umfangreichen Nachlasses ein würdiges und gerechtes literarisches Denkmal gesetzt. Durch das Buch erhält man erst ein richtiges Urteil über die Person, den Charakter und das Wirken Hermann von Wissmanns und die kolonialen und politischen Vorgänge in der Wissmannzeit.

Verlagsbuchhandlung Alfred Schall Kgl. Preuss. und Herzogl. Berlin SW 47
Bayer. Hofbuchhandl.

Das Stromgebiet der Erde

Geographische, geologische und volkswirtschaftliche Schilderung der Flüsse

==== Von **Dr. J. Wiese** ====

Umfang 26 Druckbogen mit zahlreichen Illustrationen und Karten

Preis: Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Die Bedeutung der Ströme im Leben der Länder und Völker zu zeigen, hat der Autor in fesselnder Weise verstanden. Eine zusammenhängende Darstellung der grössten Ströme hat es noch nicht gegeben. Es handelt sich nicht um eine ausführliche Schilderung aller Beziehungen der einzelnen Ströme, sondern um die Betonung ihrer charakteristischen Eigenschaften, mögen sie nun im Bereich des Geologischen, Geographischen oder des Verkehrs liegen, wie bei den afrikanischen Strömen, die für die wirtschaftliche Entwicklung Afrikas von grosser Wichtigkeit sind. So werden die bedeutendsten Ströme und Stromgebiete der fünf Erdteile geschildert; und das nicht zu umfangreiche Buch verschafft dem Leser eine amüsante und nützliche Lektüre.

Eine Fahrt um die Welt

==== Von **Julius Dittmar** ====

Mit zahlreichen Abbildungen nach eigenen Aufnahmen

Preis: Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Ein hochinteressantes Werk. — Ein Buch, das in gleicher Weise von der Belesenheit wie von dem Wissen des Verfassers Zeugnis ablegt. Man kann behaupten, dass das vorliegende Buch zu den besten gehört, die über Weltreisen geschrieben worden sind. Die Vollkommenheit ist aus diesem Grunde um so anerkennenswerter, als der Verfasser das Werk ganz aus neuem Boden herausgearbeitet hat. Die technische Ausstattung des Werkes ist vorzüglich. (Hamburger Correspondent.)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Verlagsbuchhandlung Alfred Schall

Kgl. Preuss. u. Herzogl.
Bayer. Hofbuchhandl.

Berlin SW⁴⁷



Varzin



Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Otto v. Bismarck

==== Von **P. Hahn** =====

Umfang 19 Druckbogen mit zahlreichen Illustrationen

PREIS: Geheftet M. 3.30 Gebunden M. 4.25

Der Verfasser dieses interessanten Buches hat auf einem der Varzin'schen Güter Bismarcks vortreffliche Gelegenheit gehabt, den Fürsten vielfach im Verkehr mit den Gutsleuten zu beobachten, und da er ein guter Beobachter war und trefflich versteht, diese Beobachtungen klar, schlicht und anschaulich wiederzugeben, so erhalten wir ein Bild von «Bismarck in seinem Verhältnis zu dem gemeinen Mann», wie es in solcher Ausführlichkeit mit soviel interessanten Details uns bisher noch keiner gemalt hat.

Unterirdische Gluten

Die Natur und das Wesen der Feuerberge im Lichte der neuesten Anschauungen für die Gebildeten aller Stände in gemeinverständlicher Weise dargestellt von

==== **Dr. phil. Hippolyt Haas** =====

o. ö. Honorarprofessor der Universität Kiel

===== **Zweite Auflage** =====

Umfang 20 Druckbogen in Oktav mit 97 Illustrationen

PREIS: Geheftet M. 4.50 Gebunden M. 6.—

Der Verfasser bespricht die neueren Ansichten über den Aggregatzustand im Erdinnern, den Streit um die vulkanische Spalte, den Mechanismus des Vulkans, a) die treibende Kraft, b) den äusseren Teil der Maschine, die verschiedenen Anpassungsformen der vulkanischen Tätigkeit, unterseeische Eruptionen etc. etc. Das vorliegende Werk eine prächtige Gabe für die Gebildeten aller Stände, es erfüllt durch eine edle, gemeinverständliche Sprache seinen Zweck der Einführung in die Probleme über die Natur und das Wesen der Feuerberge. Die Ausführung der Abbildungen ist ausgezeichnet. (Norddeutsche Allgem. Zeitung.)

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 113087941